

A. J. STORFER

IM
DICKICHT
DER
SPRACHE

A. J. STORFER

IM DICKICHT
DER SPRACHE

VERLAG
PASSER



INTERNATIONAL
PSYCHOANALYTIC
UNIVERSITY

DIE PSYCHOANALYTISCHE HOCHSCHULE IN BERLIN

A. J. STORFER
IM DICKICHT DER SPRACHE



IM DICKICHT DER SPRACHE

VON

A. J. STORFER

VERLAG DR. ROLF PASSER
WIEN — LEIPZIG — PRAG

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1937 by Verlag Dr. Rolf Passer, Wien

Schutzumschlag: Maenner, Wien
Druck von Julius Kittls Nachfolger, M.-Ostrau

INHALTSVERZEICHNIS

Von A bis Z

Abstecher	9	Katzelmacher	79
Ausmerzen	9	Killen	88
Backfisch	10	Knickebein	88
Ballast	11	Kur	89
Behelligen	12	Lücken büßen	91
Bismarck	12	Mob	92
Cancan	14	Nachahmen	94
Dattel, Banane	17	<i>Lehnwörter der Weinkultur</i>	
Einen Denkkzettel bekommen	19	<i>aus dem Lateinischen</i>	95
Drastisch	20	Nachtigall, rossignol	97
Elend	21	Neun	97
Erpressung, chantage, blackmail	25	Nihilismus	102
Sich ins Fettnäpfchen setzen	28	Paprika, Pfeffer	104
Feurige Kohlen	28	Paschen, schmuggeln, schwärzen	113
Aus dem ff, nach Schema F	31	Pistole	114
Fisimatenten	32	Pluzer	119
Flanell	36	Putsch	123
<i>Keltische Wörter im Deutschen</i>	37	Quintessenz	127
Fratze, Fratz	44	Rabeln	127
Gamin	47	Räsonnieren	129
<i>Deutsche Wörter im Pariser</i>		Renommieren	131
<i>Argot</i>	49	Schnorren	131
Ins Gras beißen	52	<i>Pseudojüdische Wörter</i>	135
<i>Umschreibungen des Sterbens</i>	57	Schwindler	138
Halunke	66	Schwul, Schwulität	139
Hand ins Feuer legen	67	Spitzel	140
Die Hosen verlieren	67	Steckbrief	145
Das geht über die Hutschnur	68	Stinken, stänkern	146
Isabellenfarbe	69	Strohwitwe	148
<i>Wörter, die an Belagerungen</i>		Toast	153
<i>erinnern</i>	70	Veronal	154
Jause	77	Zwilling	155

Kreuz und quer

Schweizerische Wörter im Hochdeutschen	159
Aus dem Wortschatz des Wienerers	167
Tiernamen als Krankheitsnamen	181
Die Namen der fünf Erdteile	199
Über Sprachmengerei	214
Verblaßte Verkleinerungsformen	228
Aristophanische Zusammensetzungen	256
Von einsilbigen Wörtern und deren Überhandnehmen	280
Register	297

VON A BIS Z



Abstecher

„Einen Abstecher machen“ (vorzugsweise: einen kleinen Abstecher) kommt aus der Seemannssprache. In die See „stechen“ bedeutet ursprünglich: vom Ufer abstoßen, indem man vom Fahrzeug aus eine Stange gegen einen festen Halt sticht. Abstecher ist eine kleine Fahrt im Boot, das mit dem Bootshaken vom großen Fahrzeug „absticht“. Dann übertragen auf jeden einen größeren Weg unterbrechenden Nebenweg. Die Redensart gelangte aus niederdeutschen Mundarten (een Afstekker maken) um 1770 herum ins Schriftdeutsche.

In der deutschen Gaunersprache ist „Abstecher“ ein kleines spitziges Eisen zum Öffnen eines Vorhängschlosses. (In früheren Zeiten wurde dieses Gerät gewöhnlich am Tabaksbeutel befestigt.)

Ausmerzen

Nicht weniger als fünf Ableitungen stehen zur Wahl:

a) Den stärksten Anklang findet die folgende: im Frühling, vornehmlich im März, werden die zur Zucht untauglichen Schafe ausgeschieden. Daher wird das auszuschneidende Schaf ein Märzschaf genannt¹. Diese Ableitung führt dazu, daß manche nicht ausmerzen schreiben, sondern ausmärzen. Zur Stützung dieser Ableitung wird herangezogen, daß spanisch marzear „die Schafe (im März) scheren“ bedeutet. Übrigens ist im Deutschen ausmerzen bis ins 18. Jahrhundert nur von Schafen gesagt worden.

b) Grimms Wörterbuch denkt an lateinisch merx, mercis = Ware und schreibt vorsichtig: „man würde sich für merz (lateinisch merx) entscheiden, wenn es die Kaufleute vom Ausscheiden schlechter Ware gebrauchen“.

c) Auch gotisch marzjan = einen ärgern ist als Vorläufer von ausmerzen in Betracht gezogen worden.

d) Andere vermuten eine Verwandtschaft mit dem mundartlichen Zeitwort murzen = schneiden, tilgen.

e) Schließlich deuten einzelne Forscher merzen als merken. Merken wäre ein Iterativum, eine die häufige Wiederholung ausdrückende Ableitung, von merken (so wie blitzen = blickezen von blicken, also häufig aufleuchten, oder schmatzen = schmackezen von schmecken, also nachdrücklich, mit Wohlbehagen schmecken, schluchzen von schlucken, seufzen von saufen, jachzen und ächzen von juchhe und ach). Die Schafe ausmerzen, hieß

1) Die Ausmusterung im Spätherbst heißt bracken, ausbracken (von brack = minderwertig, einer Nebenform des niederdeutschen wrack = beschädigt, untauglich, auch als Hauptwort, z. B. Schiffswrack).

demnach, die auszusondernden Tiere mit einer Marke, einem farbigen Strich etwa, kennzeichnen. Merzen entspräche also sowohl der Wurzel als der Bedeutung nach dem Zeitwort markieren. Für die Ableitung von der Wurzel merk spricht auch das englische Zeitwort to mark out = ausmerzen.

Von diesen fünf verschiedenen Ableitungen scheinen die erste und letzte am besten begründet zu sein; beide berühren die Schafzucht und es ist sprachgeschichtlich nicht ausgeschlossen, daß nicht ein Entweder-oder, sondern ein Sowohl-als vorliegt, d. h. daß beide etymologische Quellen (sowohl der Monatsname März, als auch die Tätigkeit des Versehens mit einer Marke) von Einfluß auf die Entstehung des heutigen Zeitwortes ausmerzen waren.

Backfisch

als Bezeichnung für halbwüchsige Mädchen erklären

a) die einen mit dem im Deutschen (bis auf einzelne, besonders die Schifffahrt betreffende niederdeutsche Ausdrücke) ausgestorbenen, im Englischen noch erhaltenen germanischen Worte *back* = Rücken, hinten, zurück, weil man nämlich die jungen Mädchen mit jenen zu jungen unausgewachsenen Fischen verglichen habe, die der Fischer ins Wasser zurück (back!) wirft,

b) die andern (z. B. Borchardt-Wustmann) mit *backen*, weil die zarten jungen Fische, die zum Sieden noch nicht taugen, gebacken werden.

c) Wieder eine andere Deutung meint, Backfisch sei aus der bequemen Aussprache von *Bachfisch* entstanden, und die halbwüchsigen Mädchen habe man mit den in Bächen lebenden Fischen verglichen, weil diese — im Gegensatz zu den Fischen der großen Flüsse und des Meeres — zierlich und munter seien.

d) H. Schrader faßt den Backfisch als ein Wesen auf, das aus dem kleinen *Bach* der Pensionssüßwasser oder der Kinderstube in die siebenfach gesalzene See der Welt hinausgeworfen wird.

e) Auch mit *Baccalaureus*, der früheren Bezeichnung des Doktoratskandidaten, bringt man wegen des Anklangs den Backfisch in Verbindung und dafür spricht jedenfalls einigermaßen der Umstand, daß der Ausdruck Backfisch zuerst in der Mitte des 16. Jahrhunderts als Bezeichnung für junge Studenten (also für männliche Wesen) auftaucht. (Kurz nach diesem Auftreten des Ausdrucks Backfisch ist auch seine offenbar aus studentischen Kreisen ausgehende Anwendung auf junge Mädchen belegt.)

f) R. Riegler legt Gewicht auf die Feststellung, daß in Studentenkreisen früher die jungen Mädchen auch kurz als *Fische* bezeichnet wurden;

hierbei habe in wenig schmeichelhafter Weise die Dummheit als tertium comparationis gegolten; der Metapher liege aber auch die Vorstellung des K ö d e r n s zugrunde, indem die Studenten den Mädchen in ähnlicher Weise nachstellten, wie die Angler den Fischen; hingegen beziehe sich der Ausdruck B a c k f i s c h wohl auf das Lockende, A p p e t i t l i c h e des Aussehens (welche Erwägung dann zur obigen Deutung b zurückführt).

Holländisch bakvisch und dänisch bakfisk sind dem deutschen Ausdruck nachgebildet.

Ballast

Levinus Hulsius erklärt 1548: „Pallast, d. i. Sand-Last oder Sand und Stein, so alle Schiff unden müssen einladen, daß sie nicht umbfallen.“

Das Wort macht zwar gleich den Eindruck eines zusammengesetzten Wortes, dessen zweiter Teil das zur Sippe des Zeitwortes „laden“ gehörige Hauptwort „Last“ ist und dieser Eindruck kann wohl auch als richtig gelten, aber in Bezug auf die Deutung des ersten Teiles der Zusammensetzung besteht Unsicherheit. Es bieten sich nicht weniger als sechs verschiedene Erklärungen für den ersten Teil des Wortes Ballast.

Nach der einen ist die erste Silbe das holländische b a l = schlecht, Ballast daher: schlechte Last.

Nach anderer Auffassung wäre die ursprüngliche Form b a r m - l a s t , wobei im ersten Teil eine Nebenform von nordisch barmr = Rand, angelsächsisch bearm = Schoß (des Schiffes) vermutet wird.

Nach einer dritten Deutung wäre Ballast zusammengezogen aus b a r e Last (nackte Last, bloße Last), wie man den zum Erhalten des Gleichgewichtes des Schiffes mitgenommenen Sand im Gegensatz zur eigentlichen Fracht bezeichnet haben soll.

Wieder eine andere Vermutung weist auf dänisch b a g = hinten hin (vgl. dazu englisch und niederdeutsch back, deutsch Backbord). Ballast wäre also die hintere, d. h. die unter der gewöhnlichen liegende Last.

Nach der fünften Hypothese ist Ballast = B o h l e - L a s t , d. h. die auf den Bohlen (auf dem Boden des Schiffes) liegende Last.

Eine sechste, die einfachste, aber am schwächsten gestützte Erklärung sieht im Ballast eine alte Form für B e i - L a s t .

Im F r a n z ö s i s c h e n hat l e b a l l a s t außer der deutschen, auf die Schifffahrt bezüglichen auch die Bedeutung: Beschüttungsmaterial (im Eisenbahnbau). Dazu die Weiterbildungen: ballaster = eine Strecke schottern oder zerstoßene Steine befördern, ballastage = „Füttern“ der Schwellen mit Kies. Von deutsch „Last“ kommt übrigens im Französischen auch l a l a s t e =

Schiffslast (als Gewichtsbezeichnung: 2000 kg) und le lest mit der Bedeutung Ballast (z. B. aller en lest oder sur son lest, nur mit Ballast beladen fahren) und der übertragenen Bedeutung Gegengewicht. Im Italienischen: lasto = Schiffslast.

Im englischen Slang ist ballast auch die Bezeichnung für Geld, ein reicher Mann ist daher: well-ballasted. Auch sagt man von jemandem, dem die Urteilskraft fehlt oder dem der Eigendünkel zu Kopf gestiegen ist, er habe seinen Ballast verloren (lose his ballast). Im Übrigen deckt sich — in seiner Beziehung auf das Schiff — das englische Wort ballast mit dem deutschen. Nur bei der übertragenen Verwendung des Wortes ergibt sich ein bemerkenswerter Unterschied. Im Deutschen bedeutet Ballast im übertragenen Sinne: etwas, das eine störende, überflüssige Überladung darstellt (z. B. der Ballast von Phrasen in einer Rede). Ganz anders bezeichnet englisch ballast in übertragenem Sinne das, was Stetigkeit, (sittlichen) Halt usw. gibt. Ballast in übertragenem Sinne ist also im Deutschen etwas Überflüssiges, Bedauerliches, im Englischen etwas Erwünschtes, Erstrebenswertes. In der englischen Bedeutungsübertragung ist also der Vergleich mit dem Schiffe, das auf Ballast ja angewiesen ist, korrekt geblieben.

Behelligen

Das mittelhochdeutsche hel, hellec = schwach, matt lebt noch in verschiedenen mundartlichen Wörtern fort, z. B. im hessischen hāl = ausgetrocknet, mager, saft- und kraftlos. Hälgarten ist eine dürre Wiese, Halgans eine magere, noch ungemästete Gans, Hälschwein oder Hehlsau ein halbwüchsiges oder mageres Schwein. Im Plattdeutschen: ein haler Wind. Im Schweizerischen bedeutet hellig: ermattet, leer im Magen, hungrig. Zu dieser Wurzel gehört in der neuhochdeutschen Schriftsprache behelligen = belästigen, mit der ursprünglichen Bedeutung: jemand beschwerlich werden, ihn durch Verfolgung ermüden. Als seltenere Nebenform von behelligen begeben wir dem Zeitwort „abheiligen“, z. B. in den landwirtschaftlichen Landtagsberichten Steiermarks aus dem Jahre 1540 („ieren abgeheiligten und betriebten Landen“).

Bismarck

Die verbreitetsten Formen der Wortstutzung sind die Prokope (auch Aphairesis genannt), d. h. der Wegfall des Wortanfangs (z. B. Bodega aus Apotheke, Bus aus Omnibus, Grete aus Margarete, italienisch storia aus lateinisch historia) und die Apokope, d. h. der Wegfall des Wortendes (Sarg aus Sakophag, Pneu aus Pneumatik, Zoo — in Basel Zolli — aus

Zoologischer Garten, Magda aus Magdalene). Weniger häufig ist die dritte Form der Wortstutzung, die sogenannte *Synkope*, bei der der Sparsamkeitstendenz der Sprache die Mitte eines Wortes zum Opfer fällt, wie z. B. in der amerikanischen Umgangssprache Frisco für (San) Francisco, in der Levante Cospoli für Constantinopel, in der österreichischen militärischen Sprache Baon für Bataillon. Ein gutes Beispiel der Synkope liefert der Familienname Bismarck, den die Namensforschung auf *Bischofsmark* zurückführt; die Besitzungen der Familie Bismarck grenzten nachweislich an das Bistum Verden. (Auch das Wort „Bistum“ ist übrigens synkopisch entstanden aus althochdeutsch *bischoftuom*, mittelhochdeutsch *bischoftuom*)¹.

Der Familienname Bismarck gehört zu jenen Eigennamen, die Grundlage zu bestimmten Wortneubildungen lieferten, wenn auch nicht zu dauernden Neologismen nach der Art der oft angeführten Beispiele „Guillotine“ nach dem Dr. Guillotin, „Sandwich“ nach Lord Sandwich usw. Auch ist es nicht das deutsche Wörterbuch, das durch Abkömmlinge des Namens Bismarck bereichert worden ist, sondern — vorübergehend — das französische.

Nach dem preußischen Sieg bei Königgrätz (1866), den übrigens die Franzosen nach dem Dorf Sadowa bezeichnen, war es in Frankreich üblich, eine gewisse rotbraune Farbe als „bismarck“ zu bezeichnen. (Ein Beleg aus dem Jahrgang 1867 von *La Vie Parisienne*: *La baronne est en bismarck de pied en cap*, die Baronin ist vom Scheitel bis zur Sohle in „Bismarck“.) Bis dahin bezeichnete man diese Farbe nur als „aventurine“ nach dem Mineral Aventurin (Glimmerstein), einer rötlichbraunen Quarzart. Offenbar hat der rotbraune Uniformmantel auf einem zeitgenössischen Bismarckbildnis in Frankreich nachhaltigen Eindruck gemacht, denn die neue Farbe „bismarck“ kam stark in Mode. Car, n'oublions pas, bemerkt 1889 der Argot-Lexikograph Larchey, M. de Bismarck eut sous l'Empire ses admirateurs, vergessen wir nicht, daß Herr von Bismarck im (zweiten) Kaiserreich Verehrer hatte. Der Name Bismarck diente der französischen Umgangssprache auch zur Bezeichnung folgender Farbennuancen: *bismarck en colère* (Bismarck in Zorn) = dunkelbraun und *bismarck malade* (krankes Bismarck) = hellbraun.

Nach 1870 gab es aber in der französischen Umgangssprache bereits ein Zeitwort *bismarcker* oder *bismarquer* mit der Bedeutung überlisten, sich etwas mit allen Mitteln aneignen. Das Zeitwort (es ist

¹) Man kann Bismarck und Bistum aus Bischofsmark und Bischofstum auch zu den *elliptischen Zusammensetzungen* („Klammerformen“) nach Art von Pappenstiel statt Pappenblumenstiel, Weißbäcker statt Weißbrotbäcker, kornblau statt kornblumenblau zählen. Vgl. das Stichwort Pappenstiel in „Wörter und ihre Schicksale“.)

noch 1912 bei Villatte als Parisismus verzeichnet) gelangte mit dieser Bedeutung auch ins Spanische und ins Portugiesische. Villatte gilt als pariserisch auch an: *bismarck* = der Hintere. Aus dem Argot sei noch angeführt: *envoyer une dépêche à Bismarck* (eine Depesche an Bismarck absenden) = auf den Abtritt gehen. Vielleicht ist die Entstehung dieser Umschreibung auch durch die oben erwähnte französische Farbenbezeichnung *bismarck*, dann vielleicht auch durch das französische Volkswort *prussien* = Gesäß mitdeterminiert. Das Wort *bismarck* hatte im Argot auch die Bedeutung: Zweimarkstück; dies ist ein Wortspiel aus „bis“ = zweifach und „Mark“.

Für England verzeichnete das Slangwörterbuch von Farmer und Henley ein Zeitwort *bismarquer* = *betrügen*, besonders beim Kartenspiel oder beim Billard unehrlich sein. Das Wörterbuch erklärt: „nach dem Namen des Fürsten Bismarck, über dessen Politik 1865—66 ein großer Teil der europäischen Öffentlichkeit sich entrüstete“. Doch konnte sich dieser beleidigende Wortgebrauch nicht dauernd im englischen Slang halten, die Ausgabe 1903 des genannten Wörterbuches bezeichnet den Ausdruck bereits als veraltet. — In Amerika trägt eine Stadt noch heute den Namen des großen deutschen Kanzlers: die 1873 gegründete Hauptstadt von North Dakota heißt Bismarck.

Cancan

Der Cancan, den man in den letzten Jahren einigemal wieder ans Rampenlicht großer Varietébühnen gezogen hat und der auch in einigen Filmen ein Auferstehen feiert, war eigentlich kein eigener Tanz, sondern eine Schlußfigur der Quadrille, noch genauer, eine Stilart sie zu tanzen. Zuerst wurde der Cancan in Paris unter Louis Philippe im Jardin de Mabilles getanzt¹. Auch eine andere Bedeutung hatte das Wort Cancan zur Zeit des Bürgerkönigtums. Die *cancans* ersetzten damals die Satire der Witzblätter. 1831 ließ Bérard eine Reihe von Einzelblättern erscheinen, die „boshafte

1) 1842 schrieb in der „Augsburger“ Heinrich Heine: „Hier höre ich die Frage, was ist der Cancan? Heiliger Himmel, ich soll für die Allgemeine Zeitung eine Definition des Cancan geben! Wohlan, der Cancan ist ein Tanz, der nie in ordentlicher Gesellschaft getanzt wird, sondern nur auf gemeinen Tanzböden, wo derjenige, der ihn tanzt oder diejenige, die ihn tanzt, unverzüglich von einem Polizeibeamten ergriffen und zur Tür hinausgeschleppt wird. Ich weiß nicht, ob die Definition hinlänglich belehrend ist, aber es ist auch gar nicht nötig, daß man in Deutschland ganz genau erfährt, was der französische Cancan ist.“ Später schrieb Alphonse Karr: „Wir haben den graziösen Cancan, den saint-simonistischen, den Halbcancan, den Anderthalbcancan (*le cancan et demi*) und den Chahut. Nur dieser letztere Tanz ist verboten.“

liederartige Verse mit allerlei Formen der Ironie in Prosa mischten" (Karl d'Ester). Er gab jeder Nummer einen anderen Titel; es gab Cancans populaires, Cancans légitimes, Cancans indomptables usw.¹ Auch als er wegen seiner unerschrockenen Angriffe ins Gefängnis kam, verstand es Bérard, weitere Cancans an die Öffentlichkeit gelangen zu lassen, wo sie nach bekannten Melodien gesungen wurden.

Seine Glanzzeit erlebte der Cancan-Tanz in der Regierungszeit Napoleons III. Da gelangte dieser sinnenfroh ausgelassene Tanz, der geradezu als Sinnbild der Vergnügungssucht im zweiten Kaiserreich gelten kann, zu seiner großen Verbreitung und Berühmtheit. Wie auch in vielen anderen ähnlichen Fällen, war eines Tages die Sache da, ihr Name in aller Mund, aber niemand konnte verlässlich Rechenschaft darüber geben, wie es zu diesem Namen kam. Allerdings bewegen sich die verschiedenen Deutungen, die man dem Worte cancan schließlich gab, auf einem ziemlich engen Gebiete, auf einem lautmalerischen, u. zw. innerhalb einer geschlossenen semasiologischen Ellipse, deren beide Brennpunkte die Begriffe der Ente und des sinnlosen Lärmes sind. Man tut gut, in solchen Fällen die Möglichkeit der Überdeterminierung nicht unbeachtet zu lassen und zu bedenken, daß die eine etymologische Deutung die andere nicht unbedingt ausschließen muß.

Cancan heißt im Französischen, offenbar lautmalerisch, das Geschnatter der Ente, und es sei eben, so argumentieren die einfachsten Etymologien, die Bezeichnung für den wilden, sinnlosen Lärm, den dieser Vogel verursacht, auf den zügellosen und mit geräuschvollen Lustausbrüchen verbundenen Tanz übertragen worden. (Man vgl. übrigens auch die Bedeutungsentwicklung von „Ente“, „canard“ zu Aufschneiderei, Lüge, falsche Zeitungsnachrichten unter dem Stichwort „Ente“ in „Wörter und Schicksale“.) Andere wollen sogar, ungalanter Weise, in dem Schütteln des Leibes beim Cancan eine Ähnlichkeit mit dem Watschelgang der Ente erkennen. (Wenn diese Deutung zurecht bestünde, so hätte die Benennung des Cancans nach dem Gang eines Tieres eine moderne Analogie: die Bezeichnung eines Gesellschaftstanzes als „Fuchsschritt“, foxtrot.)

Bereits Ménage buchte 1694 das Wort cancan und identifizierte es mit lateinisch *quaquaqua*. In den französischen Gymnasien mußten

1) Es gab auch cancans in Zwiegesprächsform. So fragte man z. B. wortspielartig (quand = wann): Quand serez-vous content? Quand j'aurai de l'argent. Quand aurez-vous de l'argent? Quand il y aura du commerce. Quand il y aura du commerce? Quand il y aura de la confiance. Quand il y aura de la confiance? Quand le gouvernement ne fera plus de sottises.

die Schüler ihre öffentlichen Vorträge mit einer lateinischen Ansprache einleiten. Diese lateinischen Einleitungen begannen meistens, angelehnt an die klassischen Vorbilder antiker Beredsamkeit, mit gewissen Entschuldigungen betont bescheidener Art. In Anspielung auf eine berühmte Rede Ciceros, die mit den Worten „*Qua m qua m mihi semper...*“ (Obgleich mir jederzeit...) beginnt, nannte man diese Einleitungen, im weiteren Sinne aber auch geschwätzig, überflüssige oder törichte Phrasen überhaupt: *quamquams*; in französische Form gegossen: *quansquans* oder *cancans*. *Faire un grand quansquan de quelque chose* bedeutet: viel Lärm um etwas machen, unverdienter Maßen großes Aufsehen erregen; und allgemeiner auch: schwatzen, tratschen. (Man vgl. die Redensart „ein großes Tamtam machen“, wo aber auch die Vorstellung des Trommelrührens wirksam ist.)¹

Litré (der 1864 für *cancan* die Definition gibt: „unschicklicher Tanz auf öffentlichen Bällen, mit übertriebenen Sprüngen und schamlosen Gebärden“) weist auf eine Diskussion hin, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts an der Sorbonne darüber stattgefunden haben soll, ob man den Anlaut in den lateinischen Wörtern *quamquam*, *quis* usw. wie *kv* oder wie *k* aussprechen soll. Die Sorbonnisten blieben bei der letzteren, die Anhänger des Philosophen und Philologen Pierre Ramus bei der ersterwähnten Aussprache. Als die Diskussion noch immer nicht erlahmen wollte, habe einer der Anwesenden ungeduldig gerufen: *voilà bien des cancans pour rien*. Richtig belegt ist diese Anekdote aber nicht. Schon lang vor Ramus findet

1) Die Silbenwiederholung, die die Lautform *cancan* zeigt, scheint kein Zufall zu sein, wenn das Wort eigentlich Entengeschnatter, sinnlosen Lärm bezeichnen soll. Für den Ausdruck eines solchen Begriffes eignen sich *Zwillingswörter* — sowohl „reine“ wie *cancan*, als auch solche mit Wurzelvariation — in besonderem Maße. Man beachte die vielen Ausdrücke dieser Art, die Lärm, Tumult, sinnloses Geschwätz, Klatsch, Geschnatter, Unsinn bedeuten: *Larifari*, *Tamtam*, *Gigasgagas*, *Tärlimärli*; englisch *bibble-babble*, *chit-chat*, *tittle-tattle*, *skimble-skamble*, *griffle-graffle*, *miff-maff*, *rimble-ramble*, *fiddle-faddle*, *rip-rap*, *whim-wham*, *ran-tan*, *pow-row*, *argol-vargol*, *talky-talky*, französisch *charivari*, *patati-patata*, *barrabin-barraban*, *chichi*; tschechisch *tlachy-machy*; japanisch *kamgagamba*, samoanisch *tabataba*, *boiboi* auf Neuguinea. Auch der Begriff des Lebhaften, Hastigen, Übereilten, der in der Bezeichnung *cancan* Ausdruck findet, ist ein von *Zwillingswörtern* bevorzugter; vgl. *Schurimuri*, *Hudriwudri*, *gigete-gagete*, *holterpolter*; englisch *catch-match*, *hurly-burly*, *harem-scarem*, *arsy-varsy*. Und schließlich gehört auch das Element des wilden Durcheinanders, der Unordnung, des Chaos zu jenen, zu deren Ausdruck *Zwillingswörter* vorzugsweise verwendet werden; vgl. *Wirrwarr*, *Kuddelmuddel*, *Krausemause*, *Tohuwabohu*; englisch *mingle-mangle*, *mizmaze*, *higgledy-piggledy*, *hubble-bubble*, *hab-nab*, *hoity-toity*, *hurry-scurry*; französisch *bourri-bourra*, *pêle-mêle*, *aroul-boroul*.

man im französischen Schrifttum den Ausdruck *caquehan*, etwa mit der Bedeutung Tohuwabohu, insbesondere für einen Tumult, eine lärmende Versammlung oder einen geräuschvollen Streit.

Jedenfalls galt die Musik, zu der der Cancan zunächst im Vormärz und dann besonders während des zweiten Kaiserreiches getanzt wurde, zu ihrer Zeit den ewigen Nörglern als besonders „verrückt“ und „ohrenbetäubend“, wie etwa in unserer Zeit die amerikanische Jazzmusik, und die Ableitung des Namens des Tanzes aus mundartlichen lautmachenden Bezeichnungen des Entengeschnatters im Besonderen oder des gehäuften Lärmes im Allgemeinen erscheint daher durchaus annehmbar. Die Möglichkeit des begrifflichen Zuflusses aus der Sphäre studentischer Beredsamkeit braucht aber damit nicht als ausgeschlossen zu gelten.

Dattel, Banane

Die Frucht der Dattelpalme (*Phoenix dactylifera*) bezieht ihren deutschen Namen über italienisch *dattilo*¹ vom griechischen *daktylos* = Finger, da ihre Gestalt, zumal in frischem Zustand, an die des menschlichen Fingers erinnert. Auch läßt der Wedel der Dattelpalme an eine Hand mit gespreizten Fingern denken.² Übrigens werden auch die allgemeinen Begriffe „Palme“ und „Hand“ miteinander in Verbindung gebracht: griechisch *palame*, lateinisch, italienisch und rumänisch *palma*, französisch *paume*, englisch *palm*³ bedeuten: Hand, Handfläche.

Das obengenannte griechische Wort *daktylos* = Finger ist bekanntlich auch der Name eines Versfußes. Der Daktylos⁴ besteht aus einer langen

1) Als *dattilo* bezeichnet der Italiener nur den Daktylos, den Versfuß, die Frucht nennt er *dattero*.

2) Abweichend ist die Etymologie Viktor Hehns. Der Name der Dattelfrucht im klassischen Altertum habe nichts mit dem Finger zu tun. *Daktylos* = Dattel sei semitischen Ursprungs und komme von arabisch *diqla* = Palme. Jedenfalls ist nicht zu bezweifeln, daß die Dattelskultur den Semiten zu verdanken ist, und zwar — wie auch die griechische Bezeichnung *phoinix* = Dattelpalme verrät — den Phöniziern.

3) *Palm-oil* (wörtlich Palmöl) = Bestechung, Bestechungsgeld in der englischen Gaunersprache (mit der gleichen Symbolik wie bei deutsch schmieren = bestechen) scheint eigentlich ein Wortwitz zu sein, weil wohl gleichzeitig auch an die Bedeutung *palm* = innere Handfläche (als Empfängerin des Bestechungsgeldes) gedacht wird.

4) Philipp v. Zesen schlug als deutschen Namen dieses Versfußes 1649 erfolglos *Rollender* oder *Hüpfender* vor, sang aber auch selbst ein „Morgenlied von lieblichen Dattelreimen“ und meinte damit ebenfalls daktylische Verse.

und zwei kurzen Silben und heißt so, weil der menschliche Finger aus einem langen und zwei kurzen Gliedern besteht. (Wenn man sich davon überzeugen will, schaue man nicht auf die Innenseite des Fingers, der die Gliederung des Knochens nicht deutlich zeigt, sondern betrachte das Größenverhältnis der Fingerknöchel, wie sie beim gekrümmten Finger auf der Außenseite erkennbar ist.)

Es gibt außer der Dattel noch eine Südfrucht, die ihren Namen dem Vergleich mit dem menschlichen Finger verdankt: die *B a n a n e*. Das Wort *banana* wird in der Mitte des 16. Jahrhunderts als eine damals im Kongogebiet vorkommende Benennung dieser Frucht in Spanien und Portugal bekannt und gelangt von dort in alle europäischen Sprachen. Das westafrikanische *banana* (auch *bananda*) wird aber auf arabisch *banan* = *F i n g e r* zurückgeführt.¹ Ein verwandtes Gleichnis, nämlich *Banane* = *F u ß* liegt wohl einem Ausdruck der „feldgrauen Sprache“, der deutschen Soldatensprache im Weltkrieg, zu Grunde: „Bananenbezüge“ für Strümpfe.² Vielleicht hat auch der Gedanke an die Art, wie die Schale der Banane abgestreift wird, die Entstehung dieses feldgrauen Ausdrucks gefördert.

Auch eine Bildungsabweichung bei Orangen und Zitronen wird mit den *F i n g e r n* verglichen. Bei kultivierten Citrusarten kommt es vor, daß die einzelnen Fruchtblätter unverwachsen bleiben und fingerförmige Einzel Früchte bilden; sie werden dann *F i n g e r z i t r o n e n* oder *B u d d h a f i n g e r* genannt. Dem Vergleich mit Menschenfingern verdanken ferner in der Pflanzenwelt ihren deutschen Namen: die Moorstaude *Sumpffingerkraut* (*Comarum palustre*), deren Blätter fingerartig anmuten; die in Afrika und Asien für die Ernährung überaus wichtige *Fingerhirse* (*Eleusine*) mit fingerförmig am Halm angeordneten Ähren; die Braunalge *Fingertang* (*Laminaria digitata*) mit fingerartig geschlitzten Blättern. Mehrere Pflanzen mit fünf Blättern auf einem Blattstengel führen den Namen *Fünffingerkraut*. Wir nennen zwei davon: die auch *Kohlröschen* benannte Orchideenart *Fünffingerkraut* mit fünf handförmig gespreizt abstehenden Blütenhüllblättchen (*Nigritella nigra* oder *angustifolia*) und die auch *Odermennig* (*Agrimonia*) genannte, früher zur Bereitung der Volksarznei *Kaisertee* verwendete Staude *Fünffingerkraut*, für deren Namen allerdings weniger eine Fingerähnlichkeit, als die Fünffzahl, die Zahl ihrer Kelchbecher und ihrer Kelchblätter, bestimmend ist. Beim sogenannten *Knäuelgras* weist bloß der

1) Das eigentliche Bantu-Wort für diese Frucht ist: *bi-tebbi*.

2) Im Argot des französischen Soldaten im Weltkriege war „la banane“ der Scherzname einer Kriegsauszeichnung (wegen der gelben und hellgrünen Farben ihres Bandes).

wissenschaftliche Name, *Dactylis glomerata*, auf die fingerartige Anordnung der Ährchen an der Blütenstauden hin. Hingegen gründet sich der lateinische Name der bekannten Heilpflanze *Digitalis* (zu *digitus* = Finger) nicht auf eine Fingerähnlichkeit, sondern auf eine Fingerhutähnlichkeit.

Mit Dattel = fingerförmige Frucht hängt auch der Ausdruck *Dachtel* für Ohrfeige zusammen. *Dachtel* ist die mittelhochdeutsche Form für Dattel¹. Im Übrigen wird nicht nur die Dattel, sondern auch das Fünffingerkraut zur scherzhaften Umschreibung der Ohrfeige herangezogen². Es gibt mehrere volkstümliche Redensarten wie: ich will dich mit dem Fünffingerkraut salben oder dir Fünffingerkraut auf die Hand reiben. Ein Sprichwort lautet: Fünffingerkraut speist den Leib (d. h. Schläge sind heilsam). Hierher gehört auch der Wortscherz: 5 in die 10 (Zähne) dividieren. Der Franzose „steckt einem eine fünfblättrige Levkoie“ (*ficher une giroflée à cinq feuilles*). Bei diesen Metaphern wird vielleicht auch an die Spur gedacht, die die Ohrfeige auf dem Gesicht hinterläßt.

Einen Denkkarte bekommen

Phylakterion, Gebetsriemen mit Gesetzessprüchen, den die Juden (nach 4 Mos. 15, 38) bei gewissen Gebeten an Haupt und Arm tragen müssen (hebräisch *Tephillin*), übersetzt Luther (Matthias 23, 5) mit „Denkkarte“. Aber er gebraucht das Wort auch schon zur Bezeichnung einer Liste dessen, was man nicht vergessen soll. Diese Bedeutung hatte auch noch das frühneuhochdeutsche „Gedenkkarte“. Man gab dem Boten ein „Memorandum“ mit, einen Karte, auf dem einzelne Schlagwörter ihn an den erhaltenen Auftrag erinnerten. Auch hatten früher in manchen Lateinschulen, besonders in denen der Jesuiten, die Schüler, die etwas Tadelnswertes begangen, Denkkarte bekommen, auf denen ihre Vergehen angeführt waren; diese Karte mußten sie bei sich tragen, um sich immer daran zu erinnern und sich zu bessern. Denn gerade das Unangenehme vergißt man bekanntlich am leichtesten. (Es ist Darwin nachgerühmt worden, daß er die weise Gewohnheit hatte, jede Beobachtung, die seiner Lehre widersprach oder zu wider-

1) Daneben gibt es für *Dachtel* (niederdeutsch *dechting*) = Ohrfeige auch noch drei andere, offenbar falsche Ableitungen: eine von *denken* (Denkkarte!), eine andere von *Dach* (einem eins aufs Dach geben) und eine dritte von mittelhochdeutsch *dehsen* = schlagen. Mit deutsch Dattel-Dachtel = Ohrfeige ist zu vergleichen rumänisch *palma* (vom Pflanzennamen *Palme*), das nicht nur Handfläche bedeutet, sondern auch Ohrfeige.

2) Eine weitere Metapher für „Ohrfeigen“ und „Dachteln“ (*Dachteln*) aus dem Bereiche der Früchte ist: „Kopfnüsse“.

sprechen schien, sofort aufzuzeichnen und diese „Denkzettel“ ständig bei der Hand zu haben.)

Heute wird unter Denkzettel nicht mehr eine schriftliche Aufzeichnung verstanden, der Ausdruck wird nur mehr in übertragenem Sinne gebraucht. Einen Denkzettel davontragen heißt: eine so eindringliche Lehre, eine so gründliche Abfuhr, eine so starke Rüge, eine so schmerzliche Züchtigung empfangen oder sonst eine so schwere Schädigung erleiden, daß man die niemals wird vergessen können. Andererseits ist im Worte Denkzettel auch der Begriff einer gewissen Schonung enthalten; wenn wir sagen, wir haben jemandem nur einen Denkzettel verabreicht, so drücken wir damit aus, daß wir ihm nicht das Schlimmste taten, das uns möglich gewesen wäre, sondern nur so weit gingen, daß der Betreffende in dem Vorfall eine Ermahnung und Warnung für künftige Fälle sehen muß.

Drastisch

ist verwandt mit den Wörtern Drama, dramatisch, Dramatiker, Dramaturg. Dies alles kommt von griechisch dran = tun, handeln. Das Eigenschaftswort drastikos bedeutet tätig, wirksam und dringt über das Lateinische in die modernen Sprachen, zunächst hauptsächlich zur Bezeichnung von kräftig wirkenden Arzneien.¹ Besonders die Abführmittel nannte man Drastika. Heute ist beim Wort drastisch im Deutschen der übertragene Sinn im Vordergrund: derb deutlich, grob handgreiflich, rücksichtslos gewaltsam. Im Englischen hat drastic den ursprünglichen Sinn behalten und wenn man in deutschen Zeitungen mitunter Nachrichten englischer Herkunft über irgendwelche drastischen Maßnahmen liest, sollte man sich stets fragen, ob im englischen Original nicht erheblich harmloser bloß von drastic measures, also von wirksamen, durchgreifenden Maßnahmen die Rede war, die ja durchaus noch nicht drastisch im deutschen Sinne sein müssen.

Als Merkwürdigkeit sei hier noch festgehalten, daß in Gießen früher der keiner Verbindung angehörende Student Drastikum hieß. Das sollte wohl mit Anspielung auf die medizinische Bedeutung Abführmittel eine herabsetzende Verspottung sein.

1) Kotzebue bezeichnet sein Stück „Hyperboreischer Esel“ (1799) als „ein drastisches Drama und philosophisches Lustspiel für Jünglinge“. Auf die etymologische Beziehung bei „drastisches Drama“ hat Kotzebue wohl nicht gedacht. Nach Campes Wörterbuch (1801) wollte er damit sein Drama als ein solches kennzeichnen, „welches gleich den drastischen oder heroischen Arzneimitteln auf Leben und Todt geht.“

Elend

„Elend“ kommt von althochdeutsch *eli-lenti*, wörtlich: *a n d e r e s L a n d*. Im 9. Jahrhundert äußert der Mönch Otfried von Weissenburg sein Heimweh mit den Worten: *elienti, thu bist harto vilu swar, fremdes Land, du bist gar so schwer*. Elend ist also eigentlich ein zusammengesetztes Wort, eine sogenannte verdunkelte Zusammensetzung. Der erste Teil der Zusammensetzung ist verwandt mit gotisch *aljis* und lateinisch *alius* = anderer. Die Wurzel ist auch enthalten im Worte Elsaß: *elisazzo* ist der Anderswowohnende, d. h. der Bewohner des anderen Rheinufers oder der auf fremdem, nämlich römischem Boden Angesiedelte. Aus althochdeutsch *elienti* wurde mittelhochdeutsch *ellende* und dies bedeutete zunächst auch nur: *a n d e r e s L a n d, Ausland*, dann weitergehend den Aufenthalt in der Fremde, die Landesflucht; es folgte dann die Gleichsetzung des Lebens in der Fremde mit den dort erlittenen Entbehrungen und schließlich wurde „Elend“ gleichbedeutend mit „Not“, ohne Rücksicht darauf, ob sie durch Aufenthalt in der Fremde bedingt ist oder andere Ursachen hat, so daß man heute — unter Umkehrung des ursprünglichen Gedankenganges — sogar sagen kann, das Elend habe jemanden gezwungen, aus der Heimat in die Fremde auszuwandern.

Für die alte Bedeutung Elend = Fremde liegen besonders aus dem oberdeutschen Gebiet viel Belege vor. Vor allem gilt dies für das *B a y r i s c h e*. In einer alten Münchner Handschrift findet sich der Satz: *stark ist der, dem alles erdreich ain vaterland ist, volkomen ist der, dem alle welt ain ellent ist*. In Ötting bei Ingolstadt werden „drei ellende Hailing“ verehrt, d. h. Heilige, die nach der Legende Fremde, aus England Verbannte waren. In manchen Gegenden Bayerns heißen die herrenlosen Äcker *ellende Acker*, das Vieh, das sich verlaufen hat, *ellendes Vieh*. In Augsburg hieß eine Gasse „im Elend“. (Auch in Wien gab es anfangs des 19. Jahrhunderts noch eine Gasse, die „Elend“ hieß.) In Bayern bezeichnete man die gerichtliche Aussage eines Fremden gegen einen Einheimischen als *elendes Zeugnis*, *elenden Eid*. Aus Schmellers Bayrischem Wörterbuch geht auch der Gebrauch von Elend im Sinne von Erbarmen hervor (also eine Übertragung von der Ursache auf die Wirkung), z. B.: *schlag's Kind nit so, ich kann's nit sehen vor Ellend*. Zu Radetzky's Zeiten wurde notiert, daß ein alter österreichischer Bauer, nach der Garnison seines Sohnes befragt, zur Antwort gab: *im-Elend*, — was, wortwitzigartig, zugleich auch heißen sollte: *in Mailand*.

Auch im *S c h w e i z e r i s c h e n* ist Elend = Ausland reichlich belegbar. In einer alten Zürcher Verordnung heißt es, daß man „*ellenden wyn verungelten soll*“, worunter nicht die Besteuerung des schlechten, sondern

des eingeführten ausländischen Weines zu verstehen war, der mitunter wohl weniger elend war als ein mißratener inländischer von der „Schattenseite“. Die Kapelle in Dornbach im Solothurnischen zum Andenken an die Schlacht im Jahre 1499, den Sieg der Eidgenossen über den Schwäbischen Bund heißt „zum elenden Bein“, d. h. zum fremden Gebein, und dies bezieht sich offenbar auf die Gefallenen des Gegners. Die 1535 aus Solothurn vertriebenen Reformierten datieren ihre Schreiben „acta in unser Acht und Elend“. Einer i's Elend lüte bedeutet im Schweizerischen: zur Trauung läuten, d. h. zum Abgang der Braut in die Fremde, in ein fremdes Haus. Aus Appenzel A. O. bucht das Schweizerische Idiotikon noch eine Sonderbedeutung von Elend weiblicher Geschlechtsteil, besonders der Ziege, und das Gesicht eines Bartlosen wird mit dem „Elend“ der Ziege verglichen. Auch das Grimmsche Wörterbuch verzeichnet Elend = vulva, praecipue caprae (als kleines, armseliges „Ding“).

Im Mittelalter und in der frühen Neuzeit gab es in vielen oberdeutschen Städten Ellenden-Herbergen, die nicht etwa für Kranke, sondern für durchreisende Fremde bestimmt waren. In Straßburg z. B. gab es im 14. Jahrhundert zwei Ellende Herbergen (*duo hospitia exulum et pauperum peregrinorum*). Natürlich waren es nicht vornehme, mit Gefolge reisende, von den Behörden in Ehren empfangene oder bei angesehenen Rittern und Bürgern gerne als Gast gesehene Persönlichkeiten, die auf die Fremdenherbergen angewiesen waren, und es ist daher begreiflich, daß sich im Wort Elend der Übergang von „fremd“ zu „arm“ vollziehen konnte. Adelige Herkunft schützte allerdings niemanden davor, gegebenenfalls als Elende, d. h. als vermögensloser Reisender erkannt zu werden; dafür zeugt z. B. in der Sprach- und Kulturgeschichte eine alte Mehlspeisebezeichnung: „arme Ritter in Elendsfett“. (Nicht sehr überzeugend ist die Bemerkung bei Boichard-Wustmann: „Das war einmal ein doppelter Witz mit dem kümmerlichen Leben der im Elend fahrenden Ritter und dem knochig-dürren Elefantier, das man früher auch Elend schrieb“.)¹ Im späteren Verlauf

1) *Arme Ritter* als Name eines süßen Gerichts aus übrig gebliebene Semmeln ist übrigens bereits für das 14. Jahrhundert belegt (im „buch von guter spise“ heißt es: *snit aht snitten armerittler und backe die in smaltze*). Da nach der Überlieferung zu der Mehlspeise „Arme Ritter“ auch Aprikose verwendet wurden, wird im Namen auch eine Verderbung des lateinischen Namens der Aprikose vermutet. „Armeritter“ käme dann von *malum armuiniacum* (= armenischer Apfel, woher auch das Wort „Marille“). Übrigens wurde „arme Ritter“ auch allgemein im Sinne von geringer Kost verwendet — „arme Ritter backen“ für: dürftig leben. — Laut Brockhaus 1933 ist „Arme Ritter“: Mehlspeise aus Einback- oder Semmelscheiben in Milch g.

wurden — entsprechend der eingeschränkten Bedeutung Elend = körperliche Not, Epilepsie — die Elendsherbergen vielfach zu Asylen für Epileptiker. In München gab es eine Bruderschaft der Ellenden oder Ellende Bruderschaft, die sich der Beherbergung kranker Reisender widmete. Als Elende bezeichnete man übrigens auch die Aussätzigen, die abgesondert wohnen mußten.

Auch bei den Klassikern begegnen wir mitunter der Verwendung des Wortes Elend im älteren Sinne, im Sinne von Fremde: Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend? (Goethe, Hermann und Dorothea) — Jedem ist das Elend finster, jedem glänzt sein Vaterland (Uhland, Bidassaobrücke). Im Wortspiel der Kapuzinerpredigt in „Wallensteins Lager“, „alle die gesegneten deutschen Länder sind verkehrt worden in Elender“, bricht der Bestandteil „Land“ der verdunkelten Zusammensetzung „Elend“ wieder durch.

Auch viele Orts- und Flurnamen zeugen für die alte Bedeutung Elend = anderes Land. Es gibt u. a. den Ort Elend am Brocken, auch einen bei Kastelruth in Südtirol; in Niederösterreich kommen die Ortsnamen Alland und Maria Ellend vor. Elen, Ellen, Alilant usw. dürften Bezeichnungen von solchen Flurteilen gewesen sein, die an der Markungsgrenze lagen, also die bereits den Beginn des „anderen Landes“ anzeigten.

Ähnliche Bedeutungsverschlechterung wie bei elend von fremd zu arm, kläglich liegen vor:

bei englisch *wretch* (verwandt mit deutsch *Recke*) = Wicht, Lump, das von angelsächsisch *vraeca* = Fremdling, landesflüchtiger Held, Verbannter, Abenteurer kommt, und

bei italienisch *cattivo*, spanisch *cativo*, französisch *chétif* = elend, schlecht aus lateinisch *captivus* = Gefangener.

Dadurch, daß das Wort Elend die anfängliche Bedeutung „Fremde“ zugunsten der Bedeutung „Not“ allmählich ganz aufgegeben hat, ist es in ein Gegensatzverhältnis zu den Begriffen Glück und Glanz getreten (man denke an die Gegenüberstellung von *splendeur* und *misère* in Balzacs Roman *„Glanz und Elend der Kurtisanen“*) und dieser Begriffsgegensatz hat zum widersprüchigen Ausdruck „glänzendes Elend“ geführt. Er ist dem eigentlichen Sinne nach aus zwei sich aufhebenden Wörtern gebildet, stellt also jene Stilfigur dar, die man (wie „beredtes Schweigen“, „geschäftiger Müßiggang“) als Oxymoron (wörtlich „spitzige Torheit“) bezeichnet. Unter glänzendem Elend verstand man früher oft die von

quollen und in Butter geröstet, mit Fruchtsaft u. a. als Tunke. Mit Marmelade bestrichene arme Ritter werden auch „reiche Ritter“ genannt.

höherer, etwa religiöser Warte aus verächtliche Nichtigkeit eitler irdischer Güter und Erfolge, aber dann meistens die durch äußere Ehren oder prunkvolle Kleidung verdeckte Armut, also einen bereits in der irdischen Wertung sich auswirkenden Gegensatz. Man spricht z. B. vom glänzenden Elend dürftig besoldeter Schauspieler, Artisten, Offiziere. Ein Sprichwort der siebenbürger Sachsen reimt: Soldatestand as (ist) e glänzän Elant.

Ein geflügeltes Wort ist die Wendung „glänzendes Elend“ erst geworden, seitdem Goethe im Jungen Werther (1774) vom glänzenden Elend der von hohler, langweiliger Rangsucht und erbärmlichen Leidenschaften erfüllten Wetzlarer Gesellschaft sprach. Als Goethes Freund Karl Philipp Moritz 1786 in seinem Roman „Anton Reiser“ den Ausdruck „glänzendes Elend“ gebrauchte, war es schon ein geflügeltes Wort. Vier Jahre später schreibt Kant in der „Kritik der Urteilskraft“, von Kultur und Luxus sprechend: „Das glänzende Elend ist doch mit der Entwicklung der Naturanlagen in der Menschengattung verbunden.“ Wenn auch das „glänzende Elend“ erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zum geflügelten Worte wurde, die zugrundeliegende gegensätzliche Gedankenverbindung war schon längst, bereits im Altertum, vorgebildet. Schon Seneca spricht von den *honestae miseriae* und meint damit, daß Macht, Ruhm und äußerliche Ehren (des Augustus und anderer Römer) nur scheinbare Glücksgüter seien, da viel Kummer mit ihnen verknüpft sei. 1575 schreibt der Dichter Paul Schede (Melissus) in einem lateinischen Epigramm, daß an prächtigen Höfen *splendida paupertas* herrsche. 1729 ist in einem Gedichte von Gerhard Tersteegen davon die Rede, daß „auf dem Staats- und Ehr'n Gerüste man nur glänzend Elend find't“. Es handelt sich in jenem Gedichte um die christliche Verachtung des Irdischen und das Gleiche gilt von einem anderen Beleg aus derselben Zeit, von einer Stelle im Gesangbuch der Herrnhuter Brüdergemeinde vom Grafen Zinzendorf: „ein prächtigs Elend“. Ein Jahrzehnt vor Goethes Werther datiert ein englischer Beleg: im Traveller (1764) spricht Goldsmith, der Verfasser des *Vicar of Wakefield*, von *those splendours with which numbers are wretched*, von jenem Glanz, bei dem so viele elend sind.

H. Lessmann, der in allen Redensarten um jeden Preis mythologischen Niederschlag erkennen will, bezieht das „glänzende Elend“ auf das in einem mittelhochdeutschen Gedichte des Konrad von Würzburg behandelte Motiv vom schönen und vorne herrlich gekleideten Weibe, auf dessen Rücken gräßliches Ungeziefer wimmelt. Auf Goldsmith, Goethe, Balzac hätte — was das Chronologische anbelangt — diese Vorstellung durch mehrere Vermittlungen vielleicht wirken können. Aber auf Seneca?

Schließlich erwähnen wir noch die Redensart vom grauen Elend zur

Bezeichnung des „Katzenjammers“. Es hieß auch: besoffenes Elend (in der Zimmerischen Chronik, 16. Jahrhundert, auch: trunkenes Elend). Besonders auch für den sogenannten moralischen Kater wird „graues Elend“ gebraucht, für jenen sentimentalischen Zustand, in dem der Trunkene mit sich selbst Mitleid empfindet und, in einer späteren Phase, alles nur grau sieht, statt rosig, wie es im beginnenden Rausch zunächst war. Vielleicht hat auch eine lockere Gedankenverknüpfung mit der Vorstellung von der Asche als Sinnbild der Reue bei der Entstehung der Bezeichnung „graues Elend“ für Katzenjammer mitgewirkt.

Erpressung — chantage — blackmail

Für den internationalen strafrechtlichen Begriff der Erpressung stehen der deutschen, der französischen und der englischen Sprache ganz verschiedenartige Ausdrücke zur Verfügung.

Das deutsche *erpressen* scheint eine Lehnübersetzung von lateinisch *extorquere* = foltern zu sein. Aber Fritz Mauthner weist darauf hin, daß die Vorsilbe *ex* sich hier mehr auf die körperlichen Gliedmaßen des Gefolterten (die Glieder *a u s* strecken, *a u s* drehen) bezieht, als auf das, was man ihm *h e r a u s* ziehen will (das Geständnis) und er denkt bei dem strafrechtlichen Ausdruck Erpressung lieber an das Bild von der Kelter, in der den Trauben Wein erpreßt wird.¹

Im französischen Strafrecht heißt die Erpressung *chantage*. Es liegt der merkwürdige Fall vor, daß der Gesetzgeber sich einen Fachausdruck zur Bezeichnung eines strafbaren Tatbestandes aus der Sprache der Verbrecher holt. *Chanter*, wörtlich singen, bedeutet im französischen Argot: reden, gestehen, anzeigen. Daher *faire chanter*, jemanden singen lassen = jemanden zum Sprechen bringen, *être chanté* = angezeigt werden. Der Ausdruck *faire chanter* bezog sich wohl zunächst auf Geständnisse auf der Folterbank. Es ist einem so lange zugesetzt worden, bis er zu „singen“ (gestehen) begonnen hat; ebenso bedeutet spanisch *cantar* neben singen auch: auf der Folter gestehen. Auch Verbrecher selbst sind in die Lage gekommen, andere durch Foltern zum Reden zu bringen, z. B. wenn es sich darum gehandelt hat, das Versteck eines Geldbetrages herauszubekommen. So bekam *faire chanter* später den allgemeinen Sinn: jemanden durch Einschüchterung

1) Im übrigen verweise ich darauf, daß wir auch einen Gedanken „ausdrücken“ (*exprimer*), wobei wohl das Bild vom Gedanken bestimmend sein dürfte, den wir in eine Form (Gießform) bringen. (Als oben vom „Ausdruck Erpressung“ die Rede war, kam unbeabsichtigt die Begegnung ähnlicher Bilder zustande.)

zu einer Zahlung zwingen. Josef Brück ist offenbar zu sehr von der journalistischen Form der Erpressung beeindruckt, wenn er gegen die Deutung *faire chanter* = jemanden schreien machen einwendet, daß „der, an dem die Erpressung verübt wird, im Gegensatz zu dem, an dem ein Raub begangen wird, gewöhnlich nicht schreit“ (weil er nämlich selbst etwas zu verheimlichen hat); er beachtet sichtlich nicht die Kette der Bedeutungsübertragung: von jemandem ein Geständnis herausbekommen — von jemandem etwas herausbekommen — von jemandem Geld herausbekommen.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts drang der Ausdruck *faire chanter* in die allgemeine französische Umgangssprache ein. Da das Argot, schrieb Nestor Roqueplan 1841, heute heimisch ist in den Boudoirs, gebrauchen wir *faire chanter* in dem Sinne: Geld bekommen von jemandem, dem man Angst eingejagt hat. Polizeipräsident Vidocq, als ehemaliger Galeerensträfling mit dem Argot wohl vertraut, konnte in seinem Argotglossar „chanteur“ bereits als einen auf die Journalistensphäre bezüglichen Ausdruck buchen; er spricht besonders von Journalisten, die sich durch Drohungen ein Schweigegegeld erpressen, von solchen, die sich für die Veröffentlichung von persönlichen Feindklamnotizen bezahlen lassen, und von solchen, die auf ihr Wohlwollen angewiesene Schauspieler und Schauspielerinnen ausbeuten. Auch Balzac wendet *chanteur* hauptsächlich auf Journalisten an. *Le chantage*, schreibt er einmal, *c'est la bourse ou l'honneur* („die Börse oder die Ehre“, nach dem Art von „Geld oder Leben“). Eine witzige französische Bezeichnung des Erpressers ist *maître-chanteur* (Meistersinger). *Faire chanter le perdreau*, Rebhühnchen singen lassen, bedeutet im Argot: an einem Homosexuellen Erpressung verüben; *perdreau* = Rebhühnchen ist eine wortwitzartige Umsetzung von *pédéro*, Argotbezeichnung für Päderast. Die Erpressung an Homosexuellen heißt im Argot auch *chantage au saute-dessus*.

Im Englischen heißt die Erpressung *black mail*, im wörtlichen Sinne schwarze Steuer. Zum zweiten Teil dieses Ausdrucks ist zu bemerken, daß im Englischen drei gleichlautende — aber der Bedeutung und der Abstammung nach verschiedene — Hauptwörter „mail“ gibt:

1) Mail = Sack, Felleisen, Briefbeutel, Briefpost, Post geht auf französisch *malle* = Bündel, Koffer zurück, das von althochdeutsch *malaha* = Tasche kommt (woher auch ungarisch *málha* = Gepäck).

2) Mail = Panzer, Rüstung kommt von französisch *maille* = Masche, Schlinge, Panzerring, das selbst auf lateinisch *macula* = Masche, Fleck zurückgeht (woher auch unser „Makel“).

3) Mail = Abgabe, Steuer, Pacht — ein jetzt nur mehr wenig und hauptsächlich in Schottland gebrauchtes Wort — geht ebenfalls auf ein fran-

sisches Wort maille zurück, aber nicht auf das eben genannte, sondern auf ein gleichlautendes anderes, auf maille = Name einer ehemaligen kleinen Kupfermünze, der über médaille und métal auf griechisch metallon = Bergwerk zurückweist. (Dieses maille = kleine Kupfermünze ist enthalten in den französischen Redensarten: n'avoir ni sou ni maille = nicht einen Groschen haben, avoir maille à partir ensemble = eine kleine Münze miteinander zu teilen haben, in dem Sinne: ein Hühnchen miteinander zu rupfen haben.)

Dieses dritte englisch-schottische mail = Abgabe ist in blackmail = Erpressung enthalten. Unter blackmail, „Schwarzsteuer“, verstand man ursprünglich, nach Skeat, die in Naturalien (Vieh) entrichteten Abgaben, zur Unterscheidung von der in Barem, d. h. in „weißem“ Silber zu bezahlenden Steuer. Mir scheint aber eher wahrscheinlich, daß die Bezeichnung einer Abgabe als einer schwarzen Steuer auf ihre Ungesetzlichkeit hinweisen soll, so wie es bei den deutschen Ausdrücken Schwarzfahrer, Schwarzhöher u. dgl. der Fall ist. To levy blackmail (Schwarzsteuer einheben) wurde daher die Bezeichnung jener Zahlungen, die sich mächtige Räuberführer auf der Landstraße von vorüberziehenden Reisenden zahlen ließen, wofür sie diese, als Gegenleistung, vor anderen, offenbar weniger mächtigen Räuberbanden schützten¹. Auf diese Weise stellt sich der Raub von Seite des größten Räubers nicht offen als Raub, sondern gleichsam als Einhebung einer Steuer (mail) dar. Und besteht denn das ganze soziale Leben nicht zum größten Teil aus Leistungen des Schwächeren an den Stärkeren, ohne daß dieser unmittelbare Gewalt anwenden müßte, d. h. aus Leistungen der Eingeschüchterten, die schon im Vorhandensein des Stärkeren eine Drohung sehen? Nur nach außen, nicht aber hinsichtlich ihrer inneren seelischen Begründung, unterscheidet sich wesentlich der Raub, diese aufrichtigste Form der Erpressung, von der eigentlichen Erpressung und die Erpressung von dem, was man soziale Ordnung nennt.

Nach Bartley und Barrère-Leland ist die englische Bezeichnung blackmail für die Einhebung von Schutzgeldern von Seiten der Räuberbanden zuerst in den Vereinigten Staaten zur allgemeinen Bedeutung der Erpressung gelangt. Heute bezeichnet man damit hauptsächlich die Erpressung von Geldbeträgen mittels der Drohung, jemanden wegen eines Verbrechens anzuzeigen oder ihn bloßzustellen durch Preisgabe eines Geheimnisses an die Öffentlichkeit oder an bestimmte Personen.

¹) Gegen das Einheben solcher Schwarzsteuer durch die „moss-troopers“ erließ Königin Elisabeth 1601 eine eigene Verordnung, aber das Entrichten von blackmail an jene berittene Räuber hat sich im Norden Englands und in Schottland bis Mitte des 18. Jahrhunderts erhalten.

Sich ins Fettnäpfchen setzen

Bei Oswald von Wolkenstein, dem abenteuerreichen Tiroler Lyriker († 1445) kommt als Schelte für einen Mann, der durch seine Ungeschicklichkeit Ärger verursacht, der Spottname Heinzel Tritinprey („Tritt-in-der-Brei“) vor. Gewiß muß der sich unbeliebt machen, der sich wie „der Elfant im Porzellanladen“ benimmt, der blindlings in eine Schüssel voll Brei oder Mus hineintappt. Bei der Redensart vom Fettnäpfchen ist aber nicht an eine ungenießbar gemachte Speise gedacht worden, sondern an Fett, das anderen Zwecken diene. In früheren Zeiten stand mancherorts (z. B. in Erzgebirge nach Müller-Fraureuths Feststellung) in den Bauernhäusern an der Wand zwischen Tür und Ofen ein Fettnäpfchen, aus dem die nassen Stiefel, die die Heimkehrer auszogen, gleich geschmiert wurden; der Unwillen der Hausfrau traf nun denjenigen, der durch einen täppischen Trit das Fettnäpfchen umwarf und so Fettflecken auf dem Bretterboden verursachte. In Unkenntnis der bestimmten Lage, der sie entnommen wurde die ursprüngliche Redensart „ins Fettnäpfchen treten“ gelegentlich ein wenig variiert und heute heißt es meistens, jemand habe sich ins Fettnäpfchen gesetzt. Dadurch kommt auch ein neues Moment in die Metapher, indem man an den Schaden denkt, den der Betreffende an seiner Kleidung nimmt. Vielleicht hat es der Gedanke an die Redensart „sich in ein Wespennest setzen“ verursacht, daß oft nicht mehr vom Treten in das Fettnäpfchen die Rede ist, sondern von einem Sichhineinsetzen. Mundartlich ist allerdings das ursprüngliche Bild noch durchaus lebendig; im Sächsischen heißt es z. B.: da hat 'r scheene bei 'r ins Fettnäpfchen getreten, 's spritzte gleich hüben un drüben raus.

Feurige Kohlen

auf jemandes Haupt sammeln heißt soviel: ihn durch Großmut beschämen, ihm durch Verzicht auf Rache Gewissensbisse verursachen.

Die Redensart geht auf biblische Stellen zurück. Während in der Bergepredigt der Ermahnung, dem Feinde Gutes zu tun, dieses Gleichnis nicht hinzugefügt wird, heißt es sowohl in den Sprüchen des Salomon (24, 21.22) als bei Paulus (Römer 12, 20): Wenn Du Deinem hungernden Feinde : essen gibst usw., häufst Du feurige Kohlen auf sein Haupt. Aus der Bibel hat die Redensart in viele Sprachen Eingang gefunden, z. B. französisch : amasser des charbons ardents sur la tête de quelqu'un, englisch : to heap coals of fire on a person's head. Auffallend ist, daß diese Redensart sich stets peinlich an das biblische Original halten. Da man das übertrage

Bild nicht verstand, d. h. einen Zusammenhang mit dem Vorgang der Großmut und Beschämung nicht sah, blieb nichts übrig, als diese stehende Redensart des Alten und des Neuen Testaments in wörtlicher Übersetzung beizubehalten. Die Wörterbücher von Grimm, Heyne, Weigand, Sanders führen die Redensart ohne irgendwelche Angaben über die Entstehung an. Erst in jüngster Zeit haben verschiedene Theologen und Sprachforscher versucht, den Ursprung der biblischen Redensart zu klären.

Die einen meinen, der bildliche Sinn sei: jemanden erröten lassen, ihm die Glut der Reue in die Stirne treiben. Haupt sei also in der Redensart mit Stirn, noch richtiger mit Gesicht gleichzusetzen und nach der Heiligen Schrift treibe man eben dem hungernden Feinde, indem man ihn großmütig speist, die Schamröte ins Gesicht.¹ Andere Deuter der Redensart bringen sie in Verbindung mit dem Bilde vom Sitzen oder Gehen auf Kohlen = in einer peinlichen Lage sein, Ungeduld empfinden. (Luther: „Wenn Ihr auch auf feurigen Kohlen ginget, so solls Euch dünken, als ginget Ihr auf Rosen.“) Das Bild vom Sitzen oder Gehen auf feurigen Kohlen aber hängt — wie die Redensarten: die Hand für jemand ins Feuer legen, Gift auf etwas nehmen usw. — mit den mittelalterlichen Gottesurteilen zusammen. Sehr gekünstelt erscheint der Zusammenhang, der z. B. bei Borchardt-Wustmann zwischen den Redensarten von den glühenden Kohlen unter den Füßen oder dem Gesäß und den Kohlen auf dem Haupt hergestellt wird: während wir das Feuer des Gewissens unter die Füße verlegen (ihm brennt der Boden unter den Füßen) oder unter das Gesäß (auf heißen Kohlen sitzen), habe es sich das jüdische Altertum auf dem Kopfe gedacht, indem es auf Hitzeempfindungen an der Schädeldecke des Überreizten anspielte. (Auf dem Ganeff brennt das Hitzl, sagt das moderne jüdische Sprichwort vom Hut des Diebes.) Nicht weniger unbefriedigend ist die Deutung von H. Schrader: So wenig, wie man gegen glühende Kohlen auf dem Haupte unempfindlich bleiben kann, so wenig wird der Feind, der Guttat für Übeltat empfangen hat, unempfindlich bleiben können.

Es wäre möglich, sagen andere Kommentatoren, daß das Tragen glühender Kohlen einmal eine wirklich ausgeführte symbolische Handlung gewesen sei, um die Empfindungen der Scham und Zerknirschung auszudrücken. Wenn man sich also bei seinem früheren

1) Für diese Deutung scheint mir vor allem der Umstand zu sprechen, daß im Hebräischen des Alten Testaments „sich schämen“ durch „brennen“ ausgedrückt wird. 1 Mos. 4, 6 spricht Gott zu Kain: Warum entbrennst du und warum senkt sich dein Angesicht?

Feinde entschuldigen wollte, ging man zu ihm mit einem Becken voll feuriger Kohlen. Daß man dieses Becken auf dem Haupte trug, sei nicht auffällig, da man doch im Orient überhaupt Lasten mit Vorliebe auf dem Kopfe trägt. Man könnte, sagen wieder andere Kommentatoren, diese sinnbildliche Reueerklärung sich auch so vorstellen, daß der Reumütige mit dem leeren Becken auf dem Haupte zum edelmütigen Gegner ging und ihn bat, feurige Kohlen in das Becken zu legen. Dobschütz und Paul Wüst bringen die Redensart mit der Erzählung von Setne, Khamuas und Nenefer Kaptah in Parallele, die ein Papyrus überliefert. In dieser Erzählung kommt mehrmals vor, daß jemand zur Buße mit einem Becken voll feuriger Kohlen auf dem Kopfe antreten muß. Es scheint, daß das Tragen feuriger Kohlen im alten Orient eine symbolische Strafe war, zurückgehend vielleicht auf wirkliche Folterungen mit Hilfe glühender Kohlen.

Auch Alfons Schulz geht von der Annahme aus, Kohlen auf jemanden häufen bedeute zunächst, ihm etwas Böses zufügen. In den Psalmen wird wiederholt erfleht, Jahve möchte über die Feinde Feuerkohlen herabregnen lassen. Im weiteren Sinne bedeute dann die Redensart von den feurigen Kohlen: *Rache nehmen* und in den eingangs angeführten Stellen so: „Rache nehmen“ gleichsam zwischen Anführungszeichen zu verstehen, etwa so: gib Deinem Feind, wenn er hungert, zu essen, und das ist dann die richtige „Rache“ (denn Du zwingst ihn, sich zu schämen). Es fällt einem nicht leicht, dieser Deutung der Redensart Gefolgschaft zu leisten.

Bemerkenswert ist der vom rumänischen Sprachforscher Tiktin erfolgte Hinweis auf eine heute noch bestehende primitive Art des Brotbackens bei armen osteuropäischen Bauern, die keinen Backofen haben. Der Bauer macht auf dem Herde oder auf einer Steinplatte ein Feuer an, läßt es herunterbrennen, schiebt die glühende Kohle weg, legt auf die heiße Stelle den Teig, stülpt eine Schüssel darüber und schiebt nun die Kohlen auf die Schüssel. Auf diese Weise backen auch Fellachen in Palästina ihr Brot. Die hiesig verwendete Schüssel heißt z. B. lateinisch *testa* und das bedeutet auch: *Hirnschale* (da die Hirnschale vermutlich das Trinkgefäß des urzeitlichen Menschen, zum mindesten aber das Vorbild der irdenen Schüssel war). In der biblischen Metapher vom Häufen feuriger Kohlen auf das Haupt wäre demnach nach Tiktin gar nicht der Kopf, sondern die Schüssel zu verstehen und die Redensart soll irgendwie mit der ärmlichen Art der Kohlenbereitung zusammenhängen. Für Wilke ergibt sich aus Tiktins Hinweis auf jene Brotbereitungsart, daß „feurige Kohlen auf jemandes Kopf sammeln“ einfach bedeutet, „ihn beim schwierigen Geschäft des Brotbackens unterstützen“, also ihm Gutes tun.

Gegen Tiktin wendet Paul Wüst ein, daß die Doppelbedeutung Kopf und Schüssel für die Sprachen, die den Urtext der Bibel lieferten, nicht bestand. Ich möchte aber zu bedenken geben, daß die Verknüpfung zwischen den Vorstellungen „Kopf“ und „Gefäß“ in so vielen Sprachen vorkommt (im Deutschen z. B. sowohl die Verwandtschaft „Schädel“ — „Schale“, als die Wortsippe Kopf, Kübel, Kufe, Kuppe, Kuppel, Giebel), daß man die Wirksamkeit dieser vermutlich durch den urzeitlichen Gebrauch von Schädeln begründeten Verknüpfung verallgemeinern darf und daß daher die Zurückführung einer Redensart auf sie schließlich auch dann als immerhin zulässig gelten kann, wenn sie gerade in der betreffenden Sprache durch eine entsprechende Wortverwandtschaft nicht vertreten ist. Gegen die Verknüpfung der biblischen Redensart „feurige Kohlen auf ein Haupt sammeln“ mit der primitiven Art der Teigerhitzung ist hingegen mit mehr Berechtigung anzuführen, daß der gedankliche Zusammenhang zwischen diesem Teigerhitzen und der in der Bibel offenbar gemeinten Beschämung und Veranlassung zur inneren Einkehr damit noch gar nicht geklärt ist.

Aus dem ff, nach Schema F

Etwas aus dem ff erlernen oder können bedeutet: etwas gründlich erlernen oder können. Man schreibt gewöhnlich: aus dem ff. Bekanntlich ist ff eine vieldeutige Abkürzung: ff ist eine Abkürzung von „folgende“ bei Zitierung von Seitenzahlen, von „fortissimo“ in der Musik, von „feinst“ im kaufmännischen Verkehr. Etwas aus dem ff (sprich: effeff) können, hängt aber vielleicht weder mit fortissimo noch mit feinst zusammen (wie erklärte sich denn sonst das „aus“?), sondern mit den sogenannten Pandekten („Allumfassenden“) oder Digesten im Corpus Juris des Justinian. Die Glossatoren des Mittelalters bezeichneten Zitate aus den Pandekten mit dem griechischen Buchstaben pi, der aus zwei aufrechten Strichen und einem Balken darüber besteht; bei schnellem Schreiben gingen die beiden aufrechten Striche über den wagrechten Querbalken hinaus und nun sah das Zeichen so aus, als wären es zwei lateinische „ff“; so sei aus dem Mißverständnis laienhafter Leser die Redensart „aus dem ff“ entstanden. Die Digesten wurden aber nicht nur mit einem griechischen P, sondern auch mit einem großen lateinischen „D“ zitiert, wobei es üblich war, dieses D quer zu durchstreichen. Nach anderer Deutung sei das so durchstrichene lateinische D irrtümlich für „ff“ gelesen worden. Nach beiden Erklärungen würde „aus dem ff“ ursprünglich also bedeutet haben: aus den Pandekten (Digesten) zitiert, belegt, begründet, daher gründlich, verlässlich, gediegen.

Der Ausdruck „nach Schema F“ scheint als Schlagwort bürokratischer

Schablonisierung seit den Neunziger Jahren üblich geworden zu sein (dendorf); nach der Mitteilung „eines alten Offiziers“ in der Sprache des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins soll er gegen 1900 von deutscher Militärverwaltung ausgegangen sein. Seit längerer Zeit, mindestens seit 1860, war im preußischen Heere ein Muster für Stärkenachweisungen (österreichisch: Standesmeldungen) vorgesehen, die den Vorgesetzten Besichtigungen überreicht wurden. Diese Nachweisungen hießen Front-Rapporte und das Muster dazu wegen des Anfangsbuchstaben kurz „Schema F“. Dann wurde der Ausdruck allgemeiner gebraucht für schriftliche militärische Erledigungen, die zwar nichts mit dem sogenannten Front-Rapport zu tun hatten, sich aber wie dieser nach einer vorgeschriebenen oder gebürgerten Formel richteten. Aus dem Militärischen ist dann der Ausdruck „nach Schema F“ in die allgemeine Umgangssprache gedrungen. Man vergleiche auch zur Entstehung des „Amtsschimmels“ aus „simile“ (Erledigung nach einem „ähnlichen“ Fall) das Stichwort „Schimmel“ in „Wörterbuch ihre Schicksale“.

Fisimatenten

machen, schreibt Hermann Kurz 1858, „dies ist zwar keine gotische, doch eine ländlich-sittliche Redensart, die man anwendet, wenn jemand etwas zu machen zielt“. Wenn ein Franzose vom Sachs-Villatteschen Wörterbuch erfahren will, was das deutsche Wort Fisimatenten bedeutet, bekommt er die Auskunft: faux-fuyants, d. h. Ausflüchte, Ausreden. Damit ist aber nicht der ganze Bedeutungsumfang erfaßt. Fisimatenten machen bedeutet außerdem Flausen, Faxen, Zeremonien, viel Geschichten machen. Das Grimmsche Wörterbuch führt das Wort unter F nicht an, gibt es nur nebenbei als „Kunkelfusen“ als Synonym an. In den Mundarten gibt es viele Nebenformen von Fisimatenten; z. B. im Schwäbischen Fisimatenke, Fisimatentele, Fislematantes.¹ Glassbrenner schreibt 1836 „mach keene lange Fisimatenten“. Für Umständemachen sagt man in der Schweiz² auch Fis-

1) Hier nenne ich auch das ältere wienerische Fisikapaperln, aber auch im Sinne des sogenannten Götzzitates verwendet wurde (Du karst mi fisikapaperln). Nach Pötzl (1892) stammt der Ausdruck vom gelehrten Unsinn der Quacksalber auf den alten Jahrmärkten; paperln wäre dann eine Umgestaltung von plappern.

2) Das Schweizerische Idiotikon gibt als Synonyme für „Pflanz“ Festitis, Fänzi, Fisimatentes, Faxen, Gravamien, Spargimentes, Stänkereien. Zu den deutschen Volkswörtern, die als Synonyme von „Fisimatenten“ angesehen werden können, gehört auch: Sperenzchen oder Sperantien (wobei auf mittellateinisch sperantia = Hoffnung zurückgeführt).

mentli, worin sich das Wort Fisimatenten mit irgend einem anderen Worte („Experimente“?) zu kreuzen scheint. Spätmittelhochdeutsche und frühneuhochdeutsche Vorläufer von Fisimatenten sind die Ausdrücke Visepetenten, Visipatenten, Visipotenten; damals war der Sinn Albernheiten, Possen vorherrschend.

Über die sprachliche Herkunft von „Fisimatenten“ sind verschiedene Ansichten geäußert worden, die wir zusammenfassend anführen wollen.

An die Spitze stellen wir eine der unsinnigsten, eine Ableitung aus dem Französischen:

1) Im Jahre 1870 in Mainz gefangen gehaltene Offiziere, die sich abends in der Stadt nur mit Urteilschein frei bewegen durften, hätten auf die Frage deutscher Wachposten nach dem Ausweis, gewöhnlich geantwortet, je visite ma tante, ich besuche meine Tante, daher habe man schließlich faule Ausreden Fisimatenten genannt. Schon der Umstand, daß es sich um einen viel älteren Ausdruck handelt, erledigt von vornherein diese „Deutung“.¹

Nicht minder albern ist

2) der Gedankenblitz von Werthenau: „sollte am Ende Fisimatenten eine Zusammensetzung sein aus: mit Fü ß e n u n d H ä n d e n?“

Daneben gibt es aber auch ernste Versuche, das Wort Fisimatenten aus deutschem Wortstoff zu deuten.

3) O. Weise, der zwar einer andern Erklärung den Vorzug gibt (der von uns an 14., letzter Stelle anzuführenden), hält es immerhin für möglich, daß Fisimatenten zusammengezogen ist aus zwei deutschen Synonymen mit der Bedeutung Narrenposen. Das erste Wort wäre mittelhochdeutsch *fi sel* = Scherz (dazu neuhochdeutsch *faseln*), das auch enthalten ist in westmitteldeutsch *Fisigunkes* (Gunkes in Schwaben und Hessen: dummer Mensch, der pfiffig sein will) und in elsässisch *finickern* = lügen, aufschneiden. Das zweite Wort wäre mittelhochdeutsch *tan ten* = Scherz treiben (althochdeutsch *tantaron* = geistesverwirrt sein), dazu thüringisch *Tenten* = albern Zeug (z. B. *Narrententen*). Zwischen „Fisel“ und „Tente“ enthalte Fisimatenten noch die Silbe *ma*, ein Streckelement wie bei *Abrakadabra* oder bei mundartlich *Alimatenten* aus *Alimenten*.

Aus dem Rotwelsch, der deutschen Gaunersprache, versucht 1899 ein Beitrag in der Zeitschrift „Daheim“ das Wort Fisimatenten zu deuten:

4) im Rotwelsch sei *Fisel* eine Person, mit der der Gauner Durchsteche-

1) Die lächerliche Ableitung von Fisimatenten aus *je visite ma tante* taucht in etymologischen Plaudereien gewisser Zeitungen immer wieder auf, ebenso die nicht minder albern und hartnäckigen Ableitungen: *Schorlemorle* aus *toujours l'amour*, *mutterseelenallein* aus *moi-tout-seul*.

reien treibt; *Matenna* habe die Bedeutung: Geschenk. Sträflinge suchen oft die Personen, mit denen sie während der Haft in Berührung kommen zu kleinen pflichtwidrigen Gefälligkeiten zu veranlassen. Nun haben sie kein Geld, daher machen sie oft leere Versprechungen, mit dem Hinweis auf versteckte Beute usw. (nach O. Weise).

Es folgen nun Deutungen von *Fisimatenten* aus dem Griechischen

5) Da im Zeitalter der Scholastik, führt H. Schrader aus, wo die mathematische Wissenschaft in großem Ansehen stand und die Schriften Aristoteles *meta ta physika* große Verehrung genossen, die Naturwissenschaften verachtet und sogar als gefährliche Teufelsdinge angesehen wurden, konnte die Bezeichnung der letzteren, *physika mathemata*, ein bösen Nebenbegriff erhalten, etwa in dem Sinne: lügenhafte Vorstellung. *Fisimatenten* sei die volkstümliche Umgestaltung von *physika mathemata*.

6) Wesentlich besser begründet ist eine andere Etymologie von *Fisimatenten*, die eine griechische Wurzel und deren Vermittlung durch das Italienische vorsieht. Im Italienischen bedeutet *fisima*: Laune, Einfalt, Seltsamkeit, Schrulle (wohin auch *fiscare*, grübeln, *fiscoso*, grüblerisch veraltet *fiscaggine*, Einbildung gehören). Dieses italienische *fisima* brachte Adolf Tobler (1896 in der Berliner Akademie) mit griechisch *physema*, Geblasene, die Blase zusammen. Aus dem Begriff der Blase habe sich der Stolz, der dumme Hochmut, der „Aufgeblasenheit“ entwickelt, daher der Name des Frosches im „Froschmäusekrieg“ *Physigmatos*, Backbläser; *physan tas gnathous*, die Backen aufblasen (vor Stolz) kommt Demosthenes vor. Das griechische *physema* = Geblasenes gelangt als Fremdwort auch ins Lateinische (so findet sich z. B. bei Plinius die Metapher *physemata* als Bezeichnung für hohle Perlen), und so sei es dem erwähnten italienischen *fisima* und daraus zum deutschen *Fisimatenten* gekommen. Die eigentliche Bedeutung des letzteren sei demnach: etw. Hohles, Aufgeblasenes, hohles und darum zweckloses Gerede oder Gebälge.

7) Die Ableitung von deutsch *Fisimatenten* unmittelbar aus italienisch *fisima* erachtet auch Schuchardt als möglich, doch sieht er in italienisch *fisima* einen Abkömmling von griechisch *sophisma* (Ausgeklügeltes, Trugschluß). Auch Kleinpaul denkt an eine Entwicklungsreihe griechisch *sophisma* — lateinisch *sophisma* — italienisch *sfisma*, *fisma*, *fisima* — deutsch *Fisimatenten*.

Gelegentlich sind noch zwei weitere italienische Hypothesen aufgestellt worden. Sie sind sehr mangelhaft gestützt.

8) *Fisimatenten* habe sich aus italienisch *vistamente* = schnell, leicht entwickelt, welchen Ausdruck das deutsche Volk auf Jahrmärkten

geschnappt habe, wo er von Gauklern und Taschenspielern bei ihren Vorführungen verwendet worden sei.

9) Fisimatenten habe sich entwickelt aus italienisch *vis e me attente* (sieh mich genau an) oder *avvoisa, ma attento* (schau her, aber aufmerksam); auch dies seien Zurufe von Taschenspielern an ihre Helfer.

Mit dieser letztgenannten Deutung haben die Ableitungen aus dem Lateinischen etwas gemeinsam; sie gehen von einem Zeitwort mit der Bedeutung „sehen“ aus, nämlich von lateinisch *videre* (mit der Partizipform *visus*, -a, -um).

10) Auf *visum authenticum*, amtlich festgestellte Tatsache, greifen Andresen und in seinem Rotwelschbuch Kluge zurück. Solche Berichte sollen wegen der Langatmigkeit und Formelhaftigkeit der Gerichtssprache als dummes Geschwätz verspottet worden sein.

11) *Visum repertum*, Befund einer amtlich vorgenommenen Leichenöffnung oder sonstiger ärztlicher Bericht über eine gerichtlich-medizinische Untersuchung, will Leithäuser in „Fisimatenten“ erkennen.

12) Sandvoß, Blomfield u. a. denken an *visae patentes* (*literae* oder *visa patentia* = ordnungsgemäß ausgefertigtes Patent, öffentliche Empfehlungsschreiben der Marktschreier, dann verschlechtert: schwindelhafte Empfehlungen ohne Beweiskraft, leere Redensarten). Tatsächlich ist für das 16. Jahrhundert die Form *Visipatentes* = Albernheit, Possen mehrfach belegt.

13) Eine andere Deutung von Fisimatenten aus lateinischem Sprachstoff, die aber nicht auf den Stamm *videre* = sehen abzielt, sieht im deutschen Worte eine Umgestaltung von „Superintendent“; diese Deutung bleibt uns alles schuldig, auch die Andeutung der Bedeutungsentwicklung.

Als letzte führen wir die heute vorherrschende Meinung über die Herkunft des Wortes Fisimatenten an:

14) Im Mittelhochdeutschen bedeutet *visament* (ebenfalls zu lateinisch *videre* = sehen): Aussehen, Gesicht, Visierung (kunstgerechtes Einteilen und Beschreiben eines Wappens, zu *visieren* = darstellen). In der Wappenkunde bekommt *visament* noch die besondere Bedeutung: geheimnisvoller (d. h. undeutbarer, einer klaren Bedeutung entbehrender) Zug, unverständlicher Zierrat („womit man den Leuten auch Sand in die Augen streut“, R. Hildebrand). Neben *visament* kommt schon in mittelhochdeutscher Zeit auch die Form *fisiment* vor. Die heutige Form Fisimatenten sei eine scherzhaft-spöttische Verdrehung der lateinischen Form, zugleich eine sogenannte Streckform (wie Schlampampe aus Schlampe, volkstümlich Alimatenten aus Alimenten, scherzhaft Monument aus Moment).

Übrigens erscheint, wie O. Weise anführt, in einer alten westfälischen Urkunde Fisimatenten einmal synonym mit Visierung verbunden, was jedenfalls die Deutung von Fisimatenten aus visament stützt.

Wenn auch diese letzte Deutung — Fisimatenten = visamenta — die vertrauenswürdigste ist, ausgeschlossen ist es doch nicht, daß mehrere Quellen in Frage kommen. So wäre es z. B. durchaus möglich, daß die ursprüngliche Form Fisipatenten war (zu visae patentes, 12) und daß der Wandel des p zu m erst zufolge nachträglicher Anlehnung an visamentum erfolgt ist. Auch gibt es zweifellos unter den anderen Deutungen noch die eine oder andere, die nicht als endgültig abgetan gelten darf, z. B. die aus griechisch physema = Geblasenes.

Flanell

als Bezeichnung eines Wollgewebes ist im Deutschen seit dem 18. Jahrhundert bekannt. Die Schreibweise mit einem n und zwei l spricht für unmittelbare Entlehnung aus dem Französischen (la flanelle), denn die englische Schreibweise ist: flannel. (Bei Lichtenberg kommt allerdings die letztere Schreibweise vor.)

Das Pariser Argot bringt das Wort flanelle offenbar mit dem Wort flâner = bummeln in gedankliche Verbindung, denn es gebraucht flanelle mit den Bedeutungen: junger, eleganter Mann, verweiblichter Geck, eleganter Schmarotzer, Gast, der in einem Lokal keine Zeche macht. Etre flanelle de la tête aux pieds = von Kopf bis Fuß geckenhaft sein. Faire flanelle wird für das Pariser Argot seit 1861 belegt mit der Bedeutung: Bordelle besuchen, ohne ein Mädchen in Anspruch zu nehmen. Das ist im Dirnenargot „c'est de la flanelle“ ein verächtlicher Ausdruck „faule Jungens“, d. h. für Besucher, die sich das Treiben in den Bordellen bloß ansehen. Eine familiäre Pariser Wendung ist: avoir l'estomac doux de flanelle, eine gute Suppe gegessen haben.

Französisch flanelle und englisch flannel lassen keltischen Ursprung annehmen. Möglicherweise ist flanelle die Verkleinerungsform von altfranzösisch flaine = Wollzeug, aber auch dieses Wort soll keltischer Herkunft sein und zu gallisch gwlanen (urverwandt mit deutsch „Wolle“) gehören. Von der gallischen Sprache, deren Geltungsbereich im Altertum von Spanien bis nach Kleinasien (Galater!) reichte und die im ersten Jahrhundert n. Chr. verschwand, ohne wesentliche Sprachdenkmäler zu hinterlassen, leben Spuren nur in einzelnen Wörtern und Eigennamen (besonders Orts- und Flußnamen) anderer Sprachen fort. Manche

keltische Wörter im Deutschen

gehen allerdings erst auf eine Entlehnung keltischer Begriffe und deren Bezeichnungen durch Vermittlung des Englischen in verhältnismäßig jüngerer Zeit zurück. In Großbritannien sind heute noch einzelne keltische Sprachzweige lebendig: aus der irischen (auch als gälisch oder goidelisch bezeichneten) Gruppe das eigentliche Irisch in Irland, das eigentliche Gälisch (oder Schottisch) im schottischen Hochland und auf den benachbarten Inseln und das Manx auf der Insel Man; zum britanischen Sprachzweig zählt das in Wales gesprochene Kymrisch oder Welsch (Walisisch), ferner auf dem Festlande das Bretonische in der Niederbretagne, die Sprache der seit dem 5. Jahrhundert auf der französischen Halbinsel angesiedelten Briten. Von den neukeltischen Sprachen ist es besonders das Gälische oder Schottische, das dem englischen und manchmal dadurch auch dem deutschen Wortschatz begrifflich typische Ausdrücke geliefert hat. Wir nennen die schottische Stammesbezeichnung *Clan* (ursprüngliche Bedeutung: Kinder, Nachkommenschaft), die wir besonders auch mit dem Nebensinn *Bande*, *Clique* gebrauchen, den Getränkeamen *Whisky* (aus schottisch *uisge-beatha*, Zusammensetzung aus *uisge* = Wasser und *beatha* = Leben, also wörtlich gleichbedeutend mit italienisch *acquavite*, französisch *eau-de-vie*, Lebenswasser, d. h. Branntwein), *Plaid* = Überwurf, *Slogan* = Schlagwort, Werbespruch im politischen oder geschäftlichen Leben (ursprünglich schottische Bedeutung: Kriegsruf, eine Verschmelzung von *sluag* = Feind und *gairm* = Schrei, letzteres enthalten vermutlich auch im Namen der „Germanen“, s. weiter unten). Der in Schottland seit Mitte des 15. Jahrhunderts belegte Name des bekannten Rasenspiels *Golf* kommt von schottisch *gowf* = Schlag und ist von *Golf-
Meerbusen* (zu griechisch *kolpos*, *Busen*) fernzuhalten. *Tory*, die Bezeichnung des Angehörigen der Konservativen Partei, hat im Irischen ursprünglich die Bedeutung: Räuber. Aus dem kymrischen (walisischen) *llymr* = scharfes Gemisch kommt über englisch *flummery* die norddeutsche Süßspeisebezeichnung *Flammeri* (vgl. dieses Stichwort in „Wörter und ihre Schicksale“).

Budget, durch den altbewährten englischen Parlamentarismus zur allgemeinen Verbreitung gebracht ist erst nachträglich zur Bedeutung *Staatshaushalt* gelangt. Die ursprüngliche Bedeutung von englisch *budget* ist *Lederbeutel*, *Ranzen*, *Tasche*. (Ein ähnlicher Vorgang von Bedeutungsübertragung im Sinnbezirk des Politischen: *Portefeuille* = *Brieftasche* = *Amtszweig eines Ministers*) Englisch *budget* = *Ledertasche* geht auf französisch *bougette* zurück, auf die Verkleinerungsform von *bouge* = *Lederbeutel*, *Reisesack*, und diesem französischen Worte liegt ein lateinisches zugrunde, *bulga* = *Lederbeutel*, das nach *Festus* aus Gallien ins Lateinische kam; belegt ist altirisch *bolg* = *Beutel*, *Tasche*. *Pièce* = *Stück* (im Deutschen als *Fremdpeça*) geht ebenso wie spätlateinisch *petium* auf eine gallische Wurzel *petti* wort, z. B. eine *Musikpièce*, italienisch *pezza*, spanisch *pieza*, portugiesisch

zurück, die aus walisisch peth und bretonisch pezz = Stück erschlossen wird. Keltischen Ursprungs ist vielleicht auch Bijou = Schmuck, Kleinod, Juwel. Man vermutet Verwandtschaft mit bretonisch bizon, kornwallisch bisou = Ring mit Edelstein, in welchen Wörtern wohl bretonisch biz, walisisch bys = Finger enthalten ist. Auch der Vogelname Pinguin ist höchst wahrscheinlich keltischer Herkunft. Man deutet ihn als walisisch pengwyn = weißer Kopf (gwyn = weiß, pen = Kopf). Zu bemerken ist allerdings, daß jene drolligen Tiere der südlichen Polargegend nicht weiße, sondern schwarzbefiederte Köpfe haben. Dennoch ist die Etymologie Pinguin = Weißkopf nicht unhaltbar. Walisische Seefahrer dürften zuerst den über nordische Meere verbreiteten Riesenalk (*Plautus impennis* Linn.), den kennen zu lernen sie in Island und Südgrönland Gelegenheit hatten, als Pinguin d. h. als Weißkopf benannt haben. Tatsächlich kennzeichnet diesen Vogel ein länglich runder weißer Fleck vor und über dem Auge. Mit den in der Familie der Flossentaucher eingeordneten Pinguinen sind die Alken, die zur Familie der Flügeltaucher in der Ordnung der Regenpfeifervögel gehören gar nicht verwandt, da aber auf den ersten Anblick eine große äußere Ähnlichkeit zwischen Pinguinen und Alken, besonders in der Körperhaltung, bemerkbar ist, ist nicht zu verwundern, daß der keltische Name der aus den nördlichen Meeren bekannten Alken später auf die ähnlichen Vögel übertragen wurde, denen man nach der Entdeckung Amerikas in den antarktischen Polargegenden begegnete. Daß man die neuentdeckten Vögel als Pinguin wörtlich Weißköpfe, bezeichnete, obschon sie schwarze Köpfe haben, muß nicht verwundern, selbst wenn man annimmt, daß die Übertragung des Namens von den Alken auf die neuen Vögel durch solche Seeleute erfolgt ist, denen der wörtliche keltische Sinn des Namens noch bewußt war, den schließlich bezeichnen auch wir als Plombe (plumbum, Blei) etwas, das aus Gold ist, als Gulden etwas, das meistens silbern und nicht gülden ist u. dgl. Übrigens hat man die Alken und Pinguine anfangs auch für nahverwandte gehalten und sie irrtümlich in eine Ordnung (*Impennes*) zusammengefaßt. Im Französischen dient dementsprechend das Wort pingouin heute noch sowohl zur Bezeichnung der Pinguine als der Alken. Unbestritten ist die Ableitung des Vogelnamens Pinguin (englisch penguin, daneben aber auch die Pflanzennamen pinguin = *Bromelia Pinguin*, *Pinguinanas* aus den genannten keltischen Wörtern aber nicht: manche versuchen, das Wort in romanischen Zusammenhänge zu bringen, dem lateinischen Worte *pinguis* = fett zuzurechnen.

Zu den international bekannten keltischen Wörtern gehörte vor noch nicht langem, d. h. bevor der Name des Ballspiels Lawn-Tennis sich nicht zu Tennis vereinfachte, auch Lawn = Rasen. Das Wort geht wohl auf altkeltisch landa zurück, das aus bretonisch lann, irisch lann, walisisch llan = umhegtes Gebiet erschlossen wird. Unser „Land“ ist mit all diesen Wörtern anscheinend urverwandt. Internationaler Bekanntheit erfreut sich ferner se

einiger Zeit das amerikaniſche Wort *racket* = Gaunerbande, Gangsterbande. Dieses Wort, das in England urſprünglich die Bedeutung Lärm, Tumult, Trubel, übertragen dann lärmende Geſellſchaft, Schelmenſtreich hatte, iſt ebenfalls keltiſcher, u. z. w. gälischer (ſchottiſcher) Herkunft. (Mit dem gleichlautenden engliſchen Wort, das den Tenniſſchläger bezeichnet, hat es nichts zu ſchaffen, denn dieſes Homonym kommt über franzöſiſch *raquette* von arabiſch *rahat* = Handfläche.)

Kulturhiſtoriſch bemerkenswerter als die verhältnismäßig ſpäten deutſchen Entlehnungen keltiſchen Sprachſtoffes aus dem Engliſchen oder Franzöſiſchen ſind jene deutſchen Wörter keltiſcher Herkunft, die auf die Zeit verweiſen, als keltiſche Völker, beſonders galliſche Stämme, nicht nur große Teile des heutigen Frankreichs und Italiens, ſondern auch der heute deutſchen, ſchweizeriſchen und öſterreichiſchen Gebiete beſiedelten. Die Kelten hatten — beſonders in ihrer Eiɡenſchaft als Träger der Eiſenkultur — nicht nur in kultureller Hinſicht einen erheblichen Vorſprung vor den Germanen, deren Vorgänger ſie auf einem großen Teil des heute deutſchen Bodens waren, ſondern waren den Germanen eine Zeitlang auch an rechtlicher Organisation und kriegeriſchen Tugenden überlegen; *fuit antea tempus*, ſchreibt Julius Caesar in ſeinem berühmten Werke über den galliſchen Krieg, *cum Germanos Galli virtute superarent*. Entſprechend der allgemeinen ſprachgeſchichtlichen Erſcheinung, daß das ſchwächere Volk die Neigung hat, die Eigennamen des herrſchenden Volkes zu übernehmen (H. Hirt), werden Spuren der keltiſchen Glanzzeit hauptſächlich durch Eigennamen in der deutſchen Sprache bewahrt. Wir erwähnen z. B. die deutſchen Eigennamen Dagmar, Hadumar, Sigmar aus keltiſch Dagomaros, Catumaros, Segomaros (letzteres zu keltiſch *seg* = Kraft), die Gebirgsnamen Alpen, Sudeten, Taunus, die Flußnamen Rhein, Ruhr, Reuß, Sieg, Main, Weſer. Unter den Völkernamen iſt nicht nur der der Helvetier keltiſcher Herkunft, ſondern wahrſcheinlich ſogar der der Germanen, gedeutet als „Toſende, Brüllende, Rufer im Streit“, wozu aus den heutigen keltiſchen Sprachen die Hauptwörter iriſch *gairm* und kymriſch *garm* = Schrei geſtellt werden. (Vgl. auch oben die Etymologie von „Slogan“.) Groß iſt die Zahl der deutſchen Ortsnamen, bei denen keltiſcher Uſprung ſichergeſtellt oder wahrſcheinlich gemacht wurde, beſonders auf weſt- und ſüddeutſchem und auf ſchweizeriſchem Boden. In einzelnen deutſchen Ortsnamen ſind keltiſche Perſonennamen enthalten, z. B. Gallus, Sigmar in St. Gallen, Sigmaringen. Der in der Welt verbreitetſte Vorname keltiſcher Herkunft iſt wohl Arthur (nach dem ſagenhaften Britenkönig Artus).

Wenn wir nun nach den Eigennamen die deutſchen Gattungsnamen keltiſcher Herkunft ins Auge faſſen, fällt uns auf, daß dieſe hauptſächlich in beſtimmten Bedeutungsbezirken vorzufinden ſind, die beſtimmten kulturellen Einflüſſen der Kelten auf die Germanen entſprechen. Wie ſchon erwähnt, waren die Kelten vor den Germanen die Träger der Eiſenkultur

und dem entspricht die keltische Herkunft der deutschen Wörter Eisen, B
Lot, Mine, Mineral, Ger, Gabel, Harnisch, Degen, Glocke.

Die keltische Wurzel, die zu Eisen (althochdeutsch isarnon) vorausgesetzt wird, dürfte isarnon gelautet haben. Andere Deutungen fassen allerdings die Abhängigkeit von lateinisch aes, aeris = Erz oder von einer illyrischen Wurzel ins Auge. Blei (das übrigens andererseits vielleicht auch mit „blau“ verwandt ist) wird zu altirisch bla = gelb gehalten. Lot = Meßblei, mit ursprünglichen Bedeutung „leicht schmelzbares Metall“, gehört anscheinend zu altirisch luaide = fließen, schmelzen. Mine geht auf mittellateinisch mina = Erzgrube zurück, auf dessen keltischen Ursprung altirisch mein Metall, Erzader und kymrisch mwyn = Roherz schließen lassen. Demnach sind auch die Fremdwörter minieren, konterminieren, Miner Mineralogie in der Hauptsache keltischen Ursprungs.

Auch den mit einer Eisenspitze versehenen Pfeil dürften die Germanen von den Kelten übernommen haben, und das Wort Ger — die „alte germanische Waffe“, deren Name im letzten Jahrzehnt durch die Kreuzworträtsel „Volksgut“ geworden ist — wird zu einer keltischen Wurzel gaisa gehalten. Auch in den Personennamen Gerhart, Gertrud usw. ist die keltische Wurzel enthalten. Von gallisch gabala = gegabelter eiserner Wurfspitze (altirisch gabul, kymrisch gafl, bretonisch gavl = gegabelter Ast, Gabel der Schenkel) kommt unser Gabel.

Harnisch (mittelhochdeutsch harnasch) hängt vermutlich mit haiarn zusammen, das im Kymrischen, in der keltischen Sprache von Wales, die Bedeutung Eisengerät hat. Die Waffenbezeichnung Degen taucht erst im 15. Jahrhundert in Deutschland auf. Dieses Wort ist nicht zu verwechseln mit dem von Lessing und anderen Klassikern neubelebten und daher poetisch wirkenden Worte Degen = Held, Kriegermann, dem das althochdeutsche thegan = Mann vorangeht und das zur indogermanischen Wurzel tektō = erzeugen gehört, woher auch griechisch teknon = Kind. Die daternzuhaltende Waffenbezeichnung Degen ist hingegen keltischer Herkunft, sie geht über französisch dague = langer Dolch und schottisch-mittelateinisch dagua auf gälisch dag = Dolch zurück, woher auch englisch dagger, dänisch daggert = kurzes Schwert. (Eine andere Deutung sieht allerdings in Degen einen Abkömmling von lateinisch daga = dakisch, nämlich: dakisches Messer. Die Glocke ist irischen Ursprungs. Irische Missionäre brachten das Wort Glocke zu den Deutschen, bei denen es im 8. Jahrhundert (althochdeutsch glocke) auftaucht. Auch das gleichbedeutende vulgärlateinische clocca (woraus französisch cloche und englisch clock = Uhr) ist des gleichen keltischen Ursprungs.

Aus der „staatsrechtlichen Überlegenheit, die die Kelten einst über Germanen bewährt haben“ (Kluge-Götze) erklärt sich die keltische Herkunft der deutschen Wörter Reich (sowohl des Hauptwortes als des Eigenschaftswortes), Amt, Eid, Held, Geisel, Vasall, Erbe.

Reich (mittelhochdeutsch riche, althochdeutsch rihhi, gotisch reiki,

nordisch riki) = Herrschaft, Obrigkeit und die sonstigen Angehörigen dieser germanischen Wortsippe gehen auf frühzeitige Entlehnung aus dem Keltischen zurück. Das keltische rig = König ist übrigens urverwandt mit lateinisch rex, regis, altindisch rajan (neuindisch Radscha, dazu Maharadscha, wörtlich Großradscha) und auch mit der deutschen Wortsippe Recht, rechts, richten, Richtung, Richter, Bericht usw. Auch das deutsche Eigenschaftswort reich = vermögend geht — ebenso wie gleichbedeutend italienisch ricco, französisch riche usw. — auf die genannte keltische Wurzel zurück. Die ursprüngliche Bedeutung von reich ist auch nicht vermögend, sondern: königlich, mächtig. Die keltische Wurzel ist auch enthalten im Namen Richard und in der Endsilbe der Namen Vercingetorix, Theodorich, Alberich, Alarich, Ulrich, Dietrich, Helferich, Heinrich, Friedrich usw.

Amt hat zum Vorgänger das althochdeutsche Wort ambahts = Dienst, Amt, Beruf, Gottesdienst (gleichbedeutend ist das gotische ambahti). Dazu gehört auch althochdeutsch ambakt (gotisch andbahts) = Diener. Die Erkenntnis, daß dieses germanische Wort keltischer Herkunft ist, verdanken wir Cäsar, dessen Schritt über den gallischen Krieg uns das gallische Wort ambactus = Dienstmann übermittelt. Es enthält allem Anschein nach die keltische Vorsilbe amb = um. Aus derselben keltischen Wurzel leitet sich übrigens auch das mittellateinische ambactia = Dienstauftrag ab, das u. a. zu den aus dem internationalen diplomatischen Verkehr allgemein bekannten französischen Wörtern ambassade, ambassadeur (Gesandtschaft, Gesandter) führt. Auch im holländischen ambacht = Amt, Handwerk ist viel von der alten keltischen Lautfolge erhalten geblieben.

Eid (gotisch aiths) wird mit dem gleichbedeutenden altirischen oeth in Verbindung gebracht. Es scheint, daß die Germanen die Einrichtung der bedingten Selbstverfluchung von ihren keltischen Nachbarn übernommen haben.

Held (mittelhochdeutsch helt) ist im Althochdeutschen nicht vertreten. Das Wort wird mit altsächsisch haeleth und altnordisch halr = Mann in Verbindung gebracht und für die ganze Sippe wird keltischer Ursprung angenommen, wofür das irische Wort calath und das bretonische calet = hart zu sprechen scheinen.

Geisel (althochdeutsch gisal) = Kriegsgefangener, Leibbürge wird mit altirisch giall, kymrisch gwytl in Verbindung gebracht, wozu eine keltische Wurzel geslo vorausgesetzt wird. Demzufolge wären auch die deutschen Personennamen Geiselher, Giselher, Gisela, Gilbert, Gellert, Giesebrecht mittelbar keltischer Herkunft (vielleicht auch Gessler, wenn nicht zu „Gasse“ gehörig).

Vasall geht ebenso wie vulgärlateinisch vasallus, mittellateinisch vassus auf eine keltische Wurzel zurück, und zwar wird aus altbretonisch uuas, altirisch foss, bretonisch gwaz, walisisch gwas — alle mit der Bedeutung: Jüngling, Diener — auf ein frühkeltisches Wort wassos = Diener geschlossen. Zu dieser keltischen Sippe gehört auch französisch valet = Diener (auch:

Bube im Kartenspiel); die altfranzösische Form des Wortes — *vasalet* — läßt leicht erkennen, daß es sich um eine Verkleinerungsform von „*vasal*“ handelt.

Erbe (gotisch *arbi*) wird zu altirisch *orbi* = der Erbe gehalten. Eine Urverwandtschaft mit griechisch *orphanos*, lateinisch *orbus* = beraubt, verwaist wird vermutet.

Weitere deutsche Wörter, die von unmittelbarem oder durch romanische Vermittlung erfolgtem kulturellem Einfluß der Kelten auf die Germanen zeugen, sind:

Z a u n (althochdeutsch *zun*, altnordisch *tun*) geht, ebenso wie englisch *town* = Stadt, d. i. umzäunte Stätte, auf die in vielen Ortsnamen erhaltene gebliebene keltische Wurzel *dunos* = Burg, befestigte Stadt zurück.

T o n n e ist ein Wort gallischen Ursprungs, das im Irischen (*tunna*) noch belegbar ist. Aus altirisch *tonn* = Fell, Lederbeutel, in übertragenem Sinne Weinschlauch, Weinbehälter, entstand mittellateinisch *tunna* = Faß, woraus französisch *tonne*, *tonneau* und andere romanische, sowie auch die germanischen Abkömmlinge zu erklären sind. Das französische *tonne* führt zur Verkleinerungsform *tonnelle* = Gewölbe, das im 18. Jahrhundert nach England entlehnt (tunnel) die Bedeutung unterirdischer Durchgang bekommt, von dort später nach Deutschland gelangt, so daß auch unser **T u n n e l** zu den deutschen Wörtern keltischen Ursprungs zu zählen ist.

M e r g e l (althochdeutsch *mergil*) geht über mittellateinisch *margila* = lateinisch *marga* zurück, das nach Plinius gallischer Herkunft ist.

M a n t e l (altdeutsch *mantal*, *mandal*) kommt — ebenso wie italienisch *mantello*, französisch *manteau* — von lateinisch *mantum*, bzw. dessen selb. bei Plautus belegter Verkleinerung *mantellum*. Das lateinische *mantum* ist offenbar keltischen Ursprungs; die Römer dürften das Wort in Hispanien entlehnt haben.

K a i = gemauerter Uferdamm geht, ebenso wie niederländisch *kaai*, englisch *quay*, dänisch *kai*, schwedisch *kaj* auf französisch *quai* zurück, für den keltischen Ursprung angenommen wird; altirisch *cai* = Straße, Weg. Dieser Wortsippe gehört möglicherweise auch der Name der Chauken (lateinisch *Chauci* oder *Cajici*), der Bewohner des friesischen Inselgürtels, der gleichsam eines Dammes, eines Kais längs der Nordsee.

Der Fischname **S a l m** (althochdeutsch *salmo*) geht zunächst auf lateinisch *salmo* zurück (wozu auch englisch *salmon*, französisch *saumon*), das lateinische Wort dürfte aber keltischen Ursprungs sein, entsprechend dem Umstande, daß die Römer diesem Fisch zuerst in dem keltischen Rheingebiet begegneten.

G a u l dürfte ebenso wie vulgärlateinisch *caballus* = Pferd (woher französisch *cheval* und die anderen romanischen Namen des Pferdes und ferne unsere Fremdwörter *Kavallerie*, *chevaleresk* usw.) auf eine germanische Wurzel zurückgehen. Keltischen Ursprungs ist wohl auch eine andere

Bezeichnung des Pferdes, das in Marschall (eigentlich „Mährenschalk“) enthaltene Wort

Mähre (althochdeutsch marah), das ursprünglich keine herabsetzende Bedeutung gehabt hat. Das gallische Wort marka wird von Pausanias überliefert (belegt ist ferner altirisch marc, kymrisch march = Pferd).

Pferd kommt zunächst von paraveredus = Postbeipferd, in welchem mittellateinischen Worte para die griechische Präposition, veredus aber keltisch ist. Im keltischen Worte veredos = Pferd ist die Vorsilbe ve = unten, am zu erkennen, die wörtliche Bedeutung von veredos ist: das zum Wagen gehörende, am Wagen gehende (altgallisch reda = Reisewagen). Zeugnis dafür, daß die Germanen den Gebrauch des Fahrzeugs auf Rädern von den Kelten lernten, scheint auch das Wort

Karren (althochdeutsch karro oder karra) abzulegen. Das germanische Wort taucht zu Beginn der christlichen Zeitrechnung im Raum von Köln und Trier auf, also in Gebieten, die an damals keltische grenzten. Auch im Lateinischen ist carrus = vierrädriger Wagen eine Bereicherung aus Gallien. Aus der vorauszusetzenden keltischen Wurzel karr sind nicht nur die weiteren Fahrzeugbezeichnungen Karrete, Karosse abzuleiten (s. das Stichwort „Kutsche“ in „Wörter und ihre Schicksale“), sondern noch eine Reihe anderer Fremdwörter. Auf der keltischen Wurzel karr fußt nämlich auch das spätlateinische Zeitwort carricare = laden, beladen, belasten, woraus nicht nur Karikatur kommt (italienisch caricatura, eigentlich das Überladene, Überbelastete, d. h. Übertriebene), sondern auch die Zeitwörter französisch charger, englisch charge, woraus unser Fremdwort Charge, mit seinen vielen Bedeutungen, Weiterbildungen und Zusammensetzungen (Chargenbezeichnung, Chargendarsteller usw.) entsteht. Zu dieser Sippe gehört auch spanisch Cargo = Fracht, besonders bekannt durch ein internationales Fachwort der Schifffahrt: Superkargo = Aufseher über die Ladung.

Der Name der Walh (Volcae), eines großen keltischen Volksstammes lebt nicht nur in Landesnamen wie Wales und Cornwall fort, sondern auch im deutschen Eigenschaftswort welsch (althochdeutsch walhisc), dessen Bedeutung zuerst auf alle keltischen Völker ausgedehnt wurde, um dann auf die romanischen Völker übertragen zu werden und auch den Nebensinn „unverständlich Sprechende“ zu bekommen (daher die Zusammensetzungen Kaunderwelsch, Rotwelsch). Zu „welsch“, bzw. zum Namen der keltischen Volcae gehört auch Walnuß (spätlateinisch nux gallica, da sie ursprünglich besonders in Gallien gepflanzt wurde). Mit dem keltischen Völkernamen Walh hängt wahrscheinlich auch die altslawische Wurzel vlach zusammen, das zu dem bekannten Völkernamen Walachen führt. Wallach hat im Deutschen auch die Bedeutung verschnittenes Pferd, weil verschnittene Hengste nach Mitteleuropa aus Rumänien kamen (oder aus Ungarn, daher französisch hongre = verschnittener Hengst). Der Name der Wel-

schen steckt auch in Galopp, wenn die Deutung dieses Wortes als w hlaup = welscher Lauf richtig ist.

Von den — unmittelbaren oder mittelbaren — Entlehnungen aus dem keltischen sind wohl zu unterscheiden die germanisch-keltischen Gleichungen, d. h. die Fälle, wo — ohne daß eine Entlehnung in einen oder der anderen Richtung vorläge — einfach auf Grund der indogermanischen Urverwandtschaft die gleiche Wurzel sowohl in einer oder mehreren germanischen, als auch in einer oder mehreren keltischen Sprachen auftreten ist, nicht aber auch in einer Sprache, die irgend einer anderen Gruppe der indogermanischen Sprachfamilie (z. B. der indoiranischen, der griechischen, der slawischen, der italo-romanischen usw.) angehört. So entspricht dem deutschen Apfel im Irischen aball oder uball, dem deutschen Beute im Irischen buaid = Sieg, dem deutschen Latte im Irischen slat = Rute, dem deutschen Wert im Kymrischen gwerth = Preis, dem deutschen Dorf keltisch tref = Stadt, albretonisch treb = Wohnung (enthalten u. a. in Ortsnamen Arras und Artois, daher auch in „artesischer Brunnen“), dem deutschen Streifen das gleichbedeutende irische sriab. Es gibt nahezu hundert solcher germanisch-keltischer Gleichungen. Da das Keltische innerhalb der indogermanischen Sprachfamilie dem Italischen am nächsten steht, ist die Anzahl der romanisch-keltischen Gleichungen größer.

Fratze, Fratz

Die häufigste Verwendung für Fratze ist heute: verzerrtes Gesicht, resultierend aus Mißmut, Ekel, Entsetzen oder einer beabsichtigten komischen Wirkung zuliebe verzerrtes Gesicht. Du sollst keine Fratzen schneiden, ermahnt die Mutter das Kind. Man gebraucht aber Fratze auch in dem Sinne: häßliches (d. h. nicht vorübergehend, sondern ständig häßliches) Gesicht. Das „Fratze“ wird somit ein Synonym der verächtlichen Bezeichnung Fratze (österreichisch Gfräß, schweizerisch Gfräß), an das es auch äußerlich klingt, — höchstwahrscheinlich ohne etymologisch verwandt zu sein, — „Fresse“ kommt von fressen = ver-essen, d. h. essend aufzehren und bedeutet zunächst Maul und wird erst in übertragenem, erweitertem Sinne verächtlich für das ganze Gesicht gebraucht.

In übertragenem Sinne ist eine Fratze auch eine abgeschmackte Gebärde, eine tolle Handlung, ein närrisches Verhalten usw. „Bis zur Fratze geht das tolle Verhalten“, heißt es bei Schiller. Noch mehr ins Geistige, Abstrakte übertragen, gebraucht Kant das Wort Fratze: „Der Verstand ist grübelnd und gerät auf Fratzen“ — „Unnatürliche Dinge, insofern das Erhabene drinnen gemeint ist, ob es gleich wenig oder gar nicht angetroffen werden sind Fratzen.“

Vom Zerrgesicht kann die Bezeichnung Fratze auch auf seinen Träger, den ganzen Menschen übertragen werden.

Für diese letztere Bedeutung hat sich aber in stärkerem Maße die Form „der Fratz“ eingebürgert und ein eigenes Wortdasein erlangt, was auch zu einer Abwandlung und Abschwächung der Bedeutung geführt hat. Neben dem Scheltwortcharakter „der Fratz“ = Geck, Narr, Laffe (auch bedauernd: armer Fratz) herrscht jetzt die Bedeutung „unartiges (oder besonders kindisches) Kind“ vor und auch diese milde Schelte neigt dazu ins Zärtliche umzuschlagen; den „süßen Fratz“ reimt z. B. die leichte Muse gerne auf „Schatz“.

Aus Fratze und Fratz ergeben sich mehrere Ableitungen, wie fratzig, fratzenhaft und Zusammensetzungen, wie Fratzenbild, Fratzenstück, Fratzenwesen usw. E. Boucke, R. M. Meyer und P. Fischer, die sich mit dem Wortschatz Goethes beschäftigen, heben des Dichters Vorliebe für das Wort Fratze und seine Abkömmlinge hervor und auch das Grimmsche Wörterbuch belegt diese Erscheinung. Fratze ist bei Goethe ein gefühlsbetontes Wort mit negativem Vorzeichen. Boucke spricht von der Abneigung Goethes gegen alles Parodierende und Karikierende, weil er nichts „Förderndes“, sondern nur etwas „Verneinendes“ darin sah. Wegwerfend spricht Goethe vom Fratzenhaften der Menge, von der Gabe, alles zu verfratzen, den Mönch Savonarola nennt er ein fratzenhaftes, phantastisches Ungeheuer und an Schiller schreibt er: „daß doch einem sonst so vorzüglichen Menschen immer etwas Fratzenhaftes ankleben muß.“ In dieser letzten Stelle, die sich übrigens auf Fichte bezieht, bedeutet „Fratzenhaftes“ wohl: Unwahres, Verlogenes, Affektiertes. In Goethes Satze „wir sehen hier einen kleinen deutschen Hof gerade nicht fratzenhaft, doch von einer unerfreulichen Seite geschildert“ entspricht „fratzenhaft“ dem Fremdworte „karikiert“. Ebenso gebraucht Goethe, wie übrigens auch Jean Paul, Fratzenbild für Karikatur: „Alle solche Fratzenbilder drücken sich unauslöschlich ein.“ Fratzensprung gebraucht Goethe im Sinne von Kapriole: „Wohl so ein französischer Fratzensprung, vor dem sich diese lebhaft Nation in den ernstesten Geschäften nicht immer hüten kann.“ Possen des modernen Theaters als Gegensatz zu „den heiteren Stücken der Alten“ bezeichnet Goethe als Fratzenstücke. Für „fratzenhaft“ bei Goethe noch drei Beispiele: „Es gibt nichts Gemeines, was fratzenhaft ausgedrückt, nicht humoristisch aussähe“ — „Jede fratzenhafte Verzerrung, wodurch sich dünnkelhafte Menschen mit eigener Sinnesweise an dem Gegenstand versündigen“ — „Hier soll meist das Fratzenhafte, das ein düsterer Wahnsinn schaffte, für das Allerhöchste gelten.“ Für Goethes heidnisch-hellenisches Fühlen und Denken war

„Fratzenwesen“ vielfach gleichbedeutend mit dem Mittelalterlich-Christen, mit der Gotik; er schreibt einmal von dem „unversöhnlichen“ gegen das Pfafftum, entsprungen aus der Betrachtung des rohen, schmacklosen, geistverderblichen Fratzenwesens, welches die Mönche Deutschland an manchen Orten zu treiben pflegten“.

Die Gedankenverbindung Gotik-Fratzenwesen leitet uns zu einer dermologien des Wortes Fratze hinüber. Einzelne Sprachforscher nehmen die ursprüngliche Bedeutung von Fratze liege auf dem Gebiete der Kunst. Der Ausdruck steht nach Lee M. Hollander und K. Bergmann der Holzschnitzerei in Verbindung, die besonders beim Hausbau übte wurde und eine Lieblingskunst der Germanen war. Die Fratzen ursprünglich Verzierungen gewesen, die in das Holz geschnitzt wurden, solche Verzierungen waren besonders Grimassen schneidende Gesichter phantastischen oder komischen menschlichen oder tierischen Zügen befalls so daß dann das Wort zur heutigen Bedeutung gelangen konnte. (Die Gesichter, Grimassen, Fratzen „schneiden“?) Bergmann vermutet, Fratze zu altsächsisch fratah und angelsächsisch fretan = fressen gehen es läge also eine Anspielung auf die mit einem „fressenden, nagenden, Bissen“ Werkzeug herausgeschnittenen Figuren vor und demnach bestünde doch eine etymologische Beziehung zwischen der Fratze und der Fresse.

Wesentlich verlässlicher erscheint aber die von Kluge-Götze vertretene Leitung. Vom lateinischen Zeitwort *virere* = grünen kommt (über ein mutetes spätlateinisches *virasca* = grünender Zweig), italienisch und nisch *frasca* = Laubast, im Italienischen besonders auch jener grüne Zweig der als Schankzeichen für Wirtshäuser verwendet wird. Mehrzahl *frasche* gelangt zur Bedeutung: ausgelassenes Wirtshaustreil Schabernack, Possen. Daß unser deutsches Wort im Alt- und Mittelhochdeutschen fehlt, spricht für seine Entlehnung aus dem Italienischen. Lauter das Wort *frasche* wohl in Italien kennen lernte, gebraucht seit 17. Fratzen im Sinne von Possen, albernes Gerede. Daraus entsteht in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts „Fratzen Gesicht“, und das Wort Fratze in neueren Bedeutung „verzerrtes Gesicht“ ist gleichsam nur eine Kurzform für Fratzen Gesicht. Auf das italienische *frasca* gründet sich übrigens vermutlich auch französisch *frasque*; es bedeutet sowohl Schabernack, als — es scheint, mit einer weiteren Übertragung und auch unter Quereinfluß *frater* — auch Laienbruder.

Das Grimmsche Wörterbuch bemerkt zu Fratze, man könnte an *fat* *Fatzbube*, *Fatzmann* mit eingeschobenem *r* denken, doch ist diese Ver-

ding, die auf eine Verwandtschaft zwischen Fratze einerseits und Fatzke, Faxen andererseits hinausläuft, kaum zu stützen.

Wenig spricht auch für die Ansicht des bekannten Orientalisten Enno Littmann, das Wort stamme am ehesten aus dem jüdisch-aramäischen Worte *partze*, das als Schimpfwort für ein häßliches Gesicht gebraucht wird; *partze*, aramäisch *parsof* dürfte übrigens selbst indogermanischer Herkunft sein, nämlich von griechisch *propon* = Person, Maske, Rollenfach für Schauspieler herkommen.

Gamin

Das französische Wort *gamin* = Straßenjunge (im weiteren Sinne dann Bursche, z. B. Hilfsarbeiter der Maurer, auch mit der Bedeutung Schelm, Wildfang, daher auch für Mädchen gebräuchlich) ist auch im Deutschen als Fremdwort bekannt, wenngleich sein Gebrauch in der Nachkriegszeit stark abgenommen hat; früher sprach man auch im Deutschen häufig von einem *gaminhaften* Wesen, vom *Gamintyp* einer Operettenschauspielerin, u. s. w.

Im Französischen selbst ist das Wort *gamin* noch keine zwei Jahrhunderte alt. Allgemeiner wurde es in der Mitte des 19. Jahrhunderts, als die großen französischen Erzähler den niederen Bevölkerungsschichten von Paris erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden begannen¹. Eine klassische Verkörperung des Gamintyps stellt der Straßenjunge Gavroche in Victor Hugos „Elenden“ (1862) dar: Hugo — von dem auch der Ausspruch stammt: *la gaminerie est une nuance de l'esprit gaulois* — gibt in diesem Roman auch eine allgemeine Charakterisierung des Pariser Gamins: „Er hat kein Hemd auf dem Leibe, keine Schuhe an den Füßen, sein Haupt hat keine Bedeckung, er gleicht den Fliegen in der Luft, die auch nichts von all dem haben. Er ist sieben bis dreizehn Jahre alt, tritt das Pflaster, treibt sich in Schwärmen herum, nächtigt unter freiem Himmel, . . . steckt sich eine Pfeife an, flucht wie ein Verdammter, taucht in Schenken auf; er kennt die Diebe, duzt die Mädchen der Straße, spricht Argot, singt zotige Lieder und hat nichts Böses im Herzen.“ Und Alfred Delvau (dem übrigens auch ein Wörterbuch des Argots, der „grünen Sprache“, zu verdanken ist) schreibt in „Journée d'un gamin“: „Das ist der Gamin von Paris, ein Kind der

1) Im Juni des Revolutionsjahres 1848 erschien in Paris, herausgegeben von Fouyon, eine in urwüchsiger Volkssprache geschriebene Zeitung, die sich „Gamin de Paris“ nannte. Sie lebte nur drei Wochen, aber noch im gleichen Jahre wurde eine zweite revolutionäre Zeitung dieses Namens gegründet.

Öffentlichkeit, ein Produkt aus Dreck und Granit; ein Mistbeet, aus dem Dürer Heroismus sprießt, ein wandelndes Krankenhaus aller sittlichen Gebrechen der Menschheit. Er ist häßlich wie Quasimodo, grausam wie Dantem, geistreich wie Voltaire, zynisch wie Diogenes, tapfer wie Jean-Baptiste, atheistisch wie Lalande, — ein Ungeheuer.“

Der Etymologie ist das Wort *gamin* eine harte Nuß. Es stehen verschiedene Hypothesen zur Wahl.

a) Gegen einen Zusammenhang von *gamin* mit *gambe*, *jambe* = Bein, Unterschenkel (zu lateinisch *gamba*) — der allerdings nicht belegbar ist — wäre in rein bedeutungswissenschaftlicher Hinsicht nichts einzuwenden; die ursprüngliche Bedeutung von *gamin* wäre demnach: einer, der immer an den Beinen ist, auf den Straßen herumläuft. (In ähnlicher Weise hat man ja auch versucht, „*gigolo*“ auf *gigue* = Schenkel zurückzuführen.)

b) Scheler deutet die Möglichkeit einer Verwandtschaft mit englisch *game* = Spiel, Scherz, Belustigung an oder

c) die einer Verwandtschaft mit pikardisch *galmin*, in welchem Wort man das germanische *gal* = gellen, singen (enthalten in „Nachtigall“) erkennen glaubt; zu dieser Deutung vergl. man das deutsche „Gassenhauer“ das ursprünglich einen Gassentreter, einen Pflastertreter (also gleichsam einen „*gamin*“) und dann erst dessen Tänze und Lieder bezeichnete (vergl. das Stichwort „Straße“ in „Wörter und ihre Schicksale“).

d) Timmermans sieht in *gamin* die französische Entsprechung von spanisch *gamonito* = kleiner Baumsproßling (Verkleinerung von *gamo*).

e) Den stärksten Anklang findet heute die (u. a. von Littré und Meyer Lübke vertretene) Auffassung, das französische *gamin* komme vom deutschen „*Gemeiner*“. Die deutsche Bezeichnung für den Soldaten ohne Charge, der grad soll während der Kriege des 18. Jahrhunderts, besonders während des Siebenjährigen, in das französische Volk gedrunken sein. Ein Beleg aus dem 18. Jahrhundert spricht tatsächlich von *un caporal et quatre gamins*, wobei jener Korporal gewiß nicht vier Straßenjungen befehligte hat. In diesem Zusammenhang sei auch daran erinnert, daß französisch *gamin* auch die Bedeutung hat: Hilfsbursche eines Maurers (also gleichsam der „Gemeine“ des Maurerstandes). Sainéan meint, der Ableitung von *gamin* aus dem deutschen *Gemeiner* widerspreche alles: die Form, die Bedeutung, die Geographie. Er vertritt

f) die Auffassung, daß es sich um einen rein französischen, mundartlichen Ausdruck handle: in der Landschaft Berry sei *gamin* ein alter Volksausdruck mit der Bedeutung Knabe, Bursche und er hänge zusammen mit

dem dortigen Zeitwort *gamer* = mausen, stibitzen (*il a gamé des fruits, il m'a gamé vingt sous*).

Wenn es richtig ist, daß „*gamin*“ von „*Gemeiner*“ kommt, und das meiste spricht jedenfalls für diese Deutung, so liegt der sonderbare Fall vor, daß ein typisches Pariser Wort für eine typische Pariser Erscheinung deutschen Ursprungs ist. Das wäre aber keine vereinzelte Erscheinung,

deutsche Wörter im Pariser Argot

sind keine Seltenheiten. Gemeint sind natürlich hier nicht Wörter des allgemeinen französischen Wortschatzes, die deutschen Ursprungs sind, z. B. die Entlehnungen aus dem Altdutschen im 5. bis 10. Jahrhundert, in der Franken-, Merowinger- und Karolingerzeit, wie *émail* zu *smelzi*, *Schmelz*, *maréchal* zu *marahscalk*, *Mähren-Schalk*, d. h. *Pferdeaufseher* usw., oder die späteren allgemeinen Entlehnungen wie *trinquen* = beim Trinken anstoßen, *bransqueter* = brandschatzen, *maquereau* (= *Zuhälter*) aus deutsch »*Makler*«, *le vasistas* = *Guckfenster* (aus dem man prüfend hinauslugen kann: »was ist das?«, in übertragenem Sinne auch für *Monokel* und für *Afteröffnung* gebräuchlich), noch die in der Sprache der gebildeten Franzosen üblichen Bezeichnungen für deutsche Begriffe (wie *le kaiser*, *le krach*, *l'ersatz*, *le fuhrer*), sondern auf deutsche Wörter zurückgehende Sonderausdrücke der niederen Pariser Umgangssprache.

Vache (meistens in der Mehrzahl gebraucht: *les vaches*) ist in Paris bei *Apachen* und *Dieben*, *Dirnen* und *Zuhältern* die verbreitetste Schelte für *Polizisten* und *Gefängnisaufseher*. »*Mort aux Vaches!*« (*Tod den Vaches!*) ist gleichsam der Wappenspruch der Pariser Unterwelt. hat auch eine feststehende Abkürzung: *M. A. V.*, welche drei Buchstaben die Gefängnisverwaltungen immer wieder von den Wänden der Zellen wegwaschen und wegkratzen lassen müssen. *Hue, les vaches!* beginnen die *Sträflinge* im Chor zu schreien, wenn die *Wut* auf die *Wächter* sie übermannt, und in der *Freiheit* lautet so der *Alarmruf*, wenn eine *Polizeistreife* im Anzug ist. Auch die französische *Hochsprache* hat ein Wort *vache* (von lateinisch *vacca*) und bezeichnet damit die *Kuh*. Daß *Zuhälter* die *Mädchen* als ihre *Kühe* oder noch deutlicher als ihre *Milchkühe* (*vaches à lait*) bezeichnen, kann man verstehen, überhaupt den Gebrauch von *vache* als Schelte für weibliche Wesen. Aber wie kommen *Polizisten* und *Gefängnisaufseher* dazu, als »*Kühe*« beschimpft zu werden? Die Erklärung ist, daß dieses Argotwort *vache* mit dem allgemeinen französischen *vache* = *Kuh* nur die heutige Lautform gemeinsam hat, nicht aber die etymologische Herkunft. *Vache* = *Polizist*. *Gefängniswächter* kommt von deutsch *Wache*. Die Vermittlung ins Französische kann besorgt worden sein: durch die *Gaunerwelt*, die stets reichlich über die Grenzen gehende Beziehungen hatte, oder durch die Bevölkerung von *Elsaß* und *Lothringen*, die wiederholt die Reichszugehörigkeit gewech-

selt hatte, oder durch die vielen Kriege, die wiederholt französische Truppen auf deutsches Gebiet und deutsche Truppen auf französisches Gebiet führte. Entsprechend der Bedeutung von deutsch »Wache« bezog sich auch das Pariser Schimpfwort zunächst nur auf die Gefängniswächter, dann erst auf die Polizisten.

Von deutsch »Wache« kommt noch ein anderer Ausdruck des Pariser Argots, einer, der besonders der Gaunersprache angehört. *Faire le gaffe* für »Schmiere stehen« kommt schon 1827, in den Aufzeichnungen des Polizeichefs Vidocq, dieses argotkundigen ehemaligen Galeerensträflings, vor. *Gafe, gafeur, gafre* ist nicht nur die Wache für fremdes Eigentum, sondern auch der Schmiere stehende Helfer der Einbrecher. In mittelfranzösischen Mundarten kommt *gaffe* im Sinne von Gerichtsvollzieher vor. Die Umwandlung des deutschen Wortes *Wache* zu *gaffe* (germanisches »w« wird in Französischen »g«, wie in den Fällen *Warte-garde, Wirre-guerre* usw.) scheint sich zuerst in der französischen Soldatensprache vollzogen zu haben, *prendre le gaffe* eine stehende Redensart ist mit der Bedeutung: auf Wache ziehen.

Schloff oder *aller au schloff* gebraucht das Pariser Argot für schlafen gehen. Bei Zola kommt vor: *je suis allé schloff* *un brin*, ich bin ein »Stückchen« schlafen. Auch in der Pikardie heißt es: *aller à chelofe*. Unschwer ist in diesen Ausdrücken das deutsche schlafen zu erkennen. *Sainéan* meint, die Deutschen hätten das Wort 1815 anlässlich der Niederwerfung Napoleons nach Frankreich eingeschleppt; nach Chautard ist die Argotausdruck jüngerer Herkunft, Flüchtlinge aus Elsaß und Lothringen hätten ihn nach dem Kriege von 1870-71 in den Pariser Stadtteil La Ville eingeführt.

Etre chtourbe bedeutet im Pariser Argot: keinen Sou haben, *chtourbard* ist ein Pechvogel. In der Mundart der burgundischen Landschaft um das Morvan-Gebirge kommt *chtourber* = sterben vor und man darf vermuten, daß auch das pariserische *chtourbe* von deutsch sterben, von dem Partizip »gestorben« kommt. (Allerdings wird von anderer Seite auch eine Ableitung von altfranzösisch *destourber* = stören oder von provenzalisch *estourbir* = totschiagen vertreten. Hier fällt mir übrigens eine gewisse bedeutungsgeschichtliche Parallele auf: wienerschi *stier* = geldlos von *astieren*, aufstöbern, aufstöchern einerseits, s. S. 179, und andererseits pariserisch *chtourbe* = geldlos, eventuell von *destourber* = stören.)

Quenôpe oder *quenôfe* = Pfeife kommt wohl von »Knopf« oder »Knauf« (welche deutsche Wörter selbst untereinander auch verwandt sind) und gelangt entweder durch holländisch-flämische oder durch westschweizerische Vermittlung ins Pariser Argot. Es liegt dabei Bedeutungsübertragung vom Teil aufs Ganze vor: vom Pfeifenkopf (den übrigens früher manchmal einen Kopf darstellende Schnitzereien zierten) auf die ganze Pfeife. Mög-

cherweise geht sogar das Pariser Argotwort nicht von »Knopf« oder »Knauf«, sondern von »K o p f« (Pfeifenkopf) aus. Gaston Esnault ließ sich auch berichten, daß in französischen Radfahrerkreisen zu Beginn unseres Jahrhunderts eine in der Schweiz aus Wurzelholz hergestellte Pfeife beliebt war, die die Fabrikmarke »Knopp« trug.

Faire chibis = desertieren, aus dem Gefängnis entweichen, auskneifen, sich von einer Arbeit, einem Dienst drücken, hängt anscheinend mit den deutschen Wörtern schieben, Schiebung, Schieber zusammen; vermittelt haben anscheinend die holländischen Ausdrücke schiebus gaan, schepes gaan = sich davonmachen.

Ohne nähere Angaben führt Chautards Argotbuch faire les schladros als seit 1882 belegt an. »Schladros machen« hat die Bedeutung, einen nächtlichen Überfall machen und soll aus deutsch S c h l a g d r a u f verderbt sein.

Vom deutschen Worte S c h n a u z e kommt der Argotausdruck s c h n e s s e = Gesicht und vielleicht auch s c h n o u t s e = Betrunkener, faire les schnouts = Betrunkene bestehen. Für den Diebstahl an Betrunknen hat das Argot auch die Fachausdrücke: faire les kneipes (Aristide Bruant schrieb: faire au knep), aller chercher kneipe, faire la chasse aux kneipes. Daß dieses kneipe = Betrunkener von deutsch K n e i p e kommt, ist ziemlich einleuchtend. Von deutsch S c h o p p e n kommen vermutlich die familiären Pariser Ausdrücke chopine = Wein, chopiner = Wein trinken. Daß in romanischen Sprachen verhältnismäßig viele Volksausdrücke, die sich auf Trinken, Fluchen, Plündern beziehen, deutscher Herkunft sind, hängt hauptsächlich mit den einstigen söldnerisch rauen Sitten der in Frankreich und Italien dienenden deutschen und schweizerischen Landsknechte zusammen.

Von deutsch stinken kommen wahrscheinlich die gleichbedeutenden Argotzeitwörter chelinguer, schlinguer, schlingoter, cingler. In den Wörtern chouflick = Stümperarbeit, choufliqueur = Stümper, choufliquer = schlecht arbeiten ist das deutsche S c h u h f l i c k e r zu erkennen.

Erwähnt sei hier auch aus der französischen Soldatensprache frichti = reichhaltige Mahlzeit, gutes Gericht (mit vielen mundartlichen Nebenformen, wie fricheti, fristi, fristille, frichequi, frichetouille) aus dem deutschen F r ü h s t ü c k. Das Wort muß, nach Ansicht Wartburgs, schon kurz nach Mitte des 19. Jahrhunderts aufgenommen worden sein; Vermittler waren wohl die Elsässer, die als Soldaten und Unteroffiziere im französischen Heere dienten. Aus dem Argot der polytechnischen Kriegsschule erwähnen wir das von Villatte 1912 belegte schicksaler = auslosen, dessen deutsche Herkunft klar ist.

Weniger durchsichtig ist der deutsche Ursprung des familiären französischen Ausdrucks asticoter = necken, beschimpfen, quälen. Zu Grunde liegen ihm wohl die deutschen Wörter »Daß dich Gott...«, mit denen

verschiedene deutsche Fluchformeln beginnen, die die Franzosen von den Landsknechten gehört haben mochten. (Bei Rabelais kommt z. B. vor: *dich gots matr schend.*) Daraus wurde *dasticoter* = deutsch sprechen, eine unverständliche Sprache sprechen, sinnlos schwätzen und dann mit Anfall des Anlautes das genannte *asticoter*, dem der Anklang an *asticot* = Mac im Argot eine gewisse Farbigkeit und damit auch Beliebtheit sichert. (Über die tatsächliche oder angebliche Verwendung von Flüchen und Fluchteilen zum Aufbau anderer Wörter siehe das Stichwort »Janhagel« in »Wörter und ihre Schicksale«.)

Die angeführten Beispiele dürfen natürlich nicht zu dem Irrtum verführen, alles was im Pariser Argot an irgend ein deutsches Wort anklingt, sei deutschen Ursprungs. Man gelangt da leicht zu komischen Fehlschlüssen. Auf ein solches wunderliches Mißverständnis wies ich z. B. in meinem Buche »Wörter und ihre Schicksale« bei der Behandlung der volkstümlichen Bezeichnung für die Syphilis hin. Ein Pariser Argotausdruck für diese Krankheit ist *la z z i l o f f*. Prof. Dietrich Behrens deutet ihn kühn aus deutsch »laß laufen«. In Wirklichkeit ist dieses Argotwort eine Scherzbildung aus dem Namen der Krankenanstalt Saint-Lazare.

Ins Gras beißen

Sagten wir von jemandem, der in der Sandwüste umgekommen ist oder im ewigen Schnee oder bei einem Dachfeuer in einem Wolkenkratzer, habe ins Gras beißen müssen, so würde sich das Sprachgefühl gegen das unziemende Bild auflehnen. Aber wo eine so krasse Unverträglichkeit nicht vorliegt, wird uns das Bild des Wortlautes kaum bewußt¹ und ins Gras beißen bedeutet einfach: sterben. Man versteht eben unter diesem Ausdruck nicht etwa ein Sterben unter bestimmten Umständen und er unterscheidet sich von anderen Bezeichnungen des Sterbens nur durch die gefühlsmäßigen Nebentöne. In diesem Punkte sind überhaupt die meisten Unterschiede zwischen den unzähligen Synonymen für das Sterben zu suchen. Niemand

¹) H. Schrader kann sogar berichten, daß ihm einmal mit besonderen rhetorischen Mitteln gelungen ist, die Redensart »ins Grab beißen« in eigentlich ganz unpassendem Zusammenhang anzuwenden. »Ich habe in größerem Zusammenhang erzählt, wie in der Nähe von Stralsund bei Sturm ein Schiff nicht fern vom Lande zerschellte, wie nur Vieren gelang, ein kleines Boot zu gewinnen. Der Sturm treibt sie dem Ufer zu, noch wenige Klafter und sie sind gerettet. Da erfaßt die Brandung das kleine Fahrzeug, zerschmettert und alle Vier müssen doch noch ins Gras beißen. Es lag vielleicht an dem bewegten Ton, mit dem gesprochen wurde, daß kein Hörer über den Widersinn die Miene verzog.« Bei solchen Todesarten sollte man sagen können: ins See-gras beißen.

ist erstaunt, in einer Todesanzeige oder in einem Nachruf zu lesen, Herr Soundso sei verblichen (und mag er auch an Rotlauf oder Halsbräune, an gelbem Fieber oder der Schwarzen Pest gestorben sein), aber man kann nicht gut sagen, im Nachbarhause sei heute jemand verblichen. Sehr viele Ausdrücke, die das Sterben bezeichnen, können überhaupt nur in der Vergangenheitsform verwendet werden und es müßte schon ein Stück von Nestroy sein, in dem man eine erschrockene Magd schreien hört: Hilfe, Hilfe, der gnädige Herr segnet das Zeitliche.

Der Redensart „ins Gras beißen“ liegt gleichsam ein sportlicher Gefühls-ton zugrunde. Der Abenteurer, dem man von einem gefährlichen Unterfangen abrät, zuckt die Achseln: Ach was, ob man früher oder später ins Gras beißt, ist doch einerlei. Wer ins Gras beißt, statt „auf dem Stroh“ zu sterben, hat dem feindlichen Geschick ins Angesicht geschaut, sich ihm gestellt und seinen Platz im Leben nicht kampfflos geräumt. Besonders eignet sich diese bagatellisierende Art vom Sterben zu reden, wenn es sich um eine gleichsam von sich abgeschobene Todesvorstellung handelt (z. B.: ich gedenke noch lange nicht ins Gras zu beißen).

Nicht weniger als sechs Deutungen hat die Redensartforschung bisher zum Ausdruck ins Gras beißen beigebracht. Ich möchte — der einfachen Unterscheidung halber — diese Deutungen als die rechtssymbolische, die religiöse, die gastrische, die kavalleristische, die totengräberische und die medizinische bezeichnen.

1) Auf rechtssymbolische Erscheinungen gründet sich die Deutung, die Pischel (in einer Sitzung der Preußischen Akademie) der Redensart zu geben versucht hat. Es habe einen bei Indern, Italern, Germanen und Slawen verbreiteten, also indogermanischen Brauch gegeben, in bestimmten Fällen Gras in den Mund oder in die Hand zu nehmen. Belege aus der indischen Literatur ließen dieses Tun als symbolische Bekundung der Unterwürfigkeit erscheinen. Fürsten hätten ihren Untertanen die Pflicht auferlegt, als äußeres Zeichen vollständiger Unterwerfung buchstäblich ins Gras zu beißen. Daß Besiegte dem Sieger ein Bündel Gras entgegenstreckten (Plinius bezeugt diesen Brauch¹ und seine Fortdauer bestätigt noch um die Wende des 10. und 11. Jahrhunderts die Chronik des Dietmar von Merseburg²),

1) *Apud antiquos signum victoriae erat herbam porigere victos, hoc est, terra et altrice ipsa humo cedere, quem morem nunc durare apud Germanos scio.*

2) Es heißt dort, daß die von den Deutschen besiegten Lausitzer „*pacem . . . cum gramine datisque affirmant dextris*“ (den Frieden durch eine Erdscholle und das Reichen der rechten Hand bekräftigen). R. Lasch hat in seiner Mono-

könnte eine symbolische Fortsetzung der ursprünglichen Sitte, ins Gras zu beißen sein. Aus dem wörtlichen Sinne: ich beiße ins Gras, d. h. ich unterwerfe mich, was dem Gegner gegenüber im Kampfe bedeutete: ich ergebe mich, da ich am Ende meiner Kräfte bin, habe sich die heutige Bedeutung entwickelt: unterliegen, fallen, sterben.

2) Vieles weiß die religiöse Deutung für sich anzuführen. Es war ein mittelalterlicher Rest des Heidentums, wenn Menschen, denen durch Mord oder im Kampfe ein rascher Tod drohte, in Ermangelung einer priestertlichen Hostie, Erdbrocken ergriffen und als letzte Wegzehrung zu sich nahmen (Richter-Weise). Im „Meier Helmbrecht“, der satirischen Dichtung von Wernher dem Gartenaere, wird erzählt, daß die Bauern dem Räuber, den sie an den Baum hängten, einen „brosamen von der erden“ gaben, „zeiner stiuwer für daz hellefiuwer“ (Steuer für das Höllenfeuer). Im gleichen Jahrhundert, dem 13., erzählt der steiermärkische Ritter Ulrich von Lichtenstein am Schlusse seines Versromanes „Frauendienst“, daß er, als er im Gefängnis seinen Tod nahe glaubte, nach einem Brotkrümchen suchte. Ein altfranzösisches Gedicht auf die Schlacht von Roncesvalles berichtet vom Helden Olivier, daß er zu Tode verwundet liegend drei Grashalmen genommen habe, um das heilige Abendmahl zu feiern. Es wird aus dem Mittelalter erzählt, daß mitleidige Zeugen einem zufolge Kampfes oder mörderischen Anschlags unerwarteterweise und ohne priesterlichen Beistand Sterbenden Erde zu essen gaben, denn die Erde sei als Leib des göttlichen Urwesens angesehen worden und ihr Genuß im Angesicht des Todes als heilsam für das zukünftige Leben. Wenn tatsächlich dieser Brauch und dieser Gedankengang der Redensart „ins Gras beißen“ zugrunde liegt, so ist jedenfalls vom ursprünglichen erhabenen Pathos im heutigen, gradezu übermütigen und derben Gebrauch nichts mehr verblieben.

3) Als kavalieristische Deutung möchte ich jene bezeichnen, die den Ausdruck „ins Gras beißen“ aus einem Vorgang im Leben des Reiters

graphie über den Eid in der Völkerpsychologie auf eine altertümliche Form des Erdeides, das Essen von Erde an Eidesstatt hingewiesen. Dieser Brauch ist vor allem in Indonesien weit verbreitet. Es kommt daher auch vor, daß bei Grundstreitigkeiten beide Parteien Erde vom strittigen Grund in den Mund nehmen. Auch im europäischen Mittelalter gab es Raseneide; ein alt-schlesischer Eid mit der Erdscholle auf dem Haupte wird noch in einer Urkunde aus dem Jahre 1590 erwähnt. Dieser Eidform verwandt ist der sogenannte „Rasengang“, der Schwur unter dem Rasenstreifen, wobei ein solcher vom Boden abgelöst, emporgehoben und gestützt wurde. Unter diesen Erdbanden knieten (z. B. in Skandinavien beim Abschluß von Blutsbrüderschaft) die Schwörenden nieder und legten den Eid ab.

verstehen will. Weigand weist darauf hin, daß in der mittelhochdeutschen Literatur öfters erzählt wird, daß ein Ritter an (in) das gras erbeizt, d. h. vom Pferde absteigt; eigentlich war erbeizen soviel wie bizen machen, nämlich dem Pferd zum Beißen Gelegenheit geben. Ins Gras beißen — wie wenn man nur darum vom Pferde heruntergeraten wäre, um es füttern zu lassen — sei nun mit einer gewissen grimmigen Ironie vom Verwundeten gesagt worden, z. B. da erbeizte manic man von den rossen nider in daz graz. So sei aus „in daz gras beizen“ = absteigen müssen „in das Gras beißen“ = vom Pferde fallen, sterben geworden. Das Beißen beziehe sich also nach dieser Deutung gar nicht auf den sterbenden Kämpen, sondern auf sein rastendes Roß. Unmöglich ist so etwas bedeutungsgeschichtlich nicht, besonders wenn man bedenkt, wie sehr sich Denken und Fühlen des Reiters von der Beobachtung des Verhaltens des Pferdes lenken läßt. (Vgl. in „Wörter und ihre Schicksale“ unter dem Stichwort „ins Gebet nehmen“ die vielen der Sphäre des Reiters entnommenen Redensarten).

4) Als *gastrisch* sei jene Deutung bezeichnet, die glaubt, das Sterben mit wirklichem Gras-essen in Verbindung bringen zu müssen. Aus Zeiten großer Hungersnot wird berichtet, daß Hungernde durch Essen von Gras ihre Qualen zu stillen versuchen. Da auch solch verzweifelter Tun vor dem Hungertod nicht bewahren konnte und das Gras also bereits den Anfang vom Ende anzeigte, habe der Ausdruck „ins Gras beißen“ die Bedeutung des Todeskampfes bekommen. Den gleichen Anspruch, das Sterben zu bezeichnen, hätte dann auch etwa das Schuhsohlenkauen.

5) Gleichsam vom Standpunkt des Totengräbers gesehen ist es, wenn man „ins Gras beißen“ als eine Sterbensart auffaßt, die mit dem Zugrabegehen bereits wörtlich beginnt. Der nicht im Bett Verstorbene oder aus dem tödlichen Kampfe nicht in Ehren Fortgetragene und Aufgebahrte, also der sterbend auf dem Felde Verbleibende tritt mit dem kühlen Erdreich bereits in Berührung, ehe noch die Schaufel des Totengräbers zu amten beginnen könnte. Bei Borchardt-Wustmann wird die Frage aufgeworfen, ob nicht „das Begräbnis unter dem Rasen“, das ja auch sprichwörtlich geworden ist, zur Erklärung der Redensart „ins Gras beißen“ ausreiche. Auch die Redensart „über etwas Gras wachsen lassen“ könnte bedeutungsgeschichtlich herangezogen werden: das Verbrechen oder sonst zu Vergessende wird einem verscharreten Ding verglichen, dessen Spuren erst ausgetilgt sind, wenn sich eine Grasnarbe darüber gebildet hat. Für die Neigung der redensartbildenden Phantasie zur Verknüpfung der Vorstellung vom Sterbenden mit jener von Erde und Gras scheinen übrigens auch französische Redensarten zu sprechen, die die Bedeutung „begraben sein“ haben:

manger la salade, Salat essen, manger l'herbe (oder des pissenlits¹) par la racine, das Gras (den Löwenzahn) von der Wurzel aus essen. Man vergleiche damit den ungarischen Soldatenausdruck aus dem Weltkrieg: alulról szagolni az ibolyát (am Veilchen von unten riechen) = gefallen sein. Zu beachten ist auch aus dem englischen Ringkämpferslang: to go to grass = zu Gras gehen, d. h. glatt zu Boden fallen, welcher Ausdruck im allgemeinen Slang zur Bedeutung von „Sterben“ gelangt.

6) Als medizinische Deutung bezeichne ich schließlich jene, die von gelegentlichen Begleiterscheinungen des Todeskampfes ausgeht. Das krampfhaftes Öffnen und Schließen des Mundes macht den Eindruck, als schnappte der Sterbende nach etwas, und es ist auch beobachtet worden, daß tödlich Verwundete, die sich im Schmerz auf der Erde winden, Sand, Erdschollen oder Gräser mit dem Mund erfassen, um die heftigen Schmerzen zu „verbeißen“. Die sprachliche Erfassung des Vorganges wird in der klassischen Literatur des Altertums durch mehrere Stellen belegt. In der Ilias (2, 416—18) ruft Agamemnon den Zeus an, er möchte die Sonne nicht sinken lassen, „eh' ich vor Hektors Brust ringsher zerrissen den Panzer mit eindringendem Erz, und viel um ihn die Genossen, vorwärtsliegend im Staube, geknirscht mit den Zähnen das Erdreich“ (odax lazoiato gaian). Und später (11, 747f) spricht Hektor: „Und zweien Kriegsmänner um jeden (Wagen) knirschten den Staub mit den Zähnen (dyo . . . photes odax helon oudas) von meiner Lanze gebändigt.“ Ähnliches bieten andere Stellen der Ilias (19, 61; 22, 17; 24, 738)². Auch bei den römischen Dichtern Virgil und Ovid beißen Sterbende in die Erde (Aeneis 10, 589: terram hostilem moriens petit ore cruenta; 11, 118: procubuit moriens et humum semel momordit; Metamorphosen 9, 60: tum denique tellus pressa genu nostro est, et arenas ore momordi). Die deutsche Redensart „ins Gras beißen“ wäre demnach ein Abkömmling antiker Ausdrücke oder eine Neuschöpfung auf Grundlage der gleichen Beobachtung des Todeskampfes. Diese „medizinische“ Deutung wird von H. Schrader, Richter-Weise und Friedrich Seiler vertreten.

Zweifelloos spricht das Meiste für diese letzte Deutung unserer Redensart

1) Pissenlit = Löwenzahn ist zu verstehen als der erstarrte Imperativ piss-en-lit (Piß-ins-Bett) = Bettnässer; die aufgekochten Blätter des Taraxacum officinale gelten als harntreibend.

2) Man beachte auch folgende Ilias-Stellen: 13, 508 ho d'en koniesi peson (hele gaian agosto (mit den Armen die Erde erfassen); 3, 55 hor' en konies migeies (sich im Staube mischen); 13, 618 idnothe de peson (sich im Staube krümmen).

für die Deutung aus dem krampfhaften Verhalten des Schwerverwundeten, auf das sich wohl auch die Stellen bei Homer, Virgil und Ovid gründen. Damit erklären sich zugleich auch die französischen und englischen Redensarten *mordre la poussière* (oder *le poudre*) und *to bite the dust*, Staub beißen, die ebenfalls das Sterben umschreiben. Übrigens gilt das auch für die anderen angeführten Deutungen, daß sie, wenn sie überhaupt richtig sind, gleichzeitig auch für die parallele französische und englische Redensart zutreffen, — mit Ausnahme jener Erklärung, ins Gras beißen sei soviel wie: vom Pferde steigen, um es „beißen“ zu lassen, die für die Etymologie der französischen und der englischen Redensart höchstens dann zum entfernten Ausgang genommen werden könnte, wenn man etwa nachwiese, *mordre la poussière* und *to bite the dust* seien einfach Übersetzungen des deutschen Ausdrucks „ins Gras beißen“, und zwar aus einer Zeit, in der diese Wendung bereits zur Bedeutung des Sterbens gelangt war. Übrigens kann ganz gut angenommen werden, daß das aus der Anschauung des krampfhaften Todeskampfes gewonnene Bild auch durch den Gedanken an die kurzerhand erfolgende Begegnung des Gefallenen mit dem Grabesrasen eine Verstärkung erfahren hat, daß also die beiden Deutungen, die wir als die medizinische und als die totengräberische bezeichneten, einander nicht ausschließen müssen.

Bedeutungsgeschichtlich viel weniger umstritten sind andere

Umschreibungen des Sterbens

in der deutschen Sprache. So gibt es z. B. eine große Gruppe solcher Euphemismen, die zweifellos aus der kirchlich-theologischen Anschauungsweise hervorgehen. F. Wilhelm hat hervorgehoben, daß man da unterscheiden muß einerseits zwischen der philosophisch-theologischen Bibel- und Welterklärung, die bestrebt ist, die Richtigkeit der bestehenden Dogmen zu erweisen, und ihren Höhenpunkt in der katholischen Scholastik erreichte, und andererseits zwischen der durch die protestantische Kirche vertretenen philologischen Bibelauslegung, die dazu führte, daß biblische Wendungen über den Tod sich unmittelbar in die deutsche Sprache Bahn gebrochen haben. Nach der Auffassung der Scholastik ist der Tod eine Trennung der geistigen Substanz, der Seele, von der körperlichen (*lip* und *sele* scheident sich, heißt es mittelhochdeutsch). Wir sprechen daher von *verscheiden*, *hinscheiden*, man fällt plötzlich *entseelt* zusammen, der Selbstmörder *entleibt* sich. Das Verlassen des Körpers durch die Seele wird ganz konkret vorgestellt. *Geh hin und pfludere* (flattere, fliege fort), sagt man in Württemberg zum Toten. Die Seelen der Toten verursachen geradezu Wind, wenn sie sich aus dem Körper entfernen. Besonders stark ist dieser Wind beim Selbstmörder. (Es muß sich einer im Wald erhängt haben, sagt man bei plötzlichem Winde.)

Zu den Euphemismen, die auf biblischen Stellen fußen, gehört vor allem zu Staub oder zu Erde werden (1 Mos 3, 17—21). Nach 1 Mos 25, 1 und 49, 29 heißt es: zu seinem Volke versammelt werden. Daraus klingt auch an: in das Reich seiner Väter oder zu seinen Vätern versammelt werden (Richter 2, 10: *omnisque illa generatio congregata est ad patres suos*). Nach 1 Könige 2, 2: den Weg aller Fleisches gehen. Nach Hiob 16, 22: den Weg gehen, den man nicht wieder kommt. Nach Jeremias 51, 34: den ewigen Schlaf schlafen. Nach Matthäus 26, 18 heißt es sprichwörtlich vom Sterbenden: seine Stunde sei nahe, nach demselben Evangelium vom eben Verstorbenen: er sei eingegangen zu seines Herren Freude. Zu den Wendungen, die zufolge der Vervolkstümlichung der Bibel durch Luther und die Reformation in die deutsche Sprache gelangten, gehören auch jene, die das Sterben als ein Eingehen in den Himmel, als ein Eingehen in ein anderes Leben oder in ein besseres Dasein oder in die Ewigkeit darstellen.

Im Zusammenhang mit den letzten Ausdrücken sind auch jene zu erwähnen, die das Sterben als eine Heimkehr darstellen, als ein Zurück in die wahre Heimat, indes das irdische Leben nur als ein vorübergehender Aufenthalt in der Fremde gelte. (Gustav Landauer sprach einmal von den Lebenden als den „Beurlaubten des Todes“). Bemerkenswerte Belege für diese Auffassung des Todes als Heimkehr führt K. Bergmann aus den deutschen Mundarten an. Im Schweizerischen wird *verhuse* (eigentlich: seine Behausung verändern) und *heimga* (heimgehen) für sterben verwendet. In Dresden bezeichnet sich manche Leichenfrau an ihrem Wohnungsschild als „Heimbürgerin“, d. h. eine Frau, die heimbürgt, nämlich den Menschen in seine Heimat, d. h. ihn für das Grab bereitmacht. Aus dem Obersächsischen: *’r werd hei’r aham giich* (er wird dieses Jahr heimgehen). In einer Predigt des Bruders Bernhard von Regensburg heißt es: Wir sin gar ellende (= fremd) hier, unde d solten wir wol smaehen diz leben unde solten heim gen lande ziehen, da w iemer mer mit fremde waren.

Zu den von religiösen Anschauungen ausgehenden Umschreibungen des Sterbens gehören auch jene, die den Tod als Erlösung vom irdischen Dasein und seinen Bürden und Sorgen darstellen. Der Tote hat seine Erdenwanderung vollendet, Gott hat ihn aus diesem Elend abgerufen (wobei zu beachten ist, daß im Worte Elend offenbar auch noch die alte Bedeutung „Fremde“ mitenthalten ist, vgl. das Stichwort „Elend“). Das Sterben ist ein Feierabend (eine schweizerische Umschreibung für sterben: *firabend mache*), ein guter Abend (*i ha g’gloibt, es si guete Aber mit-em*; schweizerisch). Dem *is e guete Tag g’sohän*, heißt es von eben Verstorbenen im Elsässischen, *hei is an de Warheit*, im Waldeckischen.

Neben der Bibel und der frühen theologischen Literatur gehört auch

Antike zu den wichtigsten Befruchtern unserer Bilder-Sprache. So hat z. B. die antike Vorstellung des Todes als eines Genius, der die Fackel des Lebens auslöscht (von Lessing in seiner Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet“ eingehend erörtert), Niederschlag in der deutschen Sprache gefunden: sein Lebenslicht erlischt, sein Lebenslicht ausblasen. Ebenso erklären sich aus der Beschäftigung mit Überlieferungen der Antike: von den Pfeilen des Todes erreicht werden, ins Reich der Schatten abgehen.

Zahlreich sind die Synonyme für sterben, die den Vorgang als Aufhören der körperlichen Tätigkeit kennzeichnen, wie z. B.: er hat die Augen geschlossen, er ist entschlafen, er ist verblichen. Das Nichtmehr-atmen kommt in vielen Euphemismen vor; der Tote hat ausgehaucht (expiravit animam), er schnauft nimmer (elsässisch: er het usgeschnuft, er het's Schnufe vergässe, ufgän). Immer wieder kehrt in volkstümlichen Wendungen der Gedanke wieder, daß der Tote nicht mehr nötig hat zu essen. Da hat scho wider aens d' Leffel wegge worffe, sagt man in München, wenn man die Sterbeglocke läuten hört. Elsässisch: er ißt ke Sester Salz mehr und schweizerisch: er ißt kei Pfund Melw mehr bedeuten: der hat nicht mehr lang zu leben. In vielen Variationen kommt vor: er ißt kein Brot mehr oder er bedarf hintort keines Brotes. (Man vgl. italienisch: finire di mangiare pane. Bezeichnend ist, daß im Chinesischen — entsprechend dem Umstande, daß Reis in Ost- und Südasien die Hauptnahrung ist — „keinen Reis mehr haben“ der bildliche Ausdruck für „dem Tode nahe sein“ ist.)

Die Redensart in den letzten Zügen liegen bezieht sich ursprünglich nicht auf die letzten Atemzüge, wie man anzunehmen geneigt ist. Das Wort „letzt“ ist hier überhaupt nach Richter-Weise ein Zusatz, der erst in neuerer Zeit in die Redensart aufgenommen worden ist; in älteren Quellen hat schon „ziehen“ allein die Bedeutung: im Sterben liegen. In Vorarlberg bedeutet „der Kranke zieht noch heute“: er ist im Sterben begriffen; man läutet das Ziehlöckle, damit man für den Sterbenden bete. In Wien heißt es Zieglöckl, und wer in diesem Worte nicht erkennt, daß für einen „Ziehenden“ geläutet wird, mag sich wundern, was das brave Horntier — das übrige in Wien keine Ziege, sondern eine Gas (Geiß) ist — mit der Glocke zu tun hat. Das Ziehen (woraus es zu den „letzten Zügen“ kam) bedeutet eigentlich „Hinziehen“ und hängt zusammen mit der Vorstellung, daß der Tod eine Reise, eine Heimreise sei. (Bergmann weist darauf hin, daß man in manchen Gegenden dem Sterbenden noch heute alle diejenigen Dinge mit ins Grab gibt, die er zu einer langen Reise braucht, dazu vor allem Schuhe, die „Totenschuhe“; man vgl. weiter unten französisch graissir ses bottes, wörtlich seine Stiefel schmieren = dem Tode nahe sein.)

Für „todkrank sein, bald sterben müssen“ hat K. Bergmann im Martin-Lienhartschen Wörterbuch u. a. folgende elsässische Ausdrücke festgestellt:

er get ge Pflüeg hüete (weil in der Nähe des Friedhofes die Bauern oft über Mittag oder über Nacht ihre Pflüge hinstellen), der rißt schun Fäde us dr Dekked (offenbar Anspielung auf den Todeskampf, vgl. oben die Deutung 6 der Redensart „ins Gras beißen“), er wür bol d Bein (oder: d Nos) in d Höche strecke, no Tannehol rieche, schmecke (vgl. weiter unten französisch: sentir le sapin), d Songallemer Marsch blösen (Anspielung auf den St. Gallus-Friedhof bei Straßburg, wo im 17. Jahrhundert die Leichensezierungen vorgenommen wurden).

Angesichts der ungeheuren Fülle an deutschen Synonymen für das Sterben, kann nicht daran gedacht sein, hier alle anzuführen. Wir wollen nur noch einige aus der großen Zahl der noch nicht erwähnten herausgreifen:

Zur großen Armee abgehen dürfte aus irgend einer literarischen Quelle herkommen, die aber bisher nicht sichergestellt werden konnte; in Dantes Inferno gibt es eine Stelle, wo hinter der Fahne des Todes gewaltige Menschenzüge einherlaufen, die eine große Armee bilden; auf einen Spruch in einem „Totentanz“ aus dem Jahre 1450 in der Lübecker Marienkirche macht Zoozmann aufmerksam: „Herr Wucherer . . . legt ab den Knap-sack von eurer Seiten, jetzt heißts im alten Heer mitschreiten“;

er ist in die besseren Jagdgründe hinübergewechselt (vielleicht in Anlehnung an angelesene Indianerromantik: ewige Jagdgründe);

er ist mit Kulman (mecklenburgisch), d. h. er ist in der kühlen Erde, in Gesellschaft des kalten Todes;

er hört den Kuckuck nimme brüele (u. a. bei Jeremias Gotthelf);

er hateinen hölzernen Rock angezogen oder ein grünes Kleid (daher der derbe Spruch, die beste Schwiegermutter sei, die ein grünes Kleid anhave);

mit seinem Leben bezahlen beruht wohl auf mittelalterlichen Rechtsvorstellungen;

um die Ecke gehen und abkratzen sind eigentlich bloß Umschreibungen für: sich entfernen, verschwinden;

in das Geschlecht der Mutter fallen ist von Uhland als eine sprachliche Widerspiegelung von Vorstellungen der nordischen Mythologie aufgefaßt worden;

in die Nüsse gehen (fränkisch-hennebergisch) hat die Bedeutung: entzweigen, wie eine Nußschale (man vgl. damit österreichisch: „ich taug zu nichts mehr, ich gehöre schon in die Würst“);

er kommt auf des Mesmers Garten ist als schwäbisch, auf des Mesmers Alm als oberbayrisch gebucht worden;

er muß in die Pappelallee, sagt man im Sächsischen von einem Todkranken, und Müller-Fraureuth vermutet, daß dabei an eine mit Pappeln bepflanzte Friedhofstraße gedacht wird;

der Sand ist verronnen entspricht der Auffassung der Sanduhr als eines Attributes des Todes, der pünktlich seine Termine einhält; es wird auch vom Sterbenden gesagt, seine Uhr (oder: seine Zeit) sei abgelaufen.

Der Reichtum der deutschen Sprache an Synonymen für das Sterben hat wiederholt Witzbolde dazu verlockt, die verschiedenen sprachlichen Todesarten bestimmten Berufen zuzuordnen. Es heißt dann etwa, daß dem Nachtwächter die letzte Stunde geschlagen hat, daß der Fleischer den Weg alles Fleisches geht; der Fußballspieler beißt ins Gras, die Prostituierte geht um die Ecke, der Maurer kratzt ab, der Lokomotivführer liegt in den letzten Zügen, der Gelehrte gibt den Geist auf, der Priester segnet das Zeitliche, der Atheist muß daran glauben usw.

Auch die klassischen Sprachen des Altertums sind überaus reich an Ausdrücken für das Sterben. Was das Griechische anbelangt, beschränken wir uns darauf, auf die bei Homer vorkommenden Euphemismen hinzuweisen (Zakelj hat sie 1884 in einer Laibacher Programmschrift behandelt). Viele dieser Umschreibungen drücken das Erlöschen des Augenlichts aus, z. B.: die Erfüllung des Todes umhüllte ihm Augen und Nasenlöcher (Ilias 16, 502 f), über die Augen ergoß sich Nebel (16, 344), Dunkel umhüllt seine Augen (4, 461), finstere Nacht umhüllte ihm ganz die Augen (13, 580), entsetzliches Dunkel umfaßte ihn (5, 47), dunkles Gewölk umhüllt ihn (20, 417), er verläßt das Sonnenlicht (18, 9). Der Auffassung von Thanatos und Hypnos als Zwillingsbrüder (Il. 16, 682) entspricht der Euphemismus: zum ehernen Schlaf einschlafen (11, 241). Der Tod ist eine Reise in die Unterwelt, in den Hades, dabei heißt das Sterben: zum Hades gehen (Od. 11, 425), zum Hades kommen (Il. 21, 48), in das Haus des Hades hineingelangen (20, 336), in das Haus des Hades hineinschreiten (24, 246). Es heißt vom Sterbenden auch, er gehe in die Erde ein (Il. 6, 411), er gehe unter die Erde (18, 333), er gelangt unter die schreckliche Erde (Od. 20, 81). Den Sterbenden verläßt die Lebenskraft (Od. 12, 414), er haucht sein Herz aus (15, 252), die Seele hat ihn verlassen (14, 134), die Seele überschreitet den Zaun der Zähne (Il. 9, 409). Der Tote reist irgendwohin, woher er nicht zurückkann, daher ist sterben: die Rückkehr verlieren (Od. 23, 67). Besonders sinnfällig sind die Umschreibungen für das Sterben im Kampfe. Der in der Schlacht tödlich Getroffene erfaßt mit den Armen die Erde (Il. 13, 508), er krümmt sich im Staub (13, 618), er mischt sich mit dem Staube (3, 55). Auf die homerischen Ausdrücke, die den Sterbenden die Erde mit den Zähnen beißen lassen (Il. 2, 418; 11, 749; 19 61; 22 17; 24 738) haben wir bereits oben bei der Behandlung der deutschen Redensart „ins Gras beißen“ hingewiesen.

Anschließend an die griechischen Euphemismen sei ein kurzer Ausflug ins

20. Jahrhundert gestattet. Während der Sowjetherrschaft in Ungarn (1919) war folgende Umschreibung für „töten“ in Umlauf: *gajdeszbe küldeni* (in *Gaides* schicken). Über die Etymologie dieser Redensart ist nach Zusammenbruch der roten Herrschaft viel geschrieben und herumgeraten worden. Man versuchte besonders, in die Redensart eine jüdische (hebräische) Wurzel hineinzudeuten. Es ist anzunehmen, daß die Verbreitung der Redensart durch ungarische Soldaten erfolgt ist, die aus russischer Kriegsgefangenschaft heimgekehrt waren, woher sie ja auch kommunistische Ideen mitbrachten. Man darf daher annehmen, daß *Gaides* oder *Gades* nichts anderes sei, als die russische Aussprache von griechisch *Hades*, Unterwelt. (Da das Russische kein „h“ hat, ersetzt es in Fremdwörtern diesen Laut durch ein „g“, daher *gaubiza*, *geraldik*, *garemj*, *gauptwachta* usw. und selbst Eigennamen wie *Gamlet*, *Geinrich Geine*.) So hat also die griechische Mythologie sich noch nach Jahrtausenden als redensarterschöpferisch erwiesen.

Mit den lateinischen Wörtern und Redensarten, die das Sterben bezeichnen, beschäftigt sich eine Marburger Dissertation (1909) von Barthel Winand: *Vocum Latinarum, quae ad mortem spectant, historia*. Viele von ihnen stellen den Tod als einen Abgang dar. Dieser Art sind z. B.: *migrare ex vita*, *abire e vita*. *Exire ad libertatem* (zur Freiheit abgehen) wird im Sinne der stoischen Philosophie vornehmlich auf den Freitod angewendet. Wiederholt wird übrigens von den römischen Philosophen der Tod mit dem Abgang des Schauspielers verglichen. Es heißt auch: an den gemeinsamen Ort abgehen (*abire in communem locum*), zu den Mehreren (*abire ad plures* bei Petronius, *penetrare ad plures* bei Plautus; vgl. dann weiter unten englisch *to go over to the majority*). Der Sinn des Ausdrucks *antecedere* ist: seinen Mitmenschen vorangehen in den auch für sie unvermeidlichen Tod. Viele Wendungen beziehen sich auf das Aushauchen der Seele, z. B. wird *animam* verknüpft mit den Zeitwörtern *efflare*, *omittere*, *emittere*, *relinquere*, *exhalare*, *ponere*, *deponere*. Hierher gehört auch *expirare*, *spiritum reddere*, *emittere*, *deponere* und viele ähnliche Synonyma. *Naturae concedere* oder *reddere* oder *satisfacere* erinnert an das deutsche Bild: der Natur seinen Tribut entrichten. Ausdrücke für den Zeitpunkt des Todes sind z. B.: *atra dies*, *miserabilis hora*, *fatalis hora*.

Nun wollen wir uns zwei lebenden Sprachen zuwenden, dem Französischen und Englischen, da aber die üblichen Sterbenssynonymen der allgemeinen Sprache zum größten Teil Wiederholungen solcher Vorstellungen zeigen würden, denen wir bei der Behandlung der Euphemismen im Deutschen und in den beiden klassischen Sprachen schon begegnet sind, wollen wir uns im Französischen und im Englischen in der Hauptsache auf die „farbigen Wörter“ der Volkssprache, besonders auf Argot und Slang, beschränken.

Die Bedeutung sterben haben im Französischen u. a. folgende Wörter und Redensarten: *claquer*, wörtlich klatschen, knallen (auch: *se laisser claquer*), *déteindre*, wörtlich verbleichen, sich entfärben, *se vider*, sich ent-

leeren (übrigens auch eine Bezeichnung für den Geschlechtsverkehr im Pariser Argot), se laisser glisser, abrutschen, faire sa crevaision, zerplatzen, tourner oder tortiller de l'oeil, die Augen verdrehen, fermer son vasistas, sein Guckfenster schließen, souffler sa veilleuse, seine Nachtlampe ausblasen (bedeutet in der französischen Volkssprache sinniger Weise auch: die Stimme des Gewissens ersticken), laisser ses bottes quelque part, seine Stiefel irgendwo lassen, cracher son âme, seine Seele ausspucken, cracher ses embouchures, das Mundstück (seines Blasinstruments) ausspucken, cracher oder éternuer dans le son, in die Kleie spucken oder niesen (besonders für guillotiniert werden, vgl. das Stichwort „Guillotine“ in „Wörter und ihre Schicksale“), n'avoir plus mal aux dents, keine Zahnschmerzen mehr haben, éteindre son gaz, sein Gas erlöschen lassen, laisser fuir son tonneau, sein Faß ausrinnen lassen, déboulonner sa colonne, seine Säule umstürzen, lâcher la perche, la rampe, die Stange, das Geländer loslassen, perdre son bâton, seinen Spazierstock verlieren, ép pointer son foret, die Spitze seines Bohrers abbrechen.

Es heißt vom Sterbenden, er verschlucke seine Zunge (avalier sa langue, im Argot auch: sa gaffe, sa chiffe) oder seine Gabel, seinen Löffel (sa fourchette, son cuiller). Auf das Nichtessen weisen auch hin die Redensarten: perdre le goût au pain, den Geschmack am Brot verlieren, remercier son boulanger, seinen Bäcker verabschieden, fêler son saladier, seine Salatschüssel zerbrechen. Hier ist auch anzuführen: poser sa chique, sein Priemchen (Kautabak) weglegen. (Farmer und Henley verwechseln chique = Priemchen mit chic und erklären daher die Redensart poser sa chique in ihrem großen Slang-Wörterbuch fälschlicherweise: „seine Erziehung, seine Eleganz, seine Schneid, seinen Geist, also kurz all das, was für einen Menschen bezeichnend ist, ablegen.“)

Andere Redensarten über das Sterben spielen, wie die schon erwähnten vom Löffelverschlucken usw. auf das Überflüssigwerden gewisser Gegenstände an: fermer son parapluie, den Regenschirm zumachen, casser son crachoir, son fouet, sa pipe, sa canne, seinen Spucknapf, seine Peitsche, seine Pfeife, seinen Spazierstock zerschlagen, remiser son fiacre, seinen Wagen in den Schuppen stellen, démonter son choubersky, seinen „Choubersky“ abtragen (so hieß ein beweglicher Stubenofen nach seinem Erfinder).

Viele Ausdrücke für den Tod stellen ihn als einen Abgang, als eine Abreise dar. Wir erwähnen: s'évanouir, durchgehen, durchbrennen, déménager, übersiedeln, passer au bleu, ins Blaue gehen, sortir les pieds devant, mit den Füßen nach vorne die Stube verlassen, s'en aller dans le pays des marmottes, in das Land der Murmeltiere abgehen, partir pour le royaume des taupes, abreisen in das Königreich der Maulwürfe. Wie diese letzte Redensart spielen auf das Grab auch an: rendre le cimetière bossu, dem Friedhof einen Buckel (nämlich: einen neuen Grabeshügel) machen und das schon früher (bei der Behandlung von „ins Gras beißen“) erwähnte aller manger

les pissenlits par la racine, sich anschicken, den Löwenzahn von der Wurzel zu essen.

An den personifizierten Tod wird gedacht, wenn für sterben gesagt wird: épouser le camard, den Stumpfnasigen heiraten. Bei der Redensart déchirer son faux-col, seinen Kragen aufreißen = sterben erinnert man sich an die Sterbeszenen aus der Frühzeit des stummen Films, als er noch darauf angewiesen war, das Geschehen durch übertriebene Gebärden zu verdeutlichen: der Sterbende riß, wenn er angekleidet war, seinen Hemdkragen auf (ebenso wie die Umstehenden den eingetretenen Tod dem Zuschauer durch Abnahme der Hüte erkenntlich machten). Ins Moralische zielen die Metaphern: rendre ses comptes, Rechnung ablegen, dévider à l'estorgue, seine Falschheit abhaspeln.

Dem Tode nahe sein, im Sterben liegen ist der Sinn folgender Redensarten: chasser les mouches, die Fliegen jagen, n'avoir plus d'huile dans la lampe, kein Öl mehr in der Lampe haben, avoir son pain cuit, ses carottes cuites, sein Brot bereits gebacken, seine Mohrrüben bereits gekocht haben, graissir ses bottes, seine Stiefel schmieren (nämlich für die bevorstehende Reise), faire sa malle, ses petits paquets, sein Gepäck fertigmachen, sentir le sapin, das Tannenholz riechen (nämlich den Sarg, daher s'habiller de sapin, sich in Tannenholz kleiden = sterben), mettre la table pour les asticots, Tisch decken für die Würmer, être en pégrenne (pégrenne ist ein Wort der Verbrechersprache mit der Bedeutung: Hunger, Not, Elend — ob nicht zu jüdisch und rotwelsch peigern = krepieren, sterben?).

Einige dem militärischen Leben entnommene und daher hauptsächlich von Soldaten verwendete Metaphern für das Sterben: passer l'arme à gauche, die Waffen strecken, passer au dixième régiment, zum 10. Regiment abgehen, rendre sa canne au ministre, seinen Stock dem Minister zurückgeben, avaler sa cartouche, ses baguettes, sa canne, seine Patronentasche, seine Trommelschlägel, seinen Tambourstock verschlucken, décrocher ses cymbales, seine Schellbecken abhängen, recevoir sa décompte, den rückständigen Sold (die „Endabfertigung“) bekommen (décompte bedeutet in der Soldatensprache aber auch: tödliche Verwundung), descendre la garde, von der Wache abziehen, défiler la parade, seine Parade abmarschieren. Im Argot der Seeleute ist für Sterben gebräuchlich: péter son lof, Luv-Seite furzen; in dem der Fischer: avaler son goujon, seinen Gründling verschlucken (aber faire avaler le goujon à quelqu'un, jemanden einen Gründling schlucken lassen bedeutet: jemandem etwas aufbinden). Im Argot der Ärzte ist für Sterben gebräuchlich: rentrer ses pouces, seine Daumen einziehen; in dem der Kaufleute: ingurgiter son bilan, seine Bilanz verschlingen; in dem der Juristen: déposer son mandat, sein Mandat niederlegen, décrocher ses panonceaux, sein Schild abhängen (panonceau ist besonders das Schild der Notare); im Argot der Schauspieler: saluer le public, das Publikum begrüßen, an den Schauspieler denkend, der, bevor er nach Schluß des Stückes endgültig abtritt, noch eine letzte Verbeugung macht.

Auch dem englischen Slang stehen zahlreiche Ausdrücke zur Bezeichnung des Sterbens zur Verfügung. Die Umschreibung *to go aloft*, abgehen kommt auch bei Shakespeare und Dickens vor. (Aus einem Sea-Song aus dem Jahre 1790 auf den Tod eines Matrosen: *His form was of the manliest beauty, his heart was kind and soft; faithful below, Tom did his duty, and now he's gone aloft*). Weitere Slangausdrücke für Sterben sind: *to hop off*, weghüpfen, *to hop the twig*, über den Zweig hüpfen (bedeutet auch: durchbrennen, „abhauen“), *to mizzle*, durchbrennen, *to cut one's stick*, sich einen Stecken schneiden (nämlich: um einen Weg anzutreten). *To go under* (untergehen) oder *to go up* (aufsteigen) sind amerikanische Ausdrücke für das Sterben. *To go over to* (oder *join*) *the (great) majority* oder kurz *join the majority*, zur großen Mehrheit abgehen, geht auf Ausdrücke des klassischen Altertums zurück, auf griechisch *es pleonon hikesthai* (Krinagoras) und auf lateinisch *penetrare ad plures* (Plautus), bzw. auf die in römischen militärischen Redensarten häufige Wendung *abit ad multos*; zu Grunde liegt jedenfalls die Vorstellung, daß die Zahl der jeweiligen Lebenden viel geringer ist, als die der seit vielen Generationen Verstorbenen.

Im Weltkrieg ist ein älterer englischer Slangausdruck für sterben, in der Schlacht fallen neu belebt worden: *going west*, westwärts gehen. (Bei H. G. Wells, *Joan and Peter*, 1917, ist zu lesen: *Dear old boy! he went west last May. „Went west“ was the common phrase. They never said „killed“*.) Über diesen Ausdruck ist während des Krieges in englischen Zeitungen viel geschrieben worden. J. R. Harding behauptete, der Ausdruck sei bei irischen Regimentern aufgekommen. Manche denken an den Untergang der Sonne im Westen. Aus dem Slang von Heer und Flotte ist noch zu verzeichnen: *to lose the number of one's mess*, seine Messenummer verlieren. Aus dem Seemannsslang: *to slipe one's cable*, sein Tau entschlüpfen lassen, *to cut the painter*, die Fangleine durchschneiden (hat auch die Bedeutung: sich davonmachen, Fersengeld geben), *to go to Davy Jones' locker*, in Davy Jones' Truhe gehen (besonders für den Tod durch Ertrinken, da Davy Jones' Truhe = die See).

Da der Tote nicht mehr essen muß, ist *to lay down one's knife and fork*, Messer und Gabel niederlegen oder *to stick one's spoon in the wall*, seinen Löffel an die Wand hängen = sterben. Auf den *Sarg* spielen an die Redensarten: *to put on a wooden surtout*, einen hölzernen Überrock anlegen und *to peg out*, mit Nägeln abstecken. Auf das *Grab*: *to take an earth bath*, ein Erdbad nehmen, *to have a ground-sweat*, Grundsweiß haben, *to be put to bed with a (pickaxe and) shovel*, mit (Krampen und) Schaufel ins Bett gelegt werden. (Im Slang der englischen Collegeschüler kommt der Ausdruck *bedtime*, Bettzeit für Todesstunde vor).

Die Bedeutung sterben haben ferner die Redensarten: *to go* (oder *drop*) *to croak*, krächzen, *to kick the bucket*, dem Balken einen Fußtritt *off the hooks*, aus den Angeln geraten, *to bite the dust*, den Staub beißen,

geben. Als bucket (wahrscheinlich von buck = Bock) bezeichnet man in einzelnen Gegenden (z. B. in Norfolk) besonders den Balken, auf den geschlachtete Schweine an den Hinterbeinen aufgehängt werden. Man nimmt daher an, daß die Sterbensmetapher to kick the bucket an die Todeszuckungen des Schlachtviehs denkt. Nach anderer Deutung bezieht sich die Redensart auf einen Balken, auf dem ein Selbstmordkandidat steht und den er, nachdem er sich die Schlinge um den Hals gelegt, mit dem Fuß wegstoßt. Die englische Redensart kick the bucket ist übrigens auch in die Sprache der westindischen Neger gelangt und zu k i c k e r a b o o geworden; als Eigenschaftswort bedeutet kickeraboo: tot, als Zeitwort: sterben.

Zum Abschluß wollen wir an einem Beispiel, an der Sprache der Eingeborenen von Samoa zeigen, daß auch primitive Völker die Neigung haben, den Vorgang des Sterbens durch Umschreibungen auszudrücken. Aus den Aufzeichnungen, die Pastor Heider auf Samoa gemacht hat, als diese Südseeinsel noch im deutschen Besitz war, führen wir einige Beispiele an: malin, wörtlich: er ist gegangen, to le manava, die Seele aushauchen, vala anina, abberufen sein, si itia, emporgehoben und weggenommen sein. In der Klasse der „Sprecher“, d. h. der Ratgeber des Häuptlings jedes Dorfes, heißt es: gangan le to oto-o, der Stab ist zerbrochen, usu fono, er ist in die Ratsversammlung gegangen (nämlich: ins Totenreich), fai i lagi folanga, nach oben fahren. Entsprechend den besonderen Tabus, mit denen die Person des Häuptlings umgeben ist, gibt es eigene Ausdrücke für das Sterben des Häuptlings, z. B. tuunmali, die Herrschaft aufgeben, ua tafea le moli, die Orange ist fortgeschwommen (die Orange ist wertvoller Besitz zur Haarpflege beim Baden im Meere, mit ihrem Verlust durch Fortschwimmen wird der Verlust des wertvollsten Besitzes eines Dorfes, des Häuptlings verglichen), ua tafea le tanofe, die Angelrute ist fortgeschwommen, faasolo motu, die Halskette des Häuptlings ist zerrissen, gangan auta, die Trommelschlägel sind zerschlagen (man vgl. die oben erwähnte französische Wendung vom Verschlucken der Trommelschlägel), na motu le son, die Verbindung mit den Gefährten ist abgerissen.

Halunke

taucht im Deutschen in verschiedenen Formen im 16. Jahrhundert auf. Im Verlorenen Sohn von Waldis, 1527 in Riga erschienen, bedeutet Hollunck einen Nichtswürdigen. Gleichbedeutend erscheint Hollunck 1541 in einer Prager Flugschrift. In der polnischen Chronik des Lorenz Kyndlerm aus dem Jahre 1562: „die koch und die kochenknechte und andere holuncken reinigten die kaldunen“ (Kaldaunen = Eingeweide). Hier sind wohl niedere Bedienstete gemeint. Auch sonst bedeuten in verschiedenen, besonders schlesischen Quellen des 16. Jahrhunderts helunke, holunke, holanke: niedere Schloßbedienstete, Heideläufer, laufende Boten, Wächter. Noch Lessing und

Schiller schreiben Holunke, daneben erscheinen aber schon seit dem 16. Jahrhundert die Varianten mit a: Halluck, Hallunck, Halunke. Man hat versucht, das Wort in Verbindung zu bringen mit herumlungern (lungern ursprünglich: gierig aufpassen, von mittelhochdeutsch *lunger* = rasch, dazu englisch *lounger* = Faulenzer), mit isländisch *halloka*, Knecht, mit französisch *haillon*, Lumpen, mit spanisch *alacco*, Tölpel. Das Wort ist aber tschechischen Ursprungs, es kommt von *holomek* = nackter Bettler, Taugenichts (zu tschechisch *holy*, nackt).

Hand ins Feuer legen

für jemanden (d. h. gutstehen für ihn) geht auf den mittelalterlichen Brauch der Gottesurteile (Ordalien) zurück. Feuerproben kannten schon die Griechen. In der Antigone des Sophokles sagt der Wächter: „Wir waren bereit, glühendes Eisen mit den Händen aufzuheben, durch Feuer zu laufen und bei den Göttern zu schwören, daß wir weder die Tat verübt, noch den Urheber und Rädelsführer kennen.“ Auf Gottesurteile beziehen sich auch die Redensarten: die Feuerprobe bestehen (was allerdings ähnlich wie die „Feuertaufe“¹ jetzt hauptsächlich in Bezug auf den Krieg gebraucht wird), für jemand durchs Feuer gehen, auf glühenden Kohlen sitzen, Gift auf etwas nehmen, das Abendmahl auf etwas nehmen. (Dem Verdächtigen wurde eine Schnitte Brot oder Käse in den Mund gesteckt, hatte er Schwierigkeiten es hinunterzuschlucken, galt er als schuldig.) Es ist die Vorstellung, dem unschuldig Verdächtigten müsse wunderhafter Weise göttliche Hilfe zu teil werden zum Schutze vor dem Feuer, dem Wasser, dem Gifte usw., die all diesen Ordalien zugrunde liegt. Das mittellateinische Wort *ordalia* (Gottesurteile) ist übrigens nichts anderes als unser „Urteil“, althochdeutsch *urteil*, angelsächsisch *ordal* = das Erteilte, die erteilte Entscheidung².

Die Hosen verlieren

In derber Weise sagt man von jemandem, der bei einem Geschäfte oder im Glücksspiel alles verloren hat, er habe seine Hosen verloren. Da man auch sagt, jemand sei bis aufs Hemd geplündert worden oder er habe sich auch seines letzten Hemdes entäußern müssen, scheint das Bild vom

1) Matth. 3, 11 sagt Johannes der Täufer: Ich taufe Euch mit Wasser zur Buße; der aber nach mir kommt, der wird Euch mit dem heiligen Geist und mit Feuer taufen.

2) Die Redensart „feurige Kohlen auf jemandes Haupt sammeln“ (s. dieses Stichwort) hängt nicht mit den Gottesurteilen zusammen.

Verlieren der Hosen zunächst ohne Weiteres verständlich. Es hat aber damit vielleicht noch eine besondere Bewandnis, denn die Redensart scheint eine Erinnerung zu sein an einen alten rechtssymbolischen Vorgang, an eine mittelalterliche Form dessen, was wir jetzt Offenbarungseid nennen. Jungbauer erinnert im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens an die im Mittelalter in Italien, in Frankreich und den Niederlanden verbreitete Sitte des Hosenherablassens, die darin bestand, daß der zahlungsunfähige Schuldner auf offenem Markte oder auf einer dazu errichteten Säule durch Herablassen der Hose und Zeigen des nackten Körpers erklärte, daß er nichts besitze und daß man sich an seinem unbewehrten Körper schadlos halten möge. In der Redensart „seine Hosen verlieren“, die die allerletzte Stufe der Verarmung charakterisieren soll, mag nun die Erinnerung an jenen rechtssymbolischen Akt enthalten sein.

Aus den beiden Redensarten „seine Hosen verlieren“ und „kein Geld auf Brot haben“ hat sich auf dem Wege der Verquatschung, der Redensartenkreuzung die häufig vernehmbare Scherzredensart „kein Brot auf Hosen haben“ ergeben.

Das geht über die Hutschnur

hat die Bedeutung: das ist zu arg. Aus Thüringen ist auch die Fassung belegt: bis über die Hutschnur in Schulden stecken. Sie erinnert an die gleichbedeutende Redensart: bis über die Ohren in Schulden stecken und man kann daraus folgern, daß auch der Redensart „das geht über die Hutschnur“ ursprünglich das Bild vom Ertrinken, vom Versinken im Sumpf vorge-schwebt hat. Dementsprechend wird auch bei Borchardt-Wustmann „über die Hutschnur“ als eine Steigerung von „es (nämlich das Wasser) geht an den Hals“ aufgefaßt. Gemeint sei dabei aber nicht etwa die um den Hut laufende Schnur (wie sie in vielen Volkstrachten noch heute statt eines Hutbandes üblich ist), sondern die unter dem Kinn herumlaufende, den Hut am Kopfe festhaltende Schnur.

Eine überraschend neue Deutung der Redensart „über die Hutschnur“ hat Käthe Gleißner 1934 versucht. Ihre Deutung gründet sich auf eine im Staatsarchiv zu Eger aufbewahrte Urkunde vom 30. April 1356. In dieser einigen sich die Kreuzbrüder mit dem Stern und die Deutschherren zu Eger über die Nutzung einer Wasserleitung, die durch mehrere Grundstücke geht. Die ersten Anlieger sollen nicht mehr Wasser nehmen, als sie zum Trinken und Kochen nötig haben „vnd des selben wazzers schol in niht mer noch dicker auz den Roeren gen, danne als ein hutsnur“. Die Stärke

einer Hutschnur ist also ein Maß für fließendes Wasser, für einen Wasserstrahl, und wenn es „über die Hutschnur geht“, so handelt der Nutznießer gegen die Vereinbarung, also un recht. (Man vergleiche damit die Redensart „über den Span“, z. B. über den Span fordern = übermäßige Bezahlung fordern, gegen eine rechtmäßig geltende Abmachung verstoßen, Unrecht tun überhaupt; unter „Span“ ist hier zu verstehen das Kerbholz der Kaufleute und Gastwirte, auf dem sie durch Einritzen die Schulden ihrer Kunden vermerkten.)

Der Deutung der Redensart „über die Hutschnur“ auf Grundlage jener Urkunde aus dem Jahre 1356 und der darin erscheinenden Art des Wasserstrahlmessens ist immerhin der auffällige Umstand entgegenzuhalten, daß die Belege für diese Redensart nicht über den Anfang des 18. Jahrhunderts zurückreichen.

„Das geht über die Hutschnur“ hat nichts zu schaffen mit der Redensart „über die Schnur hauen“, die aus dem Leben des Zimmermanns bezogen ist, der über den Balken, um ihn gradlinig zu behauen, eine Schnur zieht und dann darauf achtet, nicht über diese „Richtschnur“ zu hauen.

Isabellenfarbe

Infantin Isabella, die Tochter Philipps II., Regentin der Niederlande, soll, als ihr Gemahl Erzherzog Albrecht von Österreich Ostende belagerte, gelobt haben, ihr Hemd nicht zu wechseln, ehe die Stadt erobert sei. Da die Belagerung von Juli 1601 bis September 1604 dauerte, habe das Hemd der Infantin die seither so genannte Isabellenfarbe angenommen. Eine andere Überlieferung heftet ein solches Gelübde an das Andenken der spanischen Königin Isabella „der Katholischen“, der Gönnerin des Kolumbus, bei der es sich um die Belagerung von Granada handelte, mit dessen Einnahme im Jahre der Entdeckung Amerikas der letzte Krieg gegen die Mauren seinen Abschluß fand. Diese Anekdote über die Herkunft der Isabellenfarbe und ihres Namens ist allgemein bekannt, und Schopenhauer führt in „Welt als Wille und Vorstellung“ das Gelübde der Isabella als das Beispiel einer „unverständigen, aber dennoch vernünftigen Handlung“ an. Die Idee eines solchen trotzigen Gelübdes gehört übrigens zum alten Bestand immer wiederkehrender geschichtlicher Anekdoten. Schon Histiaios von Milet schwur nach Herodot, sein Gewand nicht auszuziehen, ehe er Sardinien dem Könige Darius tributpflichtig gemacht habe.

Isabell als Farbenbezeichnung taucht um 1640 bei Oudin auf als Bezeichnung für die Farbe des Falben, des hellgelben Pferdes, und wenn wir Sainéan, dem erfolgreichen Zerstörer vieler anekdotisierenden Etymologien

auch hier folgen dürften, hatte diese Farbenbezeichnung mit dem Vornamen Isabella (der übrigens nichts anderes ist als eine Abwandlung von Isabeau, der französischen Form des hebräischen Elisabeth) nichts zu schaffen: isabell als Bezeichnung der Pferdeart und der Farbe soll eine Verschmelzung der französischen Wörter *isard* und *mirabelle* sein. Jedenfalls stimmt es, daß beide — die Gemse wie die Mirabellenfrucht — von gelblicher Farbe sind. An der Verknüpfung der Isabellenfarbe mit dem weiblichen Vornamen im heutigen Sprachbewußtsein kann jedoch diese Etymologie, sollte sie auch richtig sein, nichts mehr ändern.

Daß sich der „Treppenwitz der Weltgeschichte“ der Farbenbezeichnung „isabellen“ bemächtigt und sie mit einer Belagerung in Beziehung gesetzt hat, ist ein bezeichnender Umstand. Belagerungen machen auf die Zeitgenossen meistens einen nachhaltigen Eindruck. Je länger sie sich hinziehen, umso größer die Spannung und man könnte, ohne als zynisch zu gelten, fast sagen, die sensationslüsterne Menschheit habe sich, als es noch keine internationalen Sportkämpfe gab, zeitweilen an den Nachrichten über den Verlauf von Belagerungen schadlos gehalten. Kein Wunder, daß von dieser seelischen Anteilnahme an auffälligen Phasen der Kriege manche Spur auch im Wortschatz hartnäckig erhalten bleibt, sodaß man von einer ganzen Kategorie von

Wörtern, die an Belagerungen erinnern,

sprechen kann. Ich meine damit sowohl solche Wörter, die tatsächlich im Zusammenhang mit einer Belagerung oder einer bestimmten Schlacht entstanden sind, als auch jene, die allgemeiner Glaube oder etymologische Bemühung Einzelner fälschlicherweise mit solchen Kriegshandlungen in Verbindung gebracht hat. Zum letzteren Typus gehören z. B. die Anekdoten über Spiele, die die Besatzungen belagerter Orte zur Vertreibung der Langweile erfinden und die dann nach dem Namen des betreffenden Ortes benannt werden. Für das Wort *Hasard*, das zuerst nur „Würfelspiel“ bedeutete, flatterte so eine Erklärung schon im 13. Jahrhundert auf. Als sich die Belagerung der Feste *Hasard* (*El Azar*) durch die Krenzritter in die Länge zog, soll die arabische Besatzung zum Zeitvertreib das Würfelspiel erfunden haben. Aus dem Heiligen Land habe sich das Spiel unter dem Namen jenes Ortes in die Länder der Christenheit verpflanzt. Zweifellos ist das Wort arabischen Ursprungs, aber er ist viel älter. Im klassischen Arabisch bedeutet *jasara* würfeln, *jasar* die würfelnde Gesellschaft. Zur Zeit der Maurenherrschaft in Spanien drang das Wort in die Sprachen des Abendlandes und vom Würfelspiel verallgemeinerte sich schließlich die Bedeutung zu: Zufall, Wagnis.

Glaubhafter ist die Überlieferung, daß der Name des Kartenspiels *Boston* mit der Belagerung der englischen Besatzung dieser amerikanischen Stadt

durch die Truppen Washingtons (1775/76) zusammenhänge. Wenn es auch nicht nachgewiesen ist, daß Bostons Besatzung es war, die dieses dem Whist ähnliche Kartenspiel erfunden hat, so steht jedenfalls fest, daß es in den Jahren des amerikanischen Befreiungskrieges aufkam und daß es nach der Stadt Boston benannt ist.

Fälschlicherweise bringt man mit der Belagerung von Stralsund (1628) das Wort *Kommißbrot* in Verbindung. Wallenstein habe in den umliegenden Ortschaften durch besondere Kommissionen Mehl aufbringen und Brot backen lassen. Dieses Brot sollen dann die Soldaten zunächst Kommissionsbrot getauft haben. Aber schon viel früher, im Jahre 1552, ist in einem Straßburger Dokument die Rede von 12.000 Kommißbroten, die dem König von Frankreich geliefert wurden, und in der „Reuterbestallung“ Karls V. kommt „Kommiß“ im Sinne von Heeresvorrat wiederholt vor (z. B. „alles dasjenige ehrbarlich zu bezahlen, was aus der Kommiß gegeben wird“). Das Wort kommt von lateinisch *commisum* = anvertrautes Gut. (Von der Bezeichnung Kommißbrot aus entwickelt sich in Österreich-Ungarn „Kommiß“ als Bezeichnung von Gegenständen, Einrichtungen und Personen des Heeres. So nannte man die „ärarische Montur“ Kommißuniform im Gegensatz zur „Extrauniform“, die sich nicht jeder leisten konnte. Man raunzte über die Kommißkost, schimpfte den Vorgesetzten einen Kommißknopf usw. Im Ungarischen ist „komisz“ aus der militärischen Sphäre hinausgewachsen und ein allgemeines Eigenschaftswort geworden mit der Bedeutung: schlecht, minderwertig, grob, gemein, böseartig).

Von der Bezeichnung *Landauer* für eine bestimmte Wagenform heißt es gewöhnlich, sie sei darum entstanden, weil Kaiser Joseph I. zum ersten Male so eine große offene Kutsche gebrauchte, als er 1702 zur Belagerung von Landau fuhr. (Ausführlicheres darüber und über die vorzuziehende Ableitung des Wortes Landauer aus altindisch *hindola* oder *andola* über arabisch *al ondal* = Sänfte s. unter dem Stichwort Kutsche in „Wörter und ihre Schicksale“). Glaubwürdiger ist ein anderer Beitrag der Belagerung von Landau an das Wörterbuch. Es handelt sich um das Wort *Zickzack*, das zunächst ein Wort der Belagerungskunst war, die Bezeichnung für eine gewisse Linienführung der Annäherungsgraben zur Verminderung der Sichtgefahr und der feindlichen Feuerwirkung. Nehring bucht 1720: „sicsac, ein neu Wort, so erst bey der Belagerung Landaus (seit 1703) bekannt gemacht worden.“

Im Jahre 1747 belagerten die Franzosen die niederländische Stadt Bergen-op-zoom und setzten sich in ihren Besitz. Daher bekam im Französischen eine Seidenspitzenart, die eine Zeitlang in Mode war, den Namen *bergopzoom*. Ein Sieg, den die Franzosen neun Jahre später errangen, hat nicht allein das französische Wörterbuch bereichert. Der 1756 erfolgten Belagerung und Eroberung der Festung Mahon auf der Baleareninsel Menorca verdankt nämlich seine Entstehung das internationale Wort *Mayonnaise*, ursprünglich Mahonnaise. So wurde nach dem eroberten Mahon die Tunke benannt,

die ein Pariser Koch anlässlich eines Festmahles für die Sieger erfunden hatte. (Ausführlicher darüber unter dem Stichwort Mayonnaise in „Wörter und ihre Schicksale“.)

Ein anderes Speisekartenwort erinnert an einen napoleonischen Sieg. Während der Schlacht bei Marengo (14. Juni 1800) soll Napoleons Koch in Ermangelung von Butter Hühnchen mit Pilzen und Trüffeln in Öl gebraten haben. Seither heißt diese Zubereitung à la Marengo. Übrigens gibt es als Andenken an jene Schlacht auch eine französische Farbenbezeichnung; auch in Deutschland war früher für ein von der Damenmode eine Zeitlang bevorzugtes Stoffmuster, dunkelbraun mit weißen Tupfen, die Bezeichnung marengofarben gebräuchlich. Ferner ist Marengo ein Fachausdruck des Textilgewerbes für ein bestimmtes Gewebe, für ein meliertes Strickgarngewebe, dessen schwarze Grundfarbe durch beigemengte weiße Fasern belebt wird. (Da weniger staubempfindlich als rein schwarzes Tuch, wird Marengo für Cutaways bevorzugt.) Die Bezeichnung Marengo führten (nach Brockhaus) auch schwarz gefärbte Kammgarnstoffe mit Beimischung von 3–5% weißer Wolle oder Seide.

Seit der Schlacht von Waterloo (1815) hat Waterloo im Französischen die Bedeutung: Niederlage (z. B. der Ausruf quel waterloo! = welche Schlappe!). Im englischen Armeeslang ist Waterloo-day eine Bezeichnung für den Tag des Soldempfangs (Anspielung darauf, daß der 18. Juni 1815 der Tag war, an dem dem großen Korsen endgültig alles heimgezahlt wurde.) An den Oberbefehlshaber der Verbündeten bei Waterloo erinnert uns das (in einer Teighülle) gebratene Filet à la Wellington. Durch die Beliebtheit, der sich seit dem entscheidenden Anteil der Truppen Blüchers an dem Sieg bei Waterloo Preußen eine Zeitlang in England erfreute, erklärt sich die Verwendung des Eigenschaftswortes Prussian gleichsam als eines Kosewortes. So bedeutete im Slang my Prooshan blue (= my Prussian blue, mein Preußisch-Blau) etwa: mein Liebling. Der Ausdruck ist u. a. bei Dickens (Pickwickier) belegt. (Als Gegenstück erwähnen wir aus der französischen Umgangssprache: prussien = Gesäß.) An Blücher selbst erinnert im englischen Wortschatz des 19. Jahrhunderts der Ausdruck the bluchers = feine Halbstiefel.

In vielen europäischen und außereuropäischen Städten gibt es Vergnügungsorte, die Trocadéro heißen. In den Jahren vor dem Weltkrieg nannten sich in Deutschland vorzugsweise solche Lokale so, in denen die Tanzvorführungen nicht auf einer Bühne, sondern auf dem Parkett, mitten im Publikum stattfanden. Trocadéro ist der Name eines Fischerdorfes und Forts gegenüber von Cadix. Nach hartnäckiger Belagerung eroberten die Franzosen, die damals im Auftrage der reaktionären Heiligen Allianz die liberale spanische Regierung bekämpften, am 31. August 1823 das Fort Trocadéro. Zu Ehren dieses Sieges wurde ein großer Platz in Paris nach dem Fort Trocadéro benannt. Dort wurde dann für die Weltausstellung 1878 das

Palais du Trocadéro erbaut. Mit Anspielung auf die viel besuchten Vergnügungs- und Tanzstätten der Pariser Ausstellung legten sich dann allerlei Lokale in Großstädten auch den Namen Trocadéro bei. (Eine Music-hall in London, die sich Trocadéro nannte, wurde dann kürzer Troc genannt.)

Nach der mehrere Wochen dauernden heldenhaften Verteidigung einer befestigten Station bei Mazagran in Algerien durch wenige Franzosen gegen eine große Übermacht von Arabern im Jahre 1840 heißt gewässerter schwarzer Kaffee (weil die tapfere Besatzung gegen Ende der Belagerung fast gar keine andere Nahrung mehr hatte) seither *M a z a g r a n* (ausführlicher unter diesem Stichwort in „Wörter und ihre Schicksale“).

In die Jahre 1857 und 1858 fällt der sogenannte Sepoy-Krieg in Indien, der Kampf der Engländer gegen meuternde Eingeborenentruppen. In einzelnen Städten verteidigten sich englandtreue Garnisonen gegen die belagernden Sepoys, andere von den Meuterern gehaltene Orte wurden von den Engländern belagert. Einer der englischen Generäle, deren Kriegeruhm die englische Öffentlichkeit beeindruckte, hieß Havelock und ein Bild von ihm, das durch die Zeitungen ging, hatte zur Folge, daß der Typus des Mantels, in dem ihn jene Zeichnung zeigte und der bis dahin eines besonderen Namens anscheinend entbehrte, fortan *H a v e l o c k* hieß. Man bezeichnete damals als Havelock einen der ganzen Länge nach zugeknöpften Mantel, der ärmellos war, aber mit einem langen herabfallenden, die Arme ganz bedeckenden Schulterkragen versehen war. Seither hat sich die Bedeutung dieser Mantelbezeichnung wiederholt modifiziert. Im Englischen hat übrigens havelock auch die Bedeutung: Kopf- und Nackenschleier für die Tropen.

Der Sieg der von Mac Mahon befehligten französisch-piemontischen Armee über die Österreicher am 4. Juni 1859 hat den Namen des norditalienischen Ortes Magenta, wo diese wichtige Schlacht stattfand, in aller Welt Mund gebracht. Da man für einen Teerfarbstoff, dessen industrielle Herstellung damals gerade in eine neue Phase trat, einen einprägsamen Namen suchte, nannte man ihn in Frankreich magenta. Auch deutsche Wörterbücher führen die Farbenbezeichnung *M a g e n t a r o t*, doch werden in der deutschen Farbenindustrie jetzt die Bezeichnungen Fuchsin und Anilinrot bevorzugt. Bei Magenta erwarb sich neben Mac Mahon (der Duc de Magenta wurde) auch Adolphe Niel Ruhm und Marschallstab; nach ihm wurde die einige Zeit darauf in Frankreich erzüchtete Teerose mit gelben, duftreichen, haltbaren Blüten *M a r é c h a l N i e l* getauft. Auch in Deutschland wurde die Marschall-Niel-Rose unter diesem Namen bekannt.

Zwanzig Tage nach Magenta errang die französisch-piemontische Armee einen neuerlichen Sieg über Österreich. Nach dem Schlachtort Solferino wurde eine Zeitlang ein bestimmtes Rot *S o l f e r i n o r o t* genannt. (Es ist mir nicht gelungen, festzustellen, durch welche Schattierung sich das nach dem 24. Juni benannte Rot von dem nach dem 4. Juni benannten unterschied.) Hier sei erwähnt, daß man nach den Rothemden Garibaldi's auch von einem *G a r i*

baldirot sprach und jahrelang, in manchen Gegenden sogar noch Jahrzehntlang eine rote Bluse als Garibaldibluse oder einfach als Garibaldi (so z. B. in der Schweiz) bezeichnete. In Frankreich bezeichnete man auch trockenen Zwieback mit eingebackenen Korinthen als garibaldi (noch so in Klöppers Reallexikon 1900).

Als 1871 die kommunistisch verwaltete französische Hauptstadt von den Truppen der Versailler Regierung belagert wurde, verbreiteten sich überall Gerüchte von Brandstiftungen Pariser Revolutionäre; so entstanden die Ausdrücke pétroleur und pétroleuse, Schimpfwörter für die Kommunisten, später allgemein auf die Anhänger des Sozialismus übertragen.

Mit Spannung verfolgte im Burenkrieg die europäische Öffentlichkeit die Belagerung der vom englischen Obersten Baden-Powell (dem heutigen obersten Führer aller Pfadfinder) verteidigten Stadt Mafeking. Als englische Entsatztruppen im Mai 1900 Mafeking nach mehr als siebenmonatiger Belagerung durch die Buren befreiten, fanden in allen Städten Englands große Siegesfeiern statt. Seither ist der englische Wortschatz um ein neues Zeitwort bereichert: to maffick = begeisterte patriotische Kundgebungen veranstalten. (Der Ortsnamen Mafeking wurde gleichsam so behandelt, wie wenn seine Endung -ing die englische Partizipialendung wäre und es wurde ein Zeitwort daraus rückgebildet; sogenannte back-formation.)

Keine Belagerung hat so viel Spuren in den Wörterbüchern hinterlassen, wie die von Sebastopol (vom Oktober 1854 bis September 1855) im Krimkrieg. So wie sich bei der Belagerung von Cadix (1823) vor allem der Name des Forts Trocadéro der Öffentlichkeit einprägte, so konzentrierte sich auch bei der Belagerung der russischen Festung am Schwarzen Meere durch die den Türken verbündeten Franzosen und Engländer die Aufmerksamkeit auf ein bestimmtes Fort, den Malakoff-Turm. Nicht zu Unrecht, denn der Befestigungsplan des russischen Befehlshabers, des Generals Todleben, hatte tatsächlich dem Malakoff die wichtigste Rolle in der Verteidigung Sebastopols zugewiesen. Am 18. Juni 1855 versuchten die Franzosen vergeblich das Fort Malakoff zu stürmen, aber als es am 8. September den Zuaven der Brigade Mac Mahon gelang, in den Malakoff einzudringen, war auch das Schicksal Sebastopols besiegelt und der ganze Krimkrieg entschieden. Nach dem Turm Malakoff, der sich als die Schlüsselstellung erwiesen hatte, bekam Pélissier, der französische Oberbefehlshaber den Titel eines Duc de Malakoff (indes der unter ihm an der Eroberung des Malakoff beteiligte Mac Mahon später Duc de Magenta wurde). Während der Belagerung von Sebastopol entstand im Süden von Paris, unmittelbar an dem Stadtwall, eine neue Siedlung. Das Holzgerüst für eine dieser Neubauten überragte die anderen und konnte, bei einiger Phantasie, die Vorstellung eines Turmes erwecken. Ein geschäftstüchtiger Pariser, der gerade neben diesem „Turm“ ein Gast- und Tanzhaus errichtete, nannte es, an das damals jeden bewegende Interesse appellierend, „zum Tour Malakoff“. Dieser Name ging auf die ganze Sied-

lung über, die, abgetrennt von der Gemeinde Vauves, eine selbständige Gemeinde wurde und seither — Malakoff-la-Tour heißt; sie ist jetzt ganz mit Paris verwachsen. Übrigens hat die Belagerung von Sebastopol nicht nur der Landkarte Frankreichs einen russischen Ortsnamen beschert; auf britischem Gebiet, in Wales, wurde ein kleiner Ort damals Sebastopol getauft. Bemerkenswert ist, daß die Bevölkerung von Frankfurt a. M. die von Burnitz zur Zeit der Belagerung von Sebastopol erbauten Häuser der Liebfrauenstraße noch ein halbes Jahrhundert später (Askenazy, 1904) „Malakoff“ nannte. Auch im Jenaer Forst gibt es, wie Prof. Franz Blume mitteilt, einen Malakoffweg.

So wie mancher andere französische Sieg (Mahon-Mayonnaise, à la Maren-go, Mazagran), hinterläßt auch die Erstürmung des Malakoff seine Spur auf der Speisekarte. Malakofforte ist auch heute noch eine internationale Bezeichnung. Weniger bekannt ist, daß in Frankreich eine feine Traubenart lange den Namen Malakoff trug.

Neben der Speisekarte ist auch das Vokabular des Bekleidungswesens durch die Eigennamen, die die Kriegs- und Belagerungsberichte in aller Leute Mund bringen, leicht beeindruckbar. Den Havelock haben wir bereits erwähnt. Der Krimkrieg und die Belagerung von Sebastopol liefern dem Lexikon gleich drei neue Bezeichnungen für Kleidungsstücke. Englisch *nightingale* bedeutet Flanellhemd für Kranke, nach Miß Florence Nightingale, die durch ihre Verdienste um die Krankenpflege im Krimkrieg berühmt wurde. Sowohl der Name des englischen Befehlshabers im Krimkrieg, als der des russischen überlebte seinen Träger als eine Bezeichnung für eine Mantelart. Nach dem einarmigen englischen Feldmarschall Lord Raglan, der während der Belagerung Sebastopols an der Cholera starb, heißt seither der Mantel, bei dem der Ärmel nicht an der Achsel eingesetzt, sondern bis zum Kragen durchgeführt ist: *Raglan*. Die Bezeichnung *Menschikoff* für einen leichten Überzieher war in den Jahren vor dem Weltkrieg noch gebräuchlich. Fürst Menschikoff, eine Zeitlang der Oberbefehlshaber der russischen Land- und Seemacht im Krimkrieg, hat nicht wie sein Gegner Lord Raglan durch die äußere Form seines Mantels die terminologische Phantasie des Schneidergewerbes befruchtet, sondern durch einen bestimmten Vorfall, in dem sein Überzieher eine Rolle spielte. Knapp vor Ausbruch des Krimkrieges kam Menschikoff als außerordentlicher Gesandter Rußlands nach Konstantinopel. Es hieß damals allgemein, sein den kriegesischen Intentionen Rußlands gemäß schroffes Auftreten bei der Hohen Pforte habe den Krieg verursacht oder doch seinen Ausbruch beschleunigt. Durch ganz Europa ging bei Kriegsbeginn die Anekdote, der Gesandte Menschikoff habe den Großwesir, der übrigens des Sultans Schwager war, im Überzieher besucht, um ihn zu beleidigen. Diese nette Legende hat die objektive Geschichtsforschung seither zerstört. Gleich nach der Ankunft in Konstantinopel ließ Menschikoff den Großwesir bitten, ihn zunächst privat besuchen zu dürfen. Vermutlich aus einem

Mißverständnis empfing jedoch Mehemed Ali Pascha den Fürsten, der nicht in der Diplomategala, sondern im Frack und Überzieher zur Zusammenkunft ging, dennoch offiziell. Menschikoff wartete zunächst (wie bei Hertslers-Helmolt erzählt wird) in einem langen ungeheizten Korridor, aus dem er dann noch in ein Vorzimmer zu kommen gedachte, wo er den Überzieher hätte ablegen können. Plötzlich öffnete sich aber am Ende des Korridors ein schwarzer Vorhang und der Großwesir stand im Salonzug vor Menschikoff. Es blieb dem Russen nichts übrig, als den Überzieher rasch abzunehmen, ihn über den linken Arm zu legen und den Pascha zu begrüßen. Als die beiden Staatsmänner dann auf einem Sofa Platz nahmen, legte Menschikoff den Überzieher neben sich hin. Den Krimkrieg wird dieses harmlose Kleidungsstück wohl doch nicht entfesselt haben, aber als die Spannung, mit der die europäische Öffentlichkeit den einige Monate später beginnenden Krimkrieg verfolgte, auch seiner Vorgeschichte Interesse zukommen ließ, wurde jener Vorfall mit Menschikoffs Überzieher so sprachgeläufig, daß wieder einmal ein Eigennamen seinen Einzug ins Wörterbuch als Sachname feiern konnte, indem das Wort Menschikoff die Bedeutung Überzieher bekam. Man kann also sagen, im Kampfe um Sebastopol stand der Wettermantel des englischen Marschalls Raglan dem Überzieher des russischen Oberbefehlshabers Menschikoff gegenüber. Auf die Frage, welche Art von Überzieher als Menschikoff bezeichnet worden ist, möchte ich mich nicht einlassen, denn bei solchen Modebezeichnungen ist die Bedeutung gewöhnlich schwankend und einem raschen Wechsel unterworfen. (Ich erwähne bloß einen Beleg aus dem Jahre 1876 aus dem Pariser Figaro, der die Manteltypen Menschikoff und Ulster gleichstellt.) Die Mantelbezeichnung Menschikoff hat im Londoner Slang noch eine weitere gezeugt. Farmer-Henleys Slangwörterbuch verzeichnet: *the i m m e n s i k o f f* = mit Pelz schwer gefütterter Mantel. Offenbar ist hier, mit Hilfe eines Wortwitzes (*immens* = ungeheuer groß, maßlos), eine „Steigerung“ von Menschikoff vorgenommen worden. Das Slangwort *immensikoff* gelangte zur Verbreitung durch den Kehrreim eines Couplets, das Arthur Lloyd in den Sechziger Jahren sang und das The Skoreditch Toff hieß („Der Stutzer von Skoreditch“, Sk. ist ein Londoner Stadtteil). Zur Entstehung des Ausdrucks *immensikoff* ist noch zu bemerken, daß „*immense*“ lange ein Modewort war in London und in Paris, etwa wie im Vorkriegsdeutschland „kolossal“. (Den Ausruf *c'est immense* hat in Frankreich besonders die Offenbachoperette *La Jolie Parfumeuse*, 1873, volkstümlich gemacht.)

Neben den aus Personennamen des Krimkrieges abgeleiteten Kleidungsbezeichnungen *nightingale*, *Raglan*, *Menschikoff* sei auch eine genannt, die auf einem geographischen Eigennamen beruht, auf dem Namen der Halbinsel Krim selbst. Das Hauptwort *c r i m é e n n e* erklärt der Larousse: langer und weiter Militärmantel mit Kapuze und Pelerine, nicht vorschriftsmäßig, aber von den Offizieren im Krieg häufig getragen. Sachs-Villatte gibt französisch

criméenne durch deutsch Havelock wieder. So mischt sich im Vokabular der Mantelmoden der Krimkrieg mit dem fast gleichzeitigen Sepoykrieg.

Ein eigener Sieg, den die Engländer im Krimkrieg errungen haben, führt zur Bereicherung des englischen Armeeslangs. Nach Balaklava, der Hafenstadt in der Krim, wo die Engländer am 10. Oktober 1854 einen großen russischen Angriff erfolgreich abwehrten, hat *Balac lava-day* im Armeeslang die Bedeutung: Zahltag. Mir scheint dieser Ausdruck aus der Tatsache des Sieges („Heimzahlung“) erklärt werden zu müssen (wie oben S. 72 *Waterloo-day* = Zahltag). Ein englisches Slangwörterbuch erklärt jedoch: „Balaklava war die große Ergänzungsbasis für die englischen Truppen, bei den dortigen Marketendereien konnte man am besten den am Zahltag bekommenen Sold los werden.“

Mit der Belagerung von Sebastopol hängt auch eng der Ausdruck *Tatarennachricht* = falsche oder stark übertreibende alarmierende Nachricht zusammen. Der Ausdruck geht auf ein am 2. Oktober 1854 in Wien aufgegebenes Telegramm zurück, das fälschlicherweise den Fall Sebastopols meldete (der aber erst elf Monate später, am 8. September 1855 erfolgte). Die Nachricht, hieß es in jenem Telegramm, habe ein „Tatar“ (Meldereiter) nach Bukarest gebracht. (Ausführlicheres darüber unter dem Stichwort „Ente“ in „Wörter und ihre Schicksale“).

Wie es bei den Siegen von Marengo und Magenta der Fall war, hat die französische Sprache auch im Krimkrieg Gelegenheit gefunden, die Listen ihrer Farbenbezeichnungen zu vergrößern. Seit der Besetzung von Adrianopel durch die Franzosen (1854) gibt es ein *rouge andrinople*. Übrigens wurde *andrinople* auch die Bezeichnung für einen billigen Baumwollstoff.

An den Krimkrieg erinnert auch die Bezeichnung *Krimstecher* für das Doppelfernrohr. Sie ist allerdings in neueren Wörterbüchern schon durch das Wort *Feldstecher* „ausgestochen“ worden.

Jause

nennt man nicht nur im heutigen Österreich, sondern fast überall bei den Deutschen auf dem Gebiete der ehemaligen Donaumonarchie die kleine Zwischenmahlzeit, u. zw. wenn nicht ausdrücklich anders bezeichnet, jene zwischen Mittagessen und Abendbrot. Die Zwischenmahlzeit am Vormittag bezeichnet man genauer als „Zehnerjause“, ohne Rücksicht darauf, ob sie um 10 Uhr oder früher oder später eingenommen wird. Muß ja auch in der Schweiz das *Z'nüni* nicht gerade um 9 Uhr, das *Z'vieri* nicht gerade um 4 Uhr eingenommen werden¹. In Kärnten unterscheidet man *Vorjausen*

1) Im Südosten der Schweiz, in Graubünden, gibt es statt *Z'nüni* und *Z'vieri* das Hauptwort *Marend* und das Zeitwort *marenden*. (Händ er

(am Vormittag) und Nachjause¹. Das Nachmittagsschläfchen nannte der Wiener in früheren Zeiten Jausenschlaferl.

Fälschlicherweise hat man das Wort Jause etymologisch zu jener indogermanischen Wortsippe in Beziehung gesetzt, der auch das deutsche Wort *Jauche* angehört². Zu dieser Sippe gehört lateinisch *jus* = Brühe, französisch *jus*, englisch *juice* = Saft, altpreußisch und polnisch *jucha* = Brühe, woher dann unmittelbar das deutsche *Jauche* entlehnt ist. Aber *Jause* ist ganz anderer Herkunft. Das slowenische Wort *juzina* bedeutet Mittagessen, *juzinati* = zu Mittag essen. Die darin enthaltene slawische Wortwurzel *ju g*³ mit der Doppelbedeutung „Süden“ und „Mittag“ (wie französisch *midi*, ungarisch *dél*⁴) ist heute durch den Namen Jugoslawien („Südslawien“) allgemein bekannt. Die Entlehnung des slowenischen Wortes durch die österreichische Volkssprache erfolgte schon im 15. Jahrhundert⁵. (Im Ungarischen wurde aus dem slawischen *jušina* das Wort *uzsonna*, mit der gleichen Bedeutung wie das österreichische *Jause*.)

g'marendet?) Das Wort geht auf rätoromanisch *marenda* (italienisch *merenda*) = Mittagsbrot zurück.

1) In Steiermark heißt übrigens die Nachmittagsjause auch *Halberabendmahl*; den Halberabend halten = die Nachmittagsjause einnehmen. Aus dem älteren Steirischen sei noch der Ausdruck „Jausenzeitbau“ erwähnt = Ackerfläche, deren Bestellung eine Arbeitsdauer von einer Jause zur andern, d. h. von der vormittägigen bis zur nachmittägigen, erfordert. — In Tirol sind neben *Jaus'n* auch die Synonyme *Marend*, *Vormeß*, *Neuner* (neuern, neunerlen) üblich. Im Unterinntal heißt die Vormittagsjause auch „*Umal*“ (man hat versucht diesen Ausdruck als „Unmahl“ zu deuten, nach Art wie *Unsache* = geringe Sache).

2) Aus dem Bestreben, „Jause“ mit „Jauche“ zu verbinden, gelangt Stucke zur gekünstelten Folgerung, „Jause“ habe zunächst wohl eine Zwischenmahlzeit von vorwiegend flüssigen Speisen bezeichnet. Dem ist entgegenzuhalten, daß die Zwischenmahlzeit, die der Bauer oft auf dem Felde einnimmt, meistens nicht flüssig ist; man beachte auch, daß man von einem *Gabelfrühstück* spricht, nicht etwa von einem *Löffelfrühstück*.

3) Zur slawischen Sippe *jug* gehören u. a. die Wörter: kleinrussisch *juh* = Süden, Südwind, *juha* = warmer Wind, *juhovyj* = südlich brennen; serbokroatisch und slowenisch *jugovina* = Tauwetter; bulgarisch *uzin* = Vesperbrot. Die Etymologie der slawischen Wurzel *jug* selbst ist unsicher. Sie gehört nach Berneker vielleicht zur Sippe von altindisch *vjas* = Macht, lateinisch *augere* = wachsen lassen (enthalten in *augustus* = hoch, erhaben und in unseren Fremdwörtern *Autor*, *Autorität*, *Auktion*, *Auxiliar*-). Die ursprüngliche Bedeutung von slawisch *jug* (Süden) wäre demnach Höhe, d. h. Hochstand der Sonne.

4) Man vgl. auch litauisch *petus*, das sowohl Süden als Mittagsmahlzeit bedeutet.

Katzelmacher

Indignatio facit versum. Entrüstung über den Feind drängt zum Reime, wofür schon Abraham a Santa Clara ein Beispiel liefert, der sich im 17. Jahrhundert ereiferte: „den Feind schlagen, die Türken jagen, die Mohamedaner zwagen,¹ die Muselmanen plagen“. Bei Beginn des Weltkrieges konnte man auf vielen Eisenbahnwagen, die Truppen beförderten, die Aufschrift lesen: „Jeder Schuß ein Ruß, jeder Tritt ein Brit, jeder Stoß ein Franzos!“ Als im Frühjahr 1915 auch Italien dem Habsburgerreich den Krieg erklärte, bekam jene Aufschrift eine Fortsetzung: „Jeder Kracher ein Katzelmacher!“ Wer in der vielzüngigen Donaumonarchie es bis dahin noch nicht wußte, erfuhr es jetzt, daß „Katzelmacher“ ein altes und verbreitetes österreichisches Schimpfwort für Italiener ist. Man gebrauchte es hauptsächlich für herumziehende italienische Tagelöhner, Musikanten, Hausierer. Vereinzelt ist diese Schelte, besonders für frühere Zeiten, auch außerhalb Österreichs im oberdeutschen Sprachgebiet bezeugt; z. B. in der Schweiz in der Form Chätzlimacher. Es kommt auch bereits bei Hans Sachs vor.

Katzelmacher, wellischer Katzelmacher hatte übrigens in Österreich nicht nur die Bedeutung Italiener, sondern wurde auch als verächtliche Bezeichnung für andere romanische Völker verwendet. Am 13. März 1741, als die Kaiserin Maria Theresia ihren ersten Sohn bekam, den späteren Kaiser Josef II., war an einem Hause „am Hof“ ein Transparent angebracht, dessen gereimte Inschrift mit den Worten begann: „Du Katzelmacher, pack dich fort...“ Es war eine Anspielung darauf, daß die Geburt eines männlichen Erben Österreich vor der Gefahr bewahren werde, es könnte eine fremde (romanische) Dynastie Anspruch auf den Thron erheben. Jedenfalls spricht der Wortlaut jenes Transparents dafür, daß die Bezeichnung „Katzelmacher“ für die „Welschen“ um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Wien allgemein bekannt war. Etwa fünf Generationen später, 1873, bezeichnet Hügel's Wörterbuch der Wiener Volkssprache den Ausdruck Katzelmacher als: veraltet,

5) Von südslawisch jug = Süden, Mittag leitet sich außer Jause auch noch ein anderes Wort der österreichischen Volkssprache ab. Der Süd- oder Südwestwind heißt in Kärnten und Steiermark der Jauk, im Salzburgischen Jauchwind (fälschlich auch als Jochwind gedeutet). Das Tauwetter heißt in Kärnten Jaugwetter oder Juschje. Auch das tirolische jauschen = im Sonnenschein dünn regnen hängt vielleicht mit slowenisch juzi se = es taut (nämlich unter dem Einfluß des warmen Südwindes) zusammen, wenn es nicht vielleicht doch wie schweizerisch Gejänk, Jänkele = rascher Witterungswechsel zu schweizerisch jänkken, jänggen = jagen zu halten ist.

1) Zwagen = die Wäsche mit einem flachen Holze schlagen.

nur in der Umgebung noch gebräuchlich. 1898 verzeichnet H. Schukowits im „Urquell“ Katzelmacher besonders als Bezeichnung für die italienischen Tagelöhner der k. k. Nordbahn.

Katzelmacher war und ist tatsächlich eine verächtliche Bezeichnung, darüber kann kein Zweifel bestehen („man versteht die aufwallende Empörung der Romulusenkel über diesen wenig schmeichelhaften Ehrentitel“, schrieb Prof. Knielly in der Grazer „Tagespost“), aber worin eigentlich der Schimpf besteht, darüber waren sich all diejenigen nicht sehr klar, die in den affektgeheizten Kriegstagen dieses Scheltwort im alltäglichen Gebrauch hatten. Gewöhnlich verknüpfte man damit mehr oder minder deutlich irgend welche Vorstellungen in Bezug auf die Katze: die Italiener seien Katzen-diebe, sie seien Liebhaber von Katzenbraten, sie benützten zu ihren Pelzen Katzenfelle, sie mißbrauchten Katzen geschlechtlich usw. Daß der Inhalt des Schimpfwortes vom Wortlaut beeinflusst wird, ist nicht zu vermeiden, der Wortforscher kann sich aber mit der Feststellung der oft spät hinzugekommenen Bedeutungsnuancen nicht begnügen, er muß versuchen, die wirkliche sprachliche Herkunft des Ausdrucks aufzudecken. Es liegen mehrere Etymologien für das Wort Katzelmacher vor, genauer gesprochen für den ersten Bestandteil dieser Zusammensetzung.

1) Vor allem erwähnen wir diejenigen, die glauben, dem sprachlichen Augenschein trauen zu dürfen und im ersten Teil des Ausdrucks wirklich die „K a t z e“ sehen. Es wird eben der in das Schimpfwort offenbar nachträglich hineingelegte Sinn, der die Italiener des Katzenessens¹ beschuldigt, gleichzeitig auch als das entscheidende etymologische Moment ausgegeben. Andere schaffen derart eine Verbindung zwischen dem Begriff des Italieners und dem der Katze, daß sie auf die italienischen Händler von Ton- und Gipsfiguren (figurini) hinweisen, die vor dem Weltkriege in deutschen Ländern herumzogen. Diese hätten auch kleine Katzenstatuen verkauft. Aber doch bei weitem nicht so viel Katzen, als Dantes, Napoleons, Goethes. Warum sollten dann diese Gipsfigurenhändler und alle ihre Landsleute nach den Katzen benannt worden sein? (Da gibt es schon viel mehr Katzen unter den kleinen Kunstwerken der Kopenhagener Porzellanmanufaktur, ohne daß

1) Der Vorwurf des Katzenessens ist volkskundlich auch sonst belegt und diese Schelte hat sogar einen Beitrag zur Familiennamenbildung geliefert. In der ungarischen Hauptstadt lebt seit vielen Generationen eine aus Graubünden oder dem Tessin eingewanderte Familie, in der das Kaminfelegergewerbe erblich ist. Ihr Familienname war früher Menggatta (Mangiagatta = friß' die Katz!) und ist mittlerweile zu „K a t z e n b e i ß e r“ verdeutscht worden. Im Wiener Adreßbuch 1937 finde ich den Namen Katzenbeißer 26mal vertreten.

man die Dänen jemals als Katzelmacher bezeichnet hätte.) Auf die Deutung, die Italiener seien Katzelmacher, weil sie es „mit Katzen machten“, d. h. Sodomiten seien, wollen wir weiter unten zurückkommen, wo wir die Ableitung von „Katzelmacher“ aus „Ketzer“ erörtern werden.

2) Die Polenta, der beliebte Maisbrei der Italiener, wird im Italienischen auch *cascia* genannt; auch mit diesem letzteren Worte wollte man Katzelmacher in Verbindung bringen. (Allenfalls ist richtig, daß Spottwörter und Schimpfnamen, die von wirklichen oder angeblichen Lieblingsspeisen gewisser Völker hergenommen sind, verschiedentlich vorkommen; so werden im französischen Argot Engländer als „biftecks“ bezeichnet und wird in deutschen Liedern der jüngsten Zeit von den Juden als dem „Volk der Knoblauchfresser“ gesungen.)

3) Für die im Wiener „Fremdenblatt“ 1915 ausgesprochene Meinung von Prof. Hammer, Katzel- sei eine Verballhornung von *cacio* = Käse, spricht einzig der Umstand ein wenig, daß man die Italiener an manchen Orten auch „Käsestecher“ nennt. (Den damals von F. Pollak erhobenen Einwand, in Österreich hausierende Italiener hätten zwar mit Käse gehandelt, ihn aber nicht selbst „gemacht“, kann man jedenfalls nicht gelten lassen; volkswirtschaftliche Genauigkeit muß man von einem volkstümlichen Scheltwort nicht verlangen.)

4) Die Deutung von Katzelmacher aus „Kotzenmacher“ (Kotze = zottiges Tuch, grober Teppich) ist bloß ein Einfall und durch nichts zu stützen.

5) Etwas mehr hat für sich die Deutung, Katzelmacher sei eine Verderbung von Kesselmacher. Neben den wenigen seßhaften Kesslern, die zu den zünftigen und ehrbaren Handwerkern gehörten, gab es in nicht geringer Zahl herumziehende Kessler, wohl hauptsächlich nur Kesselflicker und Verkäufer von anderwärts gefertigten Waren, die außerhalb der Gewerbeordnung standen und eigene Verfassung hatten. Sie bildeten, wie das Schweizerische Idiotikon vermerkt, ein „Königreich“ (wie etwa die fahrenden Musikanten, die „Pfeifer“) und hatten in der Schweiz einen Chessler-Chünig. Die Kessler hatten angesichts ihrer unsteten Lebensweise natürlich einen zweifelhaften Ruf und das Wort Kessler nahm einen entsprechenden Nebebegriff an, so daß es fast gleichbedeutend wurde mit Landstreicher, Vagabund. 1531 nennt Heinrich Bullinger die „widertäuferisch Rott“ eine Kesslergesellschaft, in der Berner Bettlerordnung 1727 werden angeführt: „alles frömbde Bettel- und Strolchen-Gesind, ausländische Korbmacher, Kessler und Spengler“. Man sprach auch von Kesslerpack, Kesslerware. Jeremias Gotthelf gebraucht Kesslerwesen im Sinne von: unstetes Wesen.

Chessler hat in der Schweiz auch die Bedeutung: Schmeichler, charakterloser Kerl, ferner einer, der Stimmen zur Erlangung eines Amtes erkauft, daher Chessleri für Wahlumtriebe. Für den verächtlichen Gebrauch von Kessler, Kesselflicker, Kesselmacher dürfte auch maßgebend gewesen sein, daß dieses Gewerbe auch von herumziehenden Zigeunern ausgeübt wurde. Auch die slowakischen „Rastelbinder“, die vor dem Krieg in Österreich herumzogen, erfreuten sich keines großen Ansehens. Wenn nun Kessler, Kesselmacher eine allgemeine verächtliche Bezeichnung für herumziehende fremdsprachige Händler und Arbeiter überhaupt war, so mag dies zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten auch für italienische Arbeiter und Hausierer gegolten haben und es wäre grundsätzlich immerhin möglich, daß der Ausdruck „Kesselmacher“ die Vorstufe von „Katzelmacher“ war.

6) Das Wort Kessel (althochdeutsch kezzil) kommt von lateinisch *catinus*¹ = Napf, Schüssel, Wasserkessel der Handfeuerspritze. Dieses lateinische Wort hat außer „Kessel“ noch einen zweiten Abkömmling, der für die Deutung von „Katzelmacher“ herangezogen worden ist. Von lateinisch *catinus* stammt nämlich auch italienisch *cazza* (oder *gazza*, grödnertisch *tgiazza*) = Rührlöffel. Auch das Schweizerische und das Bayrisch-Österreichische weisen zur selben Wurzel gehörige Löffelbezeichnungen auf und es muß dahingestellt bleiben, ob sie Entlehnungen aus dem Italienischen sind oder zu den frühen und unmittelbaren Nachkömmlingen des Vulgärlateins in den alpenländischen Mundarten gehören. Der Gatzten und das Gätzi waren schweizerische und südösterreichische Bezeichnungen für metallene oder hölzerne Schöpfkellen. Vom frühen Vorkommen in Österreich zeugt „Katzen“ in einem Inventar von 1482 (O. v. Greyerz). Tirolische, kärntnerische und steirische Wörterbücher buchen den Ausdruck „die Gatz“ oder „der Gatzten“. Unger-Khull verzeichnet für Steiermark auch die Verkleinerung Gatzel, Gatzterl. In Tirol nennt man die Seihkelle zum Seihen von Flüssigkeiten, z. B. der Milch, Seichgatzl. Nun haben die italienischen Hausierer, die in Österreich, vor allem natürlich im benachbarten Tirol, mit allerlei billigen Waren herumzogen, unter anderem auch Schöpfkellen und hölzerne Löffel verkauft, und man mag von ihnen angenommen haben, daß sie solche primitive Küchengeräte, „Gatzten“, selbst anfertigten. Die Bezeichnung Katzelmacher sei also zunächst gar kein Schimpfwort gewesen, sondern eine sachliche Feststellung des Gewerbes der italienischen Holzlöffelmacher und -verkäufer, das Wort habe nur einen verächtlichen Charakter bekommen, weil

¹) Die Umwandlung von n zu l zeigen nach der Zusammenstellung von Kluge-Goetze außer *catinus*-Kessel auch: Esel aus lateinisch *asinus*, Igel zu griechisch *echinos*, Himmel zu gotisch *himins*, Kümmel aus semitisch *kammun*.

eben die herumziehenden Löffelverfertiger, die „Löffler“, als ebenso verächtlich galten, wie die unzünftigen Kessler, Spengler und alles fahrende Volk. Der stärkste Einwand gegen die Deutung von Katzelmacher als Gatzl- (cazza-, Löffel-)macher ist, daß der Ausdruck Katzelmacher bereits zu einer Zeit bestand, als noch keine italienischen Hausierer und Handwerker durch die deutschen Lande zogen.

7) Einer weiteren Etymologie von Katzelmacher liegt eine Vokabel des italienischen erotischen Wortschatzes zugrunde: *cazzo* = männliches Glied. Aus dem Worte *cazzo* ist bereits vor vier Jahrhunderten ein deutscher Ausdruck gebildet worden und zwar einer, der — nach dem Grundsatz *pars pro toto* — zur Bezeichnung eines Menschentypus diene. Der Leipziger Michael Lindener hat 1558 eine derbe, besonders auch in *eroticis* sich wenig Zurückhaltung auferlegende Schwanksammlung unter dem Titel „Katzipori“ veröffentlicht („darinn newe Mugken, seltsame Grillen, unerhörte Tauben, visirliche Zotten verfaßt und begriffen sind“). Der öfters vorkommende Ausdruck *Katzipori* — Lindener gebraucht diese Form sowohl als Einzahl als auch als Mehrzahl — kommt anscheinend von italienisch *cazzo* = penis und bedeutet nach E. Trauschke dort etwa: geiler, auf derbe Liebesabenteuer erpichter Geselle, vielleicht auch schlechthin „Kindermacher“.

Zu „Katzelmacher“ soll das italienische Wort *cazzo* auf dem Wege seiner Rolle als Fluchwort führen. Daß der Italiener den Ausruf *cazzo* für jede Gelegenheit bereit halte, ohne sich um den obszönen Wortsinn zu kümmern, wußte man auch außerhalb Italiens. In Blumauers *Äneis-Travestie* (1788) lautet eine Stelle: „Er sperrte Maul und Augen auf und rief zu allem: *cazzo*.“ Unter anderem soll auch Benedikt XIV., der um die Mitte des 18. Jahrhunderts auf St. Petri Stuhl thronte, den Ausruf *cazzo* ständig im Munde geführt haben. Als ein Höfling ihn an die Schmutzigkeit des Wortes zu erinnern wagte, soll er erwidert haben: „*Cazzo, cazzo!* Ich werde es so oft sagen, bis es nicht mehr schmutzig ist, *cazzo!*“ Mirabeau erzählt die Anekdote von den Studenten in Padua, die einmal mitten in der Nacht einen Professor weckten und in den Vorlesungssaal holten, damit er über die richtige Schreibweise eines Wortes entscheide, das zu den *allerhäufigsten* im italienischen Sprachgebrauch gehöre. Als sich nun der Gelehrte im vollen Ornat die Streitfrage vorlegen ließ, stellte sich heraus: es war die Frage, ob man *cazzo* mit einem oder mit zwei *z* zu schreiben habe.

Der Ausruf *cazzo* hat nicht nur den Charakter eines Fluches, sondern ist auch der Ausdruck der Überraschung, der Ungeduld, der Ablehnung, paßt sich überhaupt der Gesprächslage in ebenso schmiegsamer Weise an, wie

etwa im Bayrisch-Österreichischen das Götz-Zitat. Der Ausruf cazzo wird auch häufig als Schmähruf verwendet, z. B. gegen einen Dummkopf. Besonders ist auch in jenen italienischen Gebieten, die mit dem Deutschum nachbarlich in Berührung kommen, der Gebrauch von cazzo gang und gäbe. So ist im teilweise gemischtsprachigen Friaul cazz! ein verbreiteter Ausruf im Sinne etwa von „Potttausend“¹.

Daß Katzelmacher vom italienischen Sexualwort cazzo, bzw. von dessen fluchartiger Verwendung kommt, wird von Schmeller, Lexer und Ungerkhull vertreten. Mit dem Ausdruck Katzelmacher habe man die Angehörigen des italienischen Volkes bezeichnet, weil man sie an dem häufigen und typischen Ausruf cazzo erkannte². Der Ausdruck Katzelmacher gehört also nach dieser Deutung zu jenen Spitznamen für einzelne Menschen, Menschentypen oder ganze Völker, die nach einem Lieblingsausdruck oder einem Lieblingsfluch gebildet sind, wie z. B. französisch le goddam für Engländer, spanisch didones (von dis-donc) für Franzosen usw. (Vgl. die diese sprachliche Erscheinung betreffenden Ausführungen unter dem Stichwort „Janhagel“ in „Wörter und ihre Schicksale“.)

8) Als letzte behandeln wir jene Deutung von Katzelmacher, die das Wort von Ketz er (Abtrünniger des richtigen Kirchenglaubens) ableitet. Diese Deutung hängt mit einer Epoche der Religionsgeschichte zusammen. Seit Ende des 10. Jahrhunderts kommen von der Balkanhalbinsel verschiedene ketzerische Richtungen herüber, die besonders in Norditalien, in der Schweiz und in Südfrankreich Boden fassen und deren Anhänger unter verschiedenen Namen — Katharer, Gazari, Manichäer, Albigen ser usw. —

1) Der italienische Ausruf cazzo hat auch im englischen Slang Eingang gefunden; z. B. heißt es einmal bei Dickens (im Oliver Twist, 1838): „Gadso! said the undertaker“. Der Ausruf erscheint im Englischen auch zu gadzooks verderbt. Farmer-Henleys großes Slangwörterbuch (1893) spricht von einem Überbleibsel des Phallizismus in gewissen volkstümlichen Flüchen und Ausrufen, besonders bei den romanischen Völkern und verweist auf spanisch carajo (eigentlich: penis) und cojones (eigentlich: Hoden) und auf italienisch cazzo.

2) Österreichische Teilnehmer am italienischen Feldzug 1859 erzählten, es sei unter den Soldaten der Glaube verbreitet, die Italiener pflegten ihre Gefangenen zu kastrieren und ihnen das abgeschnittene Glied in den Mund zu stecken; die Italiener nannten dieses Verfahren fare il cazzo, den Cazzo machen und daher rühre das Schimpfwort Katzelmacher. Daß unter den österreichischen Soldaten Gerüchte von solchen Grausamkeiten verbreitet sein mochten und daß solche Gerüchte zu jener Deutung des Schimpfwortes Katzelmacher führen mochten, soll nicht bezweifelt werden. Daß es jedoch nicht die richtige Etymologie ist, geht schon daraus hervor, daß das Schimpfwort viel älter ist.

bekannt waren. Die Häresie — ihre wichtigste religiöse These war dualistisch: Gott als Herr des Himmels, der Teufel als Schöpfer und Herr der Erde — verbreitete sich rasch in allen Ständen der Bevölkerung und gelangte im 12. Jahrhundert zu großer Bedeutung. Sie erhielt sich bis an den Anfang des 14. Jahrhunderts, nachdem sie bereits eine derartige Ausdehnung erreicht hatte, daß zu ihrer Bekämpfung besondere Kriege (Albigenserkreuzzüge) geführt werden mußten. Die endgültige Ausrottung besorgte die Inquisition.

Dem Kampf mit Feuer und Schwert ging, wie es gewöhnlich der Fall ist, auch einer mit geistigen Waffen voraus. Die Kirche ließ über die Irrgläubigen verbreiten, daß sie Unzuchtorgien feierten, bei denen sie den Teufel in Gestalt eines Bockes oder einer Katze anbeteten. Knielly weist darauf hin, daß in alten bildlichen Darstellungen Ketzer und Hexen einer Katze huldigend den Hintern küssen. Auf Grund solcher Vorstellungen mengte sich schon im 12. Jahrhundert der lateinische Ausdruck *catarus* (Katharer¹, von griechisch *katharos* = rein²) mit lateinisch *catus* = Kater³. Unter Verken- nung der Abstammung aus griechisch *katharos* und mit bewußt wortwitz- artiger Etymologie, wie sie zu polemischen Zwecken stets beliebt war, schrieb z. B. Alanus in seiner Schrift „*Contra Waldenses*“: *catari dicuntur a cato, quia osculantur anum cati, in cuius specie, ut dicunt, apparet eis Lucifer, sie heißen Katharer nach dem Kater, weil sie den Hintern des Katers küssen, in dessen Gestalt, wie sie sagen, Lucifer ihnen erscheint. In einer lateinischen Predigt des 14. Jahrhunderts heißt es ähnlichen Sinnes: unde bene h e t z e r dicitur (haereticus), quod sicut cattus multos inficit, postquam buffonem in occulto lingit. Und schon im 13. Jahrhundert bringt der Franziskaner Berthold von Regensburg den Namen der „Ketzer“ mit der „Katze“ in Verbindung.*

Nach Ausrottung der Katharer verblieb das Schimpfwort Ketzer weiter im deutschen Sprachgebrauch, besonders bei den südlichen Sprachstämmen, u. zw. einerseits als Schelte für Italiener (weil doch die alte Häresie bei ihnen verbreitet gewesen war), andererseits als allgemeines Scheltwort. Elsässische

1) Ungerechtfertigterweise hat man übrigens die Bezeichnung Katharer auch mit der dalmatinischen Stadt *Cattaro* in Verbindung gebracht; man nannte die Sektierer daher auch *Cattarener*.

2) Ein anderes Beispiel aus der Religionsgeschichte, wo die Anhänger einer Sekte sich als die „Reinen“ bezeichnen, liefern die englischen *Puritane*r (zu lateinisch *purus*, rein).

3) Nicht nur mit griechisch *katharos* = rein berührt sich der Name der männlichen Hauskatze zufällig, sondern auch mit griechisch *katarrhus* = Herabfluß (deutsch: *Katarrh*), woher daher wohl Kater = Katzenjammer kommt (vgl. S. 195).

Kraftausdrücke sind z. B.: du dummer Ketzer, Ketzerbu, Ketzerwetter, e ketzeri Kälte. Schweizerisch: fuler Chetzer, wüester Chetzer usw. Aus dem Bernischen ist verzeichnet worden: er louggnet (leugnet) wie ne Chätzer; im Dörfli ume chätzere (herumstrolchen); er het e Chätzer, es Chätzerli (Rausch, Räuschlein). Dabei ist die sodomitische Komponente auch nach dem Verschwinden der Katharer nicht ganz verblaßt. Die religiösen Gegensätze während der Reformation haben vielmehr dazu beigetragen, daß Andersgläubige wieder den Vorwurf der widernatürlichen Wollust zu hören bekamen. Bei Johannes Fischart taucht das Schimpfwort Katzenhinterlecker auf. Die protestantischen Berner wurden verdächtigt, sich in ihren religiösen Zeremonien an Katzen zu versündigen und wurden daher von ihren katholischen Nachbarn „Katzenküsser“ geschimpft, und ein langwieriger Grenzkrieg mit den Unterwaldnern, in den Bern verwickelt wurde, soll auch diese Schmähung zur Ursache gehabt haben.

Im Schimpfwort Ketzer, selbst wenn es nur eine Umgestaltung von katharoi, die Reinen, bzw. der damals in der Po-Ebene verbreiteten italienischen Form gazari sein sollte, klang also der Vorwurf des Katzenhinterküssens mit und Ketzer könnte demnach auch ein abgekürzter Ausdruck jenes Vorwurfs der Sodomie sein. Und wenn später aus Ketzer Katzelmacher geworden ist, so hat sich nur der in jenem kurzen Schimpfwort latent gebliebene obszöne Vorwurf wieder einen deutlichen sprachlichen Ausdruck verschafft. Warum dabei aus Ketzer gerade Katzelma~~ch~~er geworden sei, bliebe noch ungeklärt. Mitgewirkt hat dabei vielleicht der seit dem 15. Jahrhundert gebrauchte Ausdruck „Ketzermacher“ = ein Mensch, der andere zu Ketzern machen will, verleumdet oder heimtückisch betrügt.

Jedenfalls ist zu beachten, daß — auch wenn angenommen wird, daß „Katzelmacher“ tatsächlich von K e t z e r kommt — die eigentliche Etymologie von Katzelmacher noch nicht am Ende ist, denn auch für das Wort „Ketzer“ selbst stehen drei verschiedene Ableitungen zur Wahl:

a) die schon erwähnte vom Namen der Katharersekte, also mittelbar aus griechisch k a t h a r o s = rein, wobei sich demnach die Bedeutung aus der Vorstellung der Reinheit grade zur verruchten Unreinheit und Unkeuschheit verkehrt hätte,¹

1) Mit den Sekten der Katharer, Albigenser und Waldenser hängt auch ein verbreitetes französisches Schimpfwort zusammen: bougre = Schuft, verworfener Kerl kommt vom Namen der B u l g a r e n, weil die Sekte der Bogomilen in Bulgarien verbreitet war, bzw. weil die Bulgaren schon als Angehörige der orientalischen Kirche als Ketzer galten. Unmittelbar scheint das französische Schimpfwort auf italienisch buggerone, bugiarone = Sodomit (aus

b) die Ableitung von Katze,¹ so daß „Ketzer“ eigentlich „Katzer“ heißen sollte, hätte die alemannische Form Chätzer nicht zu schriftsprachlich Ketzer geführt;

c) die von Collitz und Kluge-Götze vertretene Auffassung, die Ketzer (und seine älteren Nebenformen Kötzer, Quetser) auf das Zeitwort quetschen (zu lateinisch quater = schütteln, stoßen, zerschmettern) zurückführt, dessen alter Sinn verletzen, zertrümmern, schädigen ist, so daß Ketzer die eigentliche Bedeutung Schädiger, Schänder hätte.

Rückblickend auf all diese Deutungen von Katzelmacher sehen wir also, daß man den Ausdruck ableitet: von Katze, und zwar unmittelbar (1) oder über Ketzer (8b) oder von cascia = Maisbrei (2) oder von cacio = Käse (3) oder von Kotze = Teppich (4) oder von Kessel (5) oder von cazza = Rührlöffel (6) oder von cazzo = Penis (7) oder von katharos = rein über Ketzer (8a) oder von quetschen über Ketzer (8c).

Es darf angenommen werden, daß in gewissem Sinne mehrere Quellen bei der Entstehung der Schelte Katzelmacher zusammenflossen, daß bedeutungsgeschichtliche Quereinflüsse auf die Wortform eingewirkt haben, daß also ein Fall von etymologischer Überdeterminierung vorliegt. (Zur Frage der „Überdeterminierung“ vgl. das Stichwort „Gas“ in „Wörter und ihre Schicksale“).

lateinisch bulgarus = Bulgare) zurückzugehen; das italienische Zeitwort buggerare bedeutet: widernatürliche Unzucht treiben, schänden; in übertragendem Sinne: betrügen. Daher auch im Deutschen Buserant = Homosexueller. Wir sehen also auch im Falle Bulgare-bougre, wie beim deutschen Schimpfwort Ketzer, die Vorstellungen Irrgläubiger und Tierschänder ineinanderfließen.

1) Die Verknüpfung der Vorstellungen Ketzer und Katze ist auch selbst mehrfach begründet. Zunächst bezieht sie sich auf die angeblichen unsittlichen Vorgänge bei den Irrgläubigen. Wobei auch zu bemerken ist, daß die Italiener überhaupt für die benachbarten Deutschen Jahrhunderte hindurch als Träger der unnatürlichen Wollust galten. Geiler von Kaisersberg (1445–1510), der gegen die Kuh-, Buben- und Frauenketzer wettert, nennt die perversen Ausschreitungen an Tieren, besonders an Ziegen und Katzen: „der Walen (Welschen) Kezerey“. Eine andere Bedeutungsbrücke zwischen den Vorstellungen Ketzer und Katze ist die nächtliche Betätigung. Zwei gelehrte Jesuiten, Jakob Grether und Gottfried Henschen, vertraten die Meinung, man habe die Irrgläubigen „Kater“ (katharoi) genannt, weil sie, wie die Kater, ihre Versammlungen bei Nacht abhalten. Und endlich ist auch der Umstand, daß die Katze als falsch und heimtückisch gilt, für die Verbindung Katze-Ketzer förderlich, zumal da die Italiener, die dem süddeutschen Volke als Träger religiösen Irrglaubens bekannt waren, außerdem auch als besonders falsch galten („ein Wälscher ist ein Verfälscher“).

Killen

kennt das Grimmsche Wörterbuch (der Band K ist aus dem Jahre 1873) nur in der Bedeutung „lieblosen“ (dazu kille = sanft, zärtlich, traulich und schwedisch kela, dänisch kjäle = lieblosen, hätscheln). Etymologisch ganz unabhängig von dieser Wortsippe ist der drastische Ausdruck killen = töten¹, der erst in der Nachkriegszeit zur allgemeinen Verbreitung gelangt, obwohl er als Volksausdruck gelegentlich bereits früher erscheint. Er geht auf eine anscheinend germanische Wurzel zurück, die im englischen Zeitwort to kill = töten fortlebt. Killed in action war im Krieg der amtliche Ausdruck für: im Gefecht gefallen; to kill time, sagte der Engländer, indes wir die Zeit vorzugsweise nicht töten, sondern nur vertreiben; to kill two birds with one stone = zwei Vögel mit einem Stein erschlagen — ein Vorgang, wo der Deutsche mit Fliegen vorlieb nimmt.

Im Englischen bedeutet das Zeitwort kill aber nicht nur töten, sondern auch vernichten, beseitigen, aufheben, daher z. B. in der amerikanischen Journalistensprache auch: eine Stelle tilgen, streichen (das „deleatur!“ unserer Buchdrucker). Diese Bedeutung war französischen Beamten offenbar nicht bekannt, denn als 1920 ein amerikanischer Journalist in Paris seinem Blatte als Nachtrag zu einer vorher abgesandten Depesche kabelte: „kill lloyd george“ (Streiche Lloyd George, nämlich die ihn behandelnde Stelle) wurde er wegen Verdachts eines Mordkomplotts verhaftet und erst nach sprachkundlicher Aufklärung von Seiten der amerikanischen Botschaft freigelassen.

Knickebein

ist ein Likör, dem ein ganzer Eidotter beigegeben ist. Der Name wird so aufgefaßt, daß diese Mischung in die Beine geht, die Beine knickt. Über das Entstehen des Ausdrucks gibt es eine dichterische Überlieferung. Es heißt in einem Studentenliede, das eine scherzhafte Nachbildung eines Gedichtes von Schenkendorf ist: „Als der Sandwirt von Passeyer — Innsbruck hatt' mit Sturm genommen, — Ließ er sich ein Dutzend Eier — Und ein Dutzend Schnäpse kommen, — Machte daraus eine Mischung, — Schlürft' sie mit Behagen ein. — Seitdem nennt man die Erfrischung — In ganz Deutschland Knickebein.“

1) Zu einer dritten etymologischen Gruppe scheint der ostfriesische Ausdruck Kille = Rinne, natürliche Wasserleitung zu gehören. Er dürfte verwandt sein mit kollern = sich rollend bewegen und daher auch mit Kugel und mit Keule (Stock mit verdicktem, kugelförmigem Ende).

Aber nach anderer studentischer Überlieferung wird die Erfindung des Knickebeins nicht mit dem Tiroler Freiheitshelden Andreas Hofer verbunden, sondern mit einem mecklenburgischen Studio zu Jena; er sei stets mit eingeknickten Beinen gegangen, daher habe sein Lieblingsgetränk seinen Spitznamen Knickebein geerbt.

Jedenfalls ist das Wort Knickebein als imperativische Bildung aufzufassen, als eine zum Hauptwort erstarrte Befehlsform nach Art von Vergißmeinnicht, Stelldichein, Tunichtgut, Luginsland. Gerade unter den volkstümlichen Bezeichnungen für Schnäpse finden sich viele solche erstarrte Imperative. So kennen zum Beispiel niederdeutsche Mundarten den Ausdruck Smitum („schmeiß um!“) für Branntwein. Ein Leipziger Ausdruck für Schnaps lautet: Wuppdich. Hessisch ist: Rackermichdichtig. Eigentlich ist auch das Wort Schnaps selbst imperativischer Herkunft: „schnapp es!“. Im Französischen heißt ein starker Schnaps casse-gueule, das heißt: „Spreng die Kehle“. Noch drastischere und ebenfalls imperativische Volksausdrücke der Franzosen für einen starken Schnaps sind casse-pattes (Brich die Pfoten) und roule-par-terre (Wälz dich auf dem Boden).

Kur

In dem Satze „Der kurländische Kurier läßt sich nicht kuranzen, er hat Kurage und macht der Tochter des kurfürstlichen Kurschmieds die Kur“ kommt siebenmal „Kur“ vor, und jedesmal ist diese Lautfolge anderer Herkunft und anderer Bedeutung.

1) Kur im Worte Kurland ist der Name der K u r e n, eines einst an der Ostsee lebenden, vielleicht finnisch-ugrischen Volkes, das in die Liven, Letten und Litauer aufging und dem von ihnen bewohnten Lande den Namen Kurland gab. (Daher auch Kurisches Haff, Kurische Nehrung.)

2) Kur- = L a u f. Von lateinisch c u r r e r e (Supinum: cursum), französisch courir kommen außer Kurier = Eilbote auch die Fremdwörter kurant = laufend, gangbar („Preiskurant“ ist eigentlich ein Verzeichnis der eben laufenden, d. h. der gültigen Preise), Kurrende (Laufchor, von Haus zu Haus wandernde, singende Schüler), Kurs (Lauf, Umlauf, Lehrgang), kursiv, Exkurs, Diskurs, Rekurs, Sukkurs, Konkurs, Konkurrenz, curriculum u. a. m., auch Korso und Korsar (daraus „Husar“, s. dieses Stichwort in „Wörter und ihre Schicksale“).

3) Kuranzen = in Zucht nehmen, hart anfassen, kommt — ebenso wie unser Fremdwort Karenz = Wartezeit, Sperrfrist — von mittellateinisch

carantia = Bußübung mit Geißeln (zu lateinisch *carere* = entbehren, einem Orte fern bleiben) und hat ursprünglich in verschiedenen Mundarten noch *karenzen* oder *koranzen* gelaute.

4) *Kur-* in französisch *courage* = Mut aus *coeur* = Herz, das auf lateinisch *cor*, *cordis* zurückgeht, ist auch enthalten in unseren Fremdwörtern *kordial*, *Akkord*, *Rekord*, *Konkordat*; auf die griechische Vertretung dieser Sippe (*kardia* = Herz) gehen Fachausdrücke der Medizin, wie *endocard*, *pericard* zurück.

5) *Kur-* = *Wahl* kommt besonders in Zusammensetzungen vor wie: *Kurfürst* (Fürst, der an der Kaiserwahl beteiligt ist), *Kurmark*, *Kurhessen*, *Kurpfalz*, *Willkür* (früher auch *Willens Kür*, z. B. im *Faust*: „Des allgemeinen Willens Kür bricht sich an diesem Lande hier“), *Walküre* (die unter den Toten des Schlachtfeldes, der „*Wal*“-statt, wählt), *Kürturnen* (bei dem sich jeder nach eigener Wahl turnerisch betätigen kann, im Gegensatz zum *Riegenturnen*), *Kürlauf*, kurz auch „die *Kür*“ genannt (Vorführung nach eigener Wahl bei den Wettbewerben im *Kunsteislauf*, im Gegensatz zum *Pflichtlauf*), *Kurkind* (*Wahlkind*, d. h. *Adoptivkind*). Die Silbe *kur* oder *kür* in allen diesen Wörtern dürfte urverwandt sein mit altindisch *jus* = erwählen, gern haben und mit lateinisch *gustus*, *Geschmack* (Zeitwort *gustare*)¹, auf dem u. a. italienisch *gusto*, französisch *goût*² = *Geschmack*, französisch *choisir*, englisch *choose* = wählen *füßen*. Von althochdeutsch *kiosan* (gotisch *kiosan*) = prüfend wählen leiten sich die altertümlichen Zeitwörter *kiesen* und *küren*³, *erküren*⁴ ab (daraus *auserkoren* = *aus erwählt*). In Mundarten finden wir heute noch *kiesig* = *wählerisch*

1) Die in *gustare* vorausgesetzte indogermanische Stammwurzel wird auch in *Augur* (aus *avis* = *Vogel* und *gustare*) = *Vogelprüfer*, *Zeichendeuter* vermutet, so daß vielleicht auch das Fremdwort *inaugurieren* zu dieser großen Sippe *Kurfürst* — *Willkür* — *auserkoren* — *Ragout* — *kosten* gehört.

2) Dazu auch unsere Fremdwörter *Degout*, *Ragout*, in denen noch die lateinischen Vorsilben *de-* und *re-* enthalten sind.

3) Neuerdings scheint der Gebrauch von „*küren*“ eine Belebung zu erfahren, offenbar weil dieses Zeitwort geeignet erscheint, das wegen der Verfemung demokratischer Einrichtungen unansehnlich gewordene Zeitwort „*wählen*“ zu ersetzen. So spricht z. B. der sudetendeutsche Führer *Konrad Henlein* im Jahrbuch 1935 des Volksbunds für das Deutschtum im Ausland von den Männern, „die um ihren in *Treu gekürten Führer* in unbedingter *Gefolgschaft* stehen.“

4) Zur Frage der Wandlung des *s* zu *r* (*kiesen* = *küren*) vgl. die Ausführungen über „*Rhotazismus*“ im Anschluß an das Stichwort „*Hoffart*“ in „*Wörter und ihre Schicksale*“.

beim Essen, kören = wählen auf dem Viehmarkt. Der Familienname Kiese-
wetter bedeutet wörtlich: Prüf-das-Wetter, Beurteile-das-Wetter, Schau-
nach-dem-Wetter. Zu dieser Sippe gehört schließlich auch das Zeitwort
„kosten“ = durch Schmecken prüfen.

6) Kur- = Sorge gehört zu lateinisch *cura* und ist seit Anfang des
16. Jahrhunderts im Deutschen für ärztliche Fürsorge gebräuchlich. Die
Wurzel kommt in vielen Ableitungen und Zusammensetzungen vor: kurie-
ren, kurabel, kurios (eigentlich: besorgt, interessiert), Kurarzt, Kurort, Kur-
salon, Kurtaxe, Kurschmied (Hufschmied, der die Tiere auch heilt), Kur-
pfuscher, Kurat, Kurator, Kuratel, akkurat, Sinekure, Prokura, Prokurist,
Prokurator (im Ungarischen zu *prókátor* verkürzt), Pedikure, Manikure,
Custor, Custos. Zu lateinisch *cura* = Sorge gehört ferner auch *se-curus* =
sicher, daraus italienisch *sicuro*, französisch *sûr* (aber neben *sûreté* auch
sécurité), englisch *secure* und *sure*, im Deutschen vertreten nicht nur durch
das Fremdwort Assekuranz, sondern auch durch das Lehnwort „sicher“.

7) Kur- = Hof — besonders in Kur machen (Hof machen, „hofie-
ren“), Kurtisane, Courtoisie — kommt von französisch *cour* = Hof und
dieses (über mittellateinisch *cortis*, fürstlicher Hof) aus lateinisch *co-hors*¹
= eingezäunter Raum, Abteilung, Soldatenabteilung, worauf mittelbar auch
unsere Fremdwörter Kurie, kurial, Kortege (Ehrengefolge), Cortes (spani-
sches Parlament) fußen.

Lücken büßen

Lücke (althochdeutsch *lukka*) ist verwandt mit „Loch“, dessen ursprüng-
liche Bedeutung: Verschuß, Gefängnis, verborgener Aufenthalt, Höhle,
Öffnung.

Büßen ist verwandt mit gotisch *bota* = Besserung, das sowohl mit besser
und best (samt dem zu diesem Komparativ und Superlativ gehörigen heute
veraltet klingenden *baß*) zusammenhängt, als auch mit Buße. Das althoch-
deutsche *buoza* im Sinne Besserung, Gutmachung hat sich immer mehr auf
das rechtliche und kirchliche Gebiet verengt, daher ist Buße gleich Geld-
strafe, eine Genugtuungshandlung aus Reue. Der allgemeine Sinn der

1) Im lateinischen *cohors* ist vermutlich enthalten *hortus* = Garten,
mit dem urverwandt ist deutsch *Garten* (althochdeutsch *garto*, gotisch
gards = Haus, altnordisch *gardr* = Zaun, Gehege, Hof). Auf diese germa-
nischen Wurzeln gehen zurück sowohl französisch *jardin* und englisch *garden*
und *yard*, als auch altslawisch *grad* = Burg, Stadt, Garten (enthalten in
Ortsnamen, wie Beograd, Visegrad, Nowgorod, Gradiska, Graz, Stargard usw.).

Besserung hat sich aber erhalten in gelegentlich noch vorkommenden süddeutschen Ausdrücken „das Garn büßen“ (das Netz ausbessern) und Altbüßer = Flicker (Flickschuster) und in der schriftsprachlichen Redensart Lücken büßen, d. h. wörtlich die Lücken ausbessern, ausfüllen. Luther übersetzt Nehemia 4,7: „höreten, daß die Mauern zu Jerusalem zugemacht waren, und daß sie die Lücken angefangen hatten zu büßen.“ Bei Luther hieß es auch noch Hunger, Krankheit büßen, d. h. dem Hunger, der Krankheit abhelfen. Auch bei Hans Sachs ist zu lesen: „Ich bitt, gebt mir ein Bissen Brot, zu büßen hier dem Hunger mein.“

In Magdeburg gab es eine Kessel bei ß er straße, was eine Verderbung des früheren Namens Kesselbüßergasse war. Die dort wohnten, und nach denen die Straße benannt war, waren weder kesselbeißende „Eisenfresser“, noch hatten sie wegen irgendwelcher Kessel Buße tun müssen. Sie büßten (besserten) die Kessel, waren also Kesselflicker (was man in Österreich Rastelbinder nennt). Die Altbüßer waren Schuhflicker. In Basel und Straßburg gab es Stadtquartiere „Unter Altbüßern“. (Geiler von Kaisersberg: „Die Altbüßer sitzen in den Winkeln, in den kleinen engen Gesslin“). Auch in Breslau und Hildesheim gab es Altbüßergassen; im letzteren Orte wurde dann aus Oltböter (so hieß die Gasse im 14. Jahrhundert) verderbt: Altpetristraße. Auch im Stettiner Straßennamen Oltbötenweg steckt wohl Altbüßer = Schuhflicker. Aus dem 15. Jahrhundert ist belegt die Berufsbezeichnung: „grindt buesserin“ = die mit Behandlung des Kopfausschlags der Kinder betraute Frau.

In Schillers Tell mahnt Gertrud: „Willst du erwarten, bis er die böse Lust an dir gebüßt?“ Seine Lust büßen bedeutet: dem Lusthunger abhelfen, also Lust stillen. Die Redensart ist heute kaum noch gebräuchlich, man würde sie mißverstehen und gerade das Gegenteil darunter verstehen: für empfundene Lust eine Strafe erleiden. Im Badischen sagt man: de gluste (Gelüste) biesse und versteht darunter: seinen Willen erfüllt bekommen. In manchen Gegenden versteht man unter „Büßen einer Krankheit“ ein abergläubisches Heilzeremoniell, einen Kultakt zur Vertreibung des Krankheitsdämons (z. B. im Badischen: „die Zähne büßen“).

Mob

wird heute im Deutschen nicht mehr so häufig gebraucht wie früher. Gewöhnlich tritt das Fremdwort in Wendungen wie Großstadtmob, Mob der Straße, plündernder Mob auf. Bis Mitte des 19. Jahrhunderts wurde es in Deutschland nur auf Londoner Verhältnisse angewandt. Nach Deutschland

gelangte das Wort Mitte des 18. Jahrhunderts aus England, wo es im 17. Jahrhundert entstanden war. Bis dahin schimpfte man dort den Tumulte verursachenden Haufen the rabble (vom Zeitwort to rabble = durcheinanderzerren, zerknüllen, in lärmenden Haufen überfallen). In den politisch unruhigen Zeiten Karls II.¹ begann man auf den Zusammenkünften der konservativen Klubs statt auf den rabble, auf das mobile oder den mob zu schimpfen. Mob war allem Anschein nach die Abkürzung von lateinisch mobile vulgus (wankelmütige Menge, Stelle bei Claudius) oder von mobilium turba Quiritium (der wankelmütigen Quiriten Schar, bei Horaz).² Über die Neigung der englischen Sprache zu solchen Wortstutzungen s. die Ausführungen über das Überhandnehmen einsilbiger Wörter, S. 284f.

Aus dem Hauptwort the mob machte die englische Sprache auch das Zeitwort to mob = tumultieren, mißhandeln, pöbelhaft ausschimpfen und als satirischen Wortwitz mobility³ = Pöbelhaftigkeit, im scherzhaften Gegensatz zu nobility = Adel. Nach Christian Rogge, der den fruchtbaren Gedanken von Quereinflüssen in der Wortgeschichte oft übertreibt und überall Verschmelzungswörter sieht, ist Mob überhaupt eine Verschmelzung: masse + nobility⁴.

Außer der auf das 17. Jahrhundert zurückgehenden Wortstutzung Mob = Pöbel, gibt es noch eine moderne: Mob sagte man kurz in den letzten Jahrzehnten der k. u. k. Armee in Generalstabskreisen und in den militärischen Ämtern an Stelle von Mobilisierung, Mobilmachung; man sprach vom Mobfalle, von Mobvorschriften usw. In England nannte man das Depot, in dem die Rekruten die Kleidungs- und Ausrüstungsgegen-

1) Über das Jahr 1680 in welchem die Tories über die Frage des Thronfolgerechts des katholisch gewordenen Bruders des Königs einen Sieg über die Whigs errangen, schreibt Macaulay in seiner Geschichte Englands: In that year our tongue was enriched with two words Mob and Sham (Betrug), remarkable memorials of a season of tumult and imposture.

2) Der gedanklichen Verbindung zwischen den Begriffen Menge und Wankelmüt begegnet man wiederholt in Shakespeares Dramen. So heißt es z. B. im Prolog zu Heinrich IV.: the still-discordant wavering multitude, die immer streitige, wandelbare Menge; und Coriolan spricht von the mutable, rank-scented many, der wankelmütigen, stinkigen Menge. In Schillers Maria Stuart sagt Elisabeth: Die wankelmütige Menge, die jeder Wind herumtreibt.

3) Jonathan Swift hat, gerade umgekehrt, in seiner „Kunst der politischen Konversation“ mobility als den älteren Ausdruck angesehen und mob als seine Abkürzung.

4) „Besonders lehrreich ist,“ polemisiert Rogge, „wie selbst ein Pott, durch zuversichtliche Angaben englischer Scharlatane irregeführt, englisch mob aus lateinisch mobile vulgus erklären konnte und übrigens auch Holthausen noch heute tut.“

stände erhielten: mob-store (statt mobilization store). Übrigens finden wir im Slang der englischen Soldaten im Weltkriege den Ausdruck mob auch zur Bezeichnung eines Regiments, eines Bataillons oder sonst einer Einheit. This mob is always on the move, sagte man von einem Truppenkörper, der immer hin und her verschoben wurde. What mob are you, welcher Mob seid Ihr, war eine ständige Frage, wenn Abteilungen sich begegneten. Der Ausdruck ist vermutlich aus mobilization gekürzt oder aus mobility = Beweglichkeit und dabei auch beeinflusst von mob = Menge, Haufen, ohne daß der verächtliche Charakter des älteren Ausdrucks ganz übernommen worden wäre.

In der englischen Verbrechersprache bezeichnet man als mob eine zusammen „arbeitende“ Bande (nach Barrère-Leland) oder den Helfershelfer eines Diebes. Im Slang der Schafzüchter im australischen Hinterland hat mob die Bedeutung: Herde.

Nachahmen

wird sowohl transitiv verwendet mit dem Akkusativ der nachgeahmten Person oder Sache (man ahmt die Greta Garbo nach, man ahmt ihre Haartracht nach), als auch intransitiv mit dem Dativ der Person (Klopstock: „ihr ahmt nur den Juden in ihrer Bitterkeit und Wut nach“) oder dem Dativ der Sache (Wieland: „die außerordentliche Begierde, den erhabenen Mustern nachzuahmen“). Die Möglichkeit, dieses Zeitwort transitiv oder intransitiv zu gebrauchen, ist mitunter stilistisch fein ausgenützt worden. So schreibt z. B. Lichtenberg: „Sie müssen nicht das Werk, sondern dem Meister nachzuahmen versuchen.“ Von Herder wird unterschieden: „ein e n nachahmen, heißt, wie ich glaube, den Gegenstand, das Werk des Anderen nachahmen, ein e m nachahmen aber, die Art und Weise von dem Andern entlehnen, diesen oder einen ähnlichen Gegenstand zu behandeln.“ Schärfer grenzt Sanders ab: „Wer m i c h nachahmt, dem bin ich nur ein Gegenstand, den er kopiert; wer m i r nachahmt, dem bin ich eine Persönlichkeit, nach der als Muster er sich bildet.“

Die heutige Lautform „nachahmen“ erscheint zuerst 1641 (bei Zesen). Aber noch ein Menschenalter später heißt es in Grimmelshausens Simplicissimus: nachähmen oder nachöhmen. Bei Luther ist dem Zeitwort n a c h o h m e n wiederholt zu begegnen. In den Tischreden z. B. „der allen Andern nachohmet und irer spottet“, „die Eselsköpf ohmen nach guten Künsten“, „also ohmen nach die Kätzer Gottes Wort.“ Auch hauptwörtlich: „Sonst ist alles ein Nachomen des rechten Gottsdienstes.“

In nachahmen ist das Hauptwort O h m (oder A h m) enthalten. Ohm ist der Name eines alten Hohlmaßes (ungefähr 150 Liter) und hatte ursprünglich die allgemeine Bedeutung Weingefäß. (Es hat nichts zu schaffen mit Ohm, der Nebenform von Oheim, noch mit der Maßeinheit des elektrischen Widerstands, benannt nach dem Physiker Simon Ohm). Das deutsche Wort Ohm (mittelhochdeutsch ame) kommt von mittellateinisch ama = Weingefäß, das mit griechisch ame = Gefäß verwandt ist. Vom Hauptwort Ohm kommt zunächst das mittelhochdeutsche Zeitwort amen = den Raum eines Fasses mit einem Visierstabe untersuchen, nachmessen, dann überhaupt abmessend wiedergeben, nachmessend gestalten, woraus sich schließlich die gegenwärtige Bedeutung von nachahmen entwickelt. Auch in neuhochdeutscher Zeit hat sich die alte einfache Form a h m e n — mit der Bedeutung: etwas nach der Ahme, als einem bestimmten Maß, nach einem Vorbild, Muster machen — noch erhalten. Bei Lenau heißt es z. B.: „Umsonst, daß ich dem Lied geböte, es will nicht ahmen leiser Lüfte Zittern.“ Die Verkupplung mit der Vorsilbe „nach“ begann zu Luthers Zeiten. Eigentlich hatte aber, wie wir sahen, schon ahmen allein die Bedeutung von nachahmen, das also eine tautologische oder wenn man will verdeutlichende, verstärkende Bildung ist wie nachfolgen, ableugnen, ausleeren, emporheben, herabsenken, umwenden, widerspiegeln.

Campe versuchte als Gegenstück von nachahmen das Zeitwort v o r a h m e n einzuführen, etwa im Sinne: etwas tun, um Nachahmern als Vorbild zu dienen, originell sein. („Ich war nicht groß, nicht klein, kein Weiser und kein Tor; ich ahmte keinen nach und ahmte keinen vor“).

Das in nachahmen enthaltene — männlich und sächlich gebrauchte — Hauptwort O h m (und seine auch weiblich gebrauchte Nebenform Ahm), das übrigens auch enthalten ist in einem Fachausdruck der Schifffahrt (die A h m i n g = Maß für den Tiefgang des Schiffes), ist eines der deutschen

Lehnwörter der Weinkultur aus dem Lateinischen,

die Zeugnis ablegen davon, daß die Römer es waren, die den Weinbau nach Deutschland, in seine westlichen und südlichen Gaue, brachten. Römische Gabe ist schon das Wort

Wein (althochdeutsch win) selbst, das auf lateinisch vinum zurückgeht. (Vom lateinischen Wort selbst ist zweifelhaft, ob es ein echt indogermanisches ist; es gibt Hypothesen, nach denen der Ursprung der Wurzel in semitischen oder kaukasischen Sprachen zu suchen sei). Mit vinum hängt auch

Winzer (althochdeutsch winzuri, winzurnil) zusammen, dessen Vorbild das gleichbedeutende lateinische vinitor ist.

M o s t (schon althochdeutsch so lautend) erklärt sich aus lateinisch *vinum mustum*, junger Wein zu *mustus* = frisch, neu.

L a u e r (= Nachwein, althochdeutsch *lura*) kommt von lateinisch *lora* oder *lorea* = mit Wasser verdünnter Wein, das mit *lavare* = spülen, waschen verwandt ist.

E s s i g ist abzuleiten aus lateinisch *acetum* und gehört daher zu jener großen Wortsippe, die wir S. 99 behandeln.

S p u n d (ursprünglich besonders: Anstich des Fasses) kommt nach Kluge-Götze von lateinisch *(ex)punctum* = Stichloch, in eine Röhre gebohrte Öffnung.

K e l t e r (althochdeutsch *calcatra*, *kelketra*, *kelketerra*) geht zurück auf lateinisch *calcatra* zu *calcare* = treten (gemeint ist das Treten der Trauben mit den Füßen), worin *calx* = Ferse enthalten ist.

K u f e (althochdeutsch *kuofa*) entwickelt sich aus lateinisch *cuppa* = Becher, das urverwandt ist mit „Kopf“ und an die bedeutungsgeschichtlichen Beziehungen zwischen den Bezeichnungen des Schädels und denen der Trinkgefäße erinnert (vgl. S. 31 u. 121).

B e c h e r (althochdeutsch *behhari*) läßt rückschließen auf ein vulgärlateinisches Hauptwort *bicarum*, verwandt mit griechisch *bikos* = irdenes Gefäß.

K e l c h (althochdeutsch *kelich*) ist die Verdeutschung des gleichbedeutenden lateinischen *calix*, wobei es, wie bei Kluge-Götze hervorgehoben, nicht etwa eine mit dem christlichen Gottesdienst zusammenhängende Entlehnung ist, sondern noch vor dem Christentum als Wort der Weinkultur übernommen wurde.

T r i c h t e r (althochdeutsch *trahtari*) kommt vom gleichbedeutenden lateinischen *trajectorius* (mittellateinisch verkürzt: *tractorius*) zu *trajicere* = aus einem Gefäß ins andere gießen, woher auch unser Fremdwort *Trajekt* herrührt.

S t i e f e l = Stange, Stütze emporrankender Gewächse geht auf lateinisch *stipula* = Halm zurück und ist fernzuhalten von dem ebenfalls aus dem Lateinischen entlehnten *Stiefel* = Fußbekleidung, das zu mittellateinisch *aestivale* = Sommerliches (zu *aestas* = Sommer) gehört und ursprünglich zur Bezeichnung leichter Sommerschuhe diente.

P f l ü c k e n kommt von vulgärlateinisch *piluccare* zu lateinisch *pilare* = Haare entfernen (fortlebend auch in unserem Fremdwort *depilieren* = enthaaren, das in den letzten Jahrzehnten angesichts der zunehmenden Inanspruchnahme der Damenfriseure und ihrer kosmetischen Leistungen auch außerhalb ärztlicher Kreise gebräuchlich geworden ist).

P r o p f e n geht zurück auf lateinisch *propagare* = erweitern, ausdehnen, fortpflanzen, bezw. auf das Hauptwort *propago* = Ableger, Setzling, sodaß das Lehnwort „propfen“ eigentlich die Doublette des Fremdworts „propagieren“ ist.

Impfen gehört auch zu den Lehnwörtern, deren Aufnahme mit der Erlernung des Weinbaus von den Römern zusammenhängt. Natürlich bezog sich dieses Zeitwort vor dem 18. Jahrhundert nicht auf die bis dahin nicht bekannte Blatternimpfung, sondern nur auf den Weinbau und die Gärtnerei. Im Althochdeutschen lautete das Zeitwort *impiton* und dies ist wohl Entlehnung aus einem vor auszusetzenden lateinischen *imputare* zu *putare* = schneiden.

Nachtigall, rossignol

Nacht (althochdeutsch *naht*) ist verwandt mit altindisch *nakt-*, griechisch *nyx* (*nyct-*), lateinisch *nox* (*noct-*), gotisch *nahts*, englisch *night*, französisch *nuît* usw.

Der zweite Wortteil in Nachtigall (althochdeutsch *nahtagala*, englisch *nightingale*, holländisch *nachtegal*, schwedisch *näktergal*, dänisch *näktergal*) ist die alte germanische Wurzel *gel, gal* = tönen, woher auch das neuhochdeutsche Zeitwort *gellen*; vielleicht besteht auch Urverwandtschaft mit lateinisch *gallus* = Hahn (der Gellende?). Im Althochdeutschen bedeutet *galan* besonders singen, Zaubergesänge singen. Nachtigall ist also: Sängerin der Nacht.

Auch im Lateinischen und in den romanischen Sprachen beruht die Benennung dieses Vogels anscheinend auf der Beobachtung, daß er bei Tag nur wenig singt. Das lateinisch *luscini* gilt als eine Zusammenziehung aus *luscini*. Die Bestandteile dieses lateinischen Wortes dürften sein: *luscus* = halblicht, dämmernd (davon *lusciosus* = schwachsichtig und französisch *louche* = schielend) und *canere* (Vergangenheit: *cecini*) = singen. Von *luscini* („die in der Dämmerung Singende“) gab es die Verkleinerung *lusciniola* (italienisch *usignuolo*). Aus dem lateinischen *lusciniola* entwickelte sich in Gallien *losseignol* und so entstand dann — im Wege der Dissimilation von *l* zu *r* zur Vermeidung von zweimal *l* (vgl. das Stichwort „Hof-fart“ in „Wörter und ihre Schicksale“) — das neufranzösische Wort *ros-signol*.

Neun

Selbst dem Laien muß es, wenn er mehrere Sprachen kennt, auffallen, daß das Wort für den Zahlbegriff 9 nicht nur im Deutschen eine Ähnlichkeit mit dem Eigenschaftswort *neu* aufweist, sondern daß eine — mehr oder minder deutliche — Beziehung zwischen diesen beiden Bezeichnungen in vielen anderen indogermanischen Sprachen besteht. Im Lateinischen z. B. *novem* und *novus*, im Italienischen *nove* und *nuovo*, im Englischen *nine*

und new. Einige Sprachen zeigen sogar gleichlautende Ausdrücke für „neun“ und „neu“: z. B. nava im Altindischen, neuf im Französischen. Auch im Tocharischen, dieser erst im 20. Jahrhundert in Ost-Turkestan entdeckten indogermanischen Sprache, wird „neu“ und „neun“ mit demselben Worte (nju) ausgedrückt.

Daraus folgt allerdings noch nicht, daß eine etymologische Verwandtschaft unbedingt bestehen muß zwischen den Bezeichnungen für 9 einerseits und denen für „neu“ andererseits. Wenn Herr A Herrn B zufällig ähnlich sieht, ohne mit ihm im geringsten verwandt zu sein, so darf der Umstand, daß auch einige nahe Verwandte des A einigen nahen Verwandten des B ähnlich sehen, nicht überraschen und nicht zur Folgerung führen, die Familie A sei doch mit der Familie B verwandt. Daß z. B. daselbe Wort *Plan* im Deutschen sowohl a) die Bedeutung Absicht hat (einen Plan verfolgen), als auch b) die Bedeutung Ebene (auf den Plan treten) und daß ein entsprechendes Verhältnis auch im Französischen vorliegt, z. B. a) *tirer un plan*, einen Plan schmieden, b) *plan incliné*, schiefe Ebene und auch im Englischen, z. B. a) *to devise plans*, Pläne entwerfen, b) *open plain*, offene Ebene, — das ändert nichts an der etymologischen Tatsache, daß nur den Wörtern, die die Ebene, die Fläche bezeichnen das gleichbedeutende lateinische *planum* zu Grunde liegt, daß sich hingegen all jene gleich- oder ähnlichlautenden Wörter, die die Bedeutung Grundriß, Entwurf, Absicht haben, sich aus irgend einer *andere*n Wurzel — wahrscheinlich aus lateinisch *planta* = Fußsohle oder aus lateinisch *planta* = Pflanze — entwickelt haben. Und auch, daß sowohl im Deutschen, als auch im Französischen und Englischen an die genannten Bezeichnungen für Absicht und Ebene jeweils auch das Wort *Planet* anklingt, gestattet noch nicht die Annahme einer etymologischen Beziehung; Planet kommt nämlich vom griechischen Zeitwort *planan* = herumirren.

Es wäre also grundsätzlich auch möglich, daß neun, novem usw. einerseits und neu, novus usw. andererseits miteinander nicht verwandt sind, sondern daß die beiden Wortgruppen einander nur darum ähnlich sind, weil schon die beiden — einander nicht verwandten — Wurzeln, zu denen die beiden Wortgruppen gehören, untereinander lautlich ähnlich sind. Doch ist es im Falle dieser beiden Wortsippen der Sprachvergleichung wirklich gelungen, eine Verwandtschaftsbeziehung glaubhaft zu machen.

Die Erklärung der Bedeutungsbeziehung neun-neu führt zu der Entstehung der Zählarten zurück. Die erste Grundlage für das Messen¹ und das

1) Vgl. über Elle, Klafter usw. das Stichwort „Zoll“ in „Wörter und ihre Schicksale“.

Zählen gab gewöhnlich der menschliche Körper ab. Das Dezimalsystem z. B., das jetzt in der Kulturwelt vorherrschend geworden ist, beruht auf der Zahl der Finger an den beiden Händen. Die Etymologie der indogermanischen Bezeichnungen der Zahl 8 läßt darauf schließen, daß der anatomische Bau der menschlichen Hand nicht nur für den Begriff 5, sondern auch für den Begriff 4 ein charakteristisches Vorbild liefert. Wenn wir die Hand vorwärts gestreckt halten, tritt der Daumen, auch wenn wir ihn nicht seitwärts strecken, stark zurück und vier Fingerspitzen sind es, die gleichsam in der vordersten Front stehen. Das Bild dieser 4 Fingerspitzen und ihre Bezeichnung wird für die Bildung der Zahl 8 von Bedeutung.

Aus griechisch *ake* = Spitze, *okris*¹ = Spitze, Bergspitze, Ecke, Kante, *akron* = Spitze, Gipfel (enthalten in unseren Fremdwörtern *Akropolis* = Gipfelstadt, *Hochstadt*, *Akribie* = Genauigkeit, *Spitzfindigkeit*, *Akroterie* = Gipfelverzierung, *Akrocephale* = Spitzköpfiger, *Akronym* = aus Anfangsbuchstaben mehrerer Wörter gebildetes Wort, z. B. *Hapag*, *Osaf*, *Ufa*, *Avus*, *Akrostichon*² = Leistenvers, *Akrobat*³) und aus lateinisch *acus* = Nadel, *acidus* = sauer, *acer* und *acutus* = spitzig, scharf (woraus französisch *âcre* und *aigre*, italienisch *acuto* usw.), *acerbus* = herb, sauer, traurig, ferner aus deren germanischen Verwandten, z. B. im Deutschen *Ecke*, *EGge*, *Essig*, auch *Ahorn* (lateinisch *acer*, griechisch *akastos*, offenbar wegen der spitzen Einschnitte der Blätter) und wahrscheinlich auch *Ähre* („Spitze des Getreides“) — aus all diesen und zahlreichen anderen Vertretern dieser großen Wortsippe⁴ wird auf eine indogermanische Wurzel *ak-* oder *ok-* = spitz rückgeschlossen, von dort aus ferner auf ein Hauptwort *oketo m*

1) Dazu auch altlateinisch *ocris*, enthalten in *mediocris* = mittelmäßig, eigentlich auf halber Höhe befindlich.

2) Der zweite Bestandteil in *Akrostichon* ist griechisch *stichos* = Reihe, Zeile, Vers, enthalten auch in *Distichon*, wörtlich Doppelvers.

3) *Akrobat*, wörtlich Spitzenschreiter, Hochschreiter, scheint in modernen Sprachen zunächst nur für den Seiltänzer gegolten zu haben. Vielleicht deutet aber der Bestandteil *akro-* auf die Zehenspitzen hin, *Akrobat* wäre daher wörtlich Fußspitzengänger. (Nach Prellwitz ist *akris*, der griechische Name der Heuschrecke, die Kurzform für *akrobatousa* = auf den Fußspitzen gehende.) Der zweite Bestandteil in *Akrobat* geht zurück auf das griechische Zeitwort *baïnein*, schreiten, das auch im Krankheitsnamen *Diabetes*, Zuckerkrankheit, wörtlich Durchschreitendes enthalten ist.

4) In die indogermanische *ak-*Sippe gehören z. B. auch: mit l-Formantien: armenisch *aselu* = Nadel, lateinisch *aculeus* = Stachel; mit m-Formantien: griechisch *akme* (auch im Deutschen als Fremdwort gebraucht) = Spitze, Schneide, Höhepunkt, Entscheidungspunkt, altirisch *acmen* = Stein, Fels, Himmel; mit n-Formantien: altirisch *acani-h* = Pfeilspitze, Geschoß, grie-

mit der Bedeutung Spitzentum, Spitzenschaft, Spitzenreihe, womit die im Vordergrund erscheinenden vier Fingerspitzen der ausgestreckten Hand gemeint wären.¹ Daraus ergäbe sich wieder die Dualform oketou = zwei Spitzenreihen, d. h. 2×4 also 8 Fingerspitzen und aus diesem oketou soll sich die Bezeichnung der Zahl 8 in den indogermanischen Sprachen (altindisch astau, tocharisch okät, griechisch okto, lateinisch octo, altirisch ocht, gotisch ahtau, althochdeutsch ahto, angelsächsisch eatha, englisch eight, dänisch otte, französisch huit usw.) entwickelt haben.

War nun bei einem Zählsystem, dem die Zahl der vorderen Fingerspitzen einer Hand, also die Zahl 4 zu Grunde lag,² die Zahl 8 erreicht, deren Dar-

chisch akaina = Spitze, Stachel, akon = Wurfspieß, akone = Wetzstein, akanthos = Distel; mit s-Formantien: griechisch oxys = scharf, oxos = Weinessig, akoste = Gerste, lateinisch acus = Spreu; mit t-Formantien: griechisch akte = schroffe Küste mit Brandung, Landspitze; mit k-Formantien: litauisch asaka = Fischgräte (Walde-Pokorny). Kretschmer will auch in griechisch akuein = hören (Akustik!) die Wurzel ak- = Spitze erkennen; akuein wäre demnach also etwa: das Ohr „spitzen“, das Ohr „schärfen“, d. h. hören.

1) In der zusammenfassenden Bezeichnung dieser vier Finger bzw. Fingerspitzen, d. h. im Außerachtlassen des Daumens bei dieser Zählung liegt vielleicht auch ein gewisser anthropologischer Sinn, wenn auch der Daumen, in dem Maße, als sich der homo sapiens von seinen nächsten Verwandten im Tierreich wegentwickelt hat, immer mehr von seinem Sondercharakter unter den Fingern eingebüßt hat. (Man beachte z. B. die weitabspreizbare Daumenzehe bei den Affen und den geringen Unterschied zwischen den fünf Zehen des Menschen.) Das Übergehen von dem 4—8—16 System der Zählung zum Dezimalsystem wäre gleichsam der Ausdruck jener biologischen Entwicklung des Menschen, die zufolge Anpassung an geänderte Lebensbedingungen des Menschen den ursprünglichen großen Unterschied zwischen dem Daumen einerseits und den vier anderen Fingern, bzw. Zehen andererseits weniger beachtenswert erscheinen läßt. Man beachte auch die Sonderbehandlung des Daumens durch die Sprache. Wohl haben auch die anderen Finger eigene Namen, Zeigefinger, Mittelfinger usw., aber in diesen Bezeichnungen ist das Wort Finger stets beibehalten (oder mitgedacht), indes der Daumen mit einem ganz anderen Worte bezeichnet wird. Darum heißt es z. B. einmal bei Walther von der Vogelweide, auf Grund der Erklärung einer alten Traumdeuterin, ausdrücklich, „daz min dume ein vinger si.“ Im Englischen spricht man von „the four fingers and the thumb.“

2) Spuren eines Vierersystems findet man auch in den uralaltaischen Sprachen. So wird im Samojedischen 8 durch „zwei Viere“ (si dendet) ausgedrückt. — Die Anzeichen dafür, daß bei indogermanischen Völkern eine Viererzählweise bestanden haben mochte, sind jüngstens von R. Löwe zusammengestellt worden. Daraus, daß die Indogermanen die Zahlen 1 bis 4 als die erste Tetrade zusammengefaßt haben, soll sich der Umstand erklären, daß die indogermanischen Wörter für 1 bis 4 undekliniert waren und daß dies-

stellung also bereits beide Hände erfordert, so mußte die Zählung nun von neuem beginnen, wenn über die Zahl 8 hinausgegangen werden sollte. Neun war also jene Zahl, bei der mit der Fingerspitzenzählung neu begonnen wurde.

Die Zahl 9 scheint übrigens einst als heilige Zahl eine große Rolle in Glaube und Brauch der indogermanischen Völker gespielt zu haben¹ und ist aus dieser ihrer Sonderstellung erst durch die semitische (babylonische) Zahl 7 verdrängt worden, deren Schätzung auf die Beobachtung der sieben-tägigen Mondphasen zurückzuführen ist.

Zum Schluß möchte ich noch betonen, daß die Deutung von „neun“ als „Beginn einer neuen Zählung nach Beendung einer Zählung der beiden vorderen Fingerspitzenreihen“ nicht etwa als einwandfrei gesichert zu betrachten ist. Man versucht, das Vierersystem, von dem Spuren in den indogermanischen Sprachen erkennbar sind, auch anders zu deuten. Güntert z. B. erklärt das aus tessares, quattuor, vier usw. erschlossene indogermanische Zahlwort qwetwores als das „aus vier Spitzen und Winkeln bestehende Kreuzzeichen.“ W. Brandenstein lehnt diese Deutung

bezüglich nach 4 ein grammatikalischer Einschnitt in der Zahlenreihe besteht. Diesem Einschnitt steht ein weiterer hinter 16 (4×4) zur Seite, der mehrere Spuren hinterlassen hat. Wie schon Priscian es als bemerkenswert erkannt hat, heißt es z. B. im Lateinischen undecim, duodecim, tredecim, quattuordecim, quindecim, sedecim, aber dann: decem et septem, decem et octo usw. (Allerdings kommt daneben auch septemdecim vor; dies ist aber die erheblich seltene Form.) Der Einschnitt zwischen 16 und 17 ist in den Tochtersprachen des Lateinischen auch noch mehrfach erhalten, z. B.: französisch onze bis seize, dann dix-sept, dix-huit usw., italienisch undici bis sedici, dann diciasette, diciotto usw. Im Armenischen sind wie im Lateinischen die Zahlen 11 bis 16 mit „und“, die Zahlen 17 bis 19 ohne „und“ gebildet. Dieser Einschnitt hinter 16 stärkt zweifellos die Annahme einer Viererzählweise, die natürlich nicht die alleinige sein mußte, sondern möglicherweise nur für gewisse Zählungen gegolten hat und sich mit anderen Zählssystemen kreuzte.

1) Der von der Midgardschlange verwundete Thor fällt 9 Schritte von ihr nieder. 9 Nächte hing Odin im Weltenbaum. Gegen 9 Berserker kämpft Qrvar Oddr. 9 Könige bezwang Olatr der Heilige. Auf Island war jedes Landesviertel in 9 Bezirke eingeteilt. Noch im 14. Jahrhundert mußten am Rhein 9 Männer über den Landfrieden wachen, in der Schweiz bestand das Gericht der Neuner, die Volksrechte erheischen oft 9-faches Wergeld, nach alemannischem Recht tritt am 9. Tag das Erbrecht des Kindes ein, nach den Bauernweistümern soll, wer eine Leibeigene zur Frau hat, 9 Schritte vor der Gerichtshalle stehen bleiben, 9-erlei Holz braucht man zum Notfeuer, Kreuze aus 9-erlei Holz schützen vor Krankheit usw. (Weitere Angaben s. bei Hoops in Schraders Reallexikon, im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, bei Weinhold und bei Lessmann).

ab, da nicht der geringste Anhaltspunkt dafür bestehe, daß das Kreuzzeichen im täglichen Leben der ältesten Indogermanen eine solche Rolle gespielt hat. Brandenstein selbst gibt eine andere Deutung: „Wenn der Familienverband zur Großfamilie anwächst, muß dort, wo das Kleinvieh zur täglichen Nahrung gehört, wohl beinahe alltäglich ein Schaf geschlachtet werden; dabei wurde der Tierkadaver gevierteilt, weil dies entsprechend den anatomischen Tatsachen am praktischsten ist. Es ist leicht verständlich, daß die Indogermanen durch dieses tägliche Erlebnis einer Vierteilung den Begriff vier gewannen, bzw. zur Zahl vier fortschritten.“ In *qwetwores* findet Brandenstein indogermanische Wurzeln, die die Bedeutung „geschnittenes Fleisch“ ergeben. Demnach wäre der Begriff „vier“ also nicht mit der Zahl der vorderen Fingerspitzen an einer Hand verknüpft, sondern mit der Anzahl der Beine des Schlachtieres. Die Deutung von „neun“ als „neuen Zählungsbeginns“ verträgt sich aber nur mit der Annahme, daß der Begriff vier aus anatomischen Verhältnissen der menschlichen Hand gewonnen worden ist.

Nihilismus

Das lateinische Wort *nihil* = nichts ist — was auf den ersten Anblick sonderbar erscheinen mag — mit unserem Fremdwort *Filet* verwandt. Als *Filet* bezeichnete man das Fleisch der unter dem Rückgrat gelegenen Lendenmuskeln des Rindes.¹ *Filet* kommt von lateinisch *filum*, französisch *fil* = Faden. *Filet* bedeutet französisch ursprünglich einen kleinen, dünnen Faden, dann feines Netzwerk und schließlich ein fadenfein schneidbares Stück Fleisch oder Kuchen. Von *fil* = Faden kommt auch *defilieren* = wie an einem Faden entlang vorbeiziehen und *défilé* = fadenartiger, d. h. schmaler Weg, Hohlweg.² Zu dieser Wortsippe gehören auch „Profil“ und „Filigran“.³

Das lateinische *filum* hatte auch die mundartliche Nebenform *hilum* = Fäserchen. Daher die Redensart: *neque proficit hilum*, es nützt kein Fäser-

1) In Wien heißt es *Lungen braten*, was nichts mit der Lunge zu tun hat, sondern eine Verderbung von *Lenden braten* ist, wobei zu bemerken ist, daß die ältere Form von *Lende* *Lumbel* ist (lateinisch *lumbulus* = Weichteil).

2) Militärisch ist jede Bodengestaltung, wo sich die Truppe nicht in der Breite entwickeln kann, ein *Defilee*, also nicht nur eine Schlucht, sondern auch eine Straße in einer Stadt, eine Brücke usw.

3) *Filigran* (Fäden und Körnchen, meistens aus Gold und Silber, die als Verzierung auf Schmuckgegenständen aufgelötet sind) enthält neben *filum* = Faden auch ein zweites lateinisches Wort: *granum* = Korn.

chen (etwa wie: keinen Pappenstiel wert sein). Angesichts der häufigen Verwendung von hilum in solchen negativen Ausdrücken wuchs ne-hilum = kein Fäserchen zu einem Wort zusammen, z. B. in der Redensart nihilum venire, zu nichts werden. Weitere Vereinfachung führte zu nihil oder nil = nichts.

Die modern anmutende Bildung Nihilist aus nihil kam verhältnismäßig früh zustande. Schon im mittelalterlichen Latein gab es das männliche Hauptwort nichilianista = einer, der an nichts glaubt, Ketzer. Unabhängig davon gebrauchte der Philosoph F. H. Jacobi 1799 in einem Briefe, den philosophischen Idealismus tadelnd, das Wort Nihilismus. Das 1801 erschienene Neologische Wörterbuch von Mercier erklärt „nihiliste“ als „rienniste“, als einen, der an nichts glaubt, sich für nichts interessiert. Ganz anders und offenbar von seinen Vorgängern nichts wissend, spricht Jean Paul 1804 von Nihilisten im Gegensatz zu Materialisten, Stoffkennern. Er widmet in der „Kleinen Nachschule zur ästhetischen Vorschule“ den ersten Paragraphen den „poetischen Nihilisten“ und meint damit im Gegensatz zu den gelehrten Dichtern, wie Rabelais, Swift, Goethe, jene, die wenig oder nichts gelesen haben („dies ist eben die rechte schriftstellerische Schöpfung aus dem Nichts, nämlich aus sich“).

Im Jahre 1822 gebrauchte Görres gelegentlich das Wort Nihilismus im politischen Sinne¹, ohne aber damit durchzudringen. 1846 findet sich das Wort Nihilist bei Auerbach, 1850 bei Gutzkow.

Allgemein bekannt wurden die Ausdrücke Nihilist und Nihilismus erst, als Turgenev — offenbar ohne von den früheren Prägungen zu wissen² — sie in seinem 1862 erschienenen Roman „Väter und Söhne“ ge-

1) „Möchte noch immerhin eine solche einzelne Regierung, die in der Angst vor der Zeit sich nicht zu lassen weiß, unter dem Bettlermantel jener Nihilisten sich verkriechen.“

2) Wundt scheint es wahrscheinlich, daß bei der Feststellung der späteren Bedeutung eine Erinnerung an die frühere überhaupt nicht vorhanden war, sondern jedesmal eine Neubildung aus dem nämlichen Worte nihil vorliegt. Eine Bemerkung von Ranke aus dem Jahre 1879 sieht einen inneren Zusammenhang zwischen dem seit 1862 so benannten Nihilismus der russischen Jugend und gewissen geistigen Strömungen im Vormärz: „Ich besinne mich, daß ich von dieser Lehre zuerst — ich denke es war im Jahre 1839 — in Paris gehört habe — als von der Philosophie der Polen. ‚Vergangenheit sei Nichts, Zukunft sei nichts; die Gegenwart ist alles. In dieser hat nur die Revolution die Emptindung der Wahrheit...‘ In diesem Gedanken sehe ich die Wurzel des Nihilismus, der also von den Polen auf die Russen übergegangen sein würde. Schon bei jener ersten Begegnung mit dem Nihilismus wurde mir gesagt, daß die slawischen Nationalitäten dazu bestimmt seien, diese Dok-

brauchte. Nun bezeichnete man, Turgenjews Helden Basarow vor Augen habend, anarchistisch gesinnte Intellektuelle und der „Propaganda der Tat“ huldigende russische Revolutionäre als Nihilisten. Das Wort wirkte als Schimpfname, die damit Bedachten nahmen es aber mit gewissem Stolz auf sich und deuteten es: sie hätten ihre Sache auf nichts gestellt, sie fürchteten nichts und wollten von den verhaßten Einrichtungen der bestehenden Gesellschaftsordnung nichts schonen. Turgenjew selbst verwahrte sich übrigens später in seinen Lebenserinnerungen gegen die verbreitete Annahme, er habe in das Wort Nihilismus einen Tadel der Jugend jener Zeit hineingelegt: „Nicht im Sinne eines Vorwurfs, einer Kränkung hatte ich dieses Wort gebraucht, vielmehr als einzig richtigen Ausdruck für eine geschichtliche Tatsache; es wurde aber zu einem Werkzeug der Verleumdung — ja beinahe zu einem Brandmal der Schande gemacht.“

Paprika, Pfeffer

Als vor mehreren Jahren die ungarische Bühnenschauspielerin Franziska Gaal zum erstenmal in einem Film, in einem deutschsprachigen Tonfilm, spielen sollte, hat man angesichts der ungarischen Färbung ihrer deutschen Aussprache nicht nur beschlossen, daß die Künstlerin eine Ungarin darzustellen habe, sondern man war auch bestrebt, schon im Titel des Films den ungarischen Einschlag unverkennbar zum Ausdruck zu bringen. Regisseure und Dramaturgen, Propagandaleute und Verleiher, unter ihnen das ungarische Element ausgiebig vertreten, hielten eine besondere Beratung über den zu wählenden Titel ab, dem sie eine große Bedeutung beimaßen. Sie gelangten schließlich zum Ergebnis: das auf der ganzen Welt zweifellos bekannteste ungarische Wort, das zudem die Bezeichnung für eine kernungarische Sache ist, überdies wohlklingend ist und schlagwortartig wirkt, sei — Paprika. Wie weit es mit dem kernungarischen Charakter von Paprika — von Wort und Sache — her ist, werden wir bald sehen.

Zwischen Pfeffer und Paprika besteht bloß eine etymologische, aber keine botanische Verwandtschaft. Denn der Paprika gehört (wie auch Kartoffel, Tomate, Tabak, Aubergine, Bilsenkraut, Tollkirsche) in die Pflanzenfamilie

trin in der Welt zu behaupten und durchzuführen.“ Wenn Fontane in seinen Erinnerungen „Von Zwanzig bis Dreißig“ einen Ausspruch aus dem Jahre 1844 verzeichnet: „Schade, daß Sie so sehr Nihilist sind, nicht ein russischer, sondern ein recht eigentlicher, will also sagen einer der gar nichts hat“, so hat er den Begriff des russischen Nihilismus — er schrieb diese Erinnerungen 1898 — anachronistisch zurückverlegt.

der Solanazeen, der Nachtschattengewächse, der Pfeffer hingegen zu den Piperazeen.

Der schwarze Pfeffer (*piper nigrum*)¹, die wichtigste von den etwa 700 Arten des Piper, ist ein ursprünglich an der Malabarküste (im Südwesten Vorderindiens) heimischer Kletterstrauch, den man jetzt im ganzen indisch-malayischen Gebiet (besonders auf Sumatra), ferner im tropischen Amerika anbaut. Die Griechen lernten den Pfeffer im 4. vorchristlichen Jahrhundert durch die indischen Feldzüge Alexanders des Großen kennen. Der Pfefferhandel mit Alexandrien als wichtigstem Umschlagplatz spielte dann eine große Rolle im alten römischen Reiche. Das altindische Wort *pippali* = Beere, Pfefferkorn wurde im Griechischen zu *peperi*, im Lateinischen zu *piper* (daraus italienisch *pepe*, französisch *poivre*, englisch *pepper* usw.). Im Althochdeutschen lautete die Bezeichnung *pfeffar*, doch die Germanen waren bereits vor der althochdeutschen Zeit mit diesem Gewürz bekannt. Daß sie es hoch schätzten, bezeugt der Bericht des Zosimus: als der Westgotenkönig Alarich im Jahre 410 Rom belagerte, bekam er auf seine Forderung neben 5000 Pfund Gold, 30.000 Pfund Silber, 4000 Seidengewändern, 3000 scharlachroten Pelzkleidern auch 3000 Pfund Pfeffer. Auch später diente Pfeffer nicht selten zu Geschenk- und Tributzwecken; so wurden im Jahre 1111 dem deutschen Kaiser von der venezianischen Signoria 50 Pfund Pfeffer dargebracht und im Jahre 1177 erhielt Kaiser Friedrich I. einen Jahrestribut in Pfeffer. Welche Bedeutung der Pfeffer als wertvoller Handelsartikel in der Vergangenheit hatte, besonders im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit, können wir heute kaum noch ermessen. Der Pfeffer galt unbestritten als das wichtigste Gewürz, oft rechnete man mit Mengeneinheiten des Pfeffers wie mit Währungseinheiten, und wenn man in Deutschland die reichen Kaufleute *Peffersäcke*² schalt (der Ausdruck ist seit 1532 belegt), so wurde dabei dieses Gewürz gleichsam als Symbol des großzügigen, weite Entfernungen überwindenden Handels angesehen. Übrigens wurde schon von den Römern der Ausdruck *piperarii*, Pfefferleute, als allgemeine Bezeichnung für Krämer überhaupt verwendet. Bezeichnend ist auch dänisch *peversend* (wörtlich: Pfefferbur-sche) = Junggeselle. Der Ausdruck erklärt sich wohl aus dem Umstand, daß man für den Dienst der niederen Handelsangestellten, die man auch auf Reisen schickte, nur ledige junge Männer brauchen konnte. Auf dem Pfeffer-

1) Der sogenannte weiße Pfeffer ist nichts anderes als der reif geerntete und geschälte schwarze Pfeffer.

2) Besonders die Nürnberger Kaufleute nannte man Pfeffersäcke. Im engeren Sinne hatte Pfeffersack die Bedeutung: habgieriger, geiziger Kaufmann.

ferhandel beruht zum guten Teil die Blüte Venedigs gegen Ende des Mittelalters, und um ihre Vorzugsstellung im Pfefferhandel mußte die Lagunenstadt viele langwierige Kriege mit Genua führen. Einer der wichtigsten Beweggründe jenes Strebens, einen Seeweg nach Indien zu finden, das bekanntlich zur Entdeckung Amerikas führte, sah es auf die Vereinfachung und Verbilligung der Pfefferereinfuhr ab, die bis dahin auf die festländischen Karawanenwege angewiesen war und der die im 15. Jahrhundert erfolgte Eroberung Konstantinopels durch die Türken und deren Ausbreitung in Vorderasien manche Erschwerung verursachte. Als den Portugiesen die Umseglung Afrikas gelang, sicherte der daraus folgende Vorsprung Portugals im Verkehr mit Süd- und Ostasien, besonders auch mit den Pfefferinseln, diesem Lande eine Zeitlang eine führende Stellung im Welthandel. Anfangs des 17. Jahrhunderts entrissen die Holländer den Portugiesen die Einfuhr aus den malayischen Gebieten, aus den sogenannten Gewürzinseln, und so verhalf nun wieder der Pfeffer den Holländern zu einer bedeutenden Stellung im Welthandel, von der sie allerdings seit dem 18. Jahrhundert allmählich vieles an England abtreten mußten.

Einen neuen Weg zu den Pfefferländern Asiens hatte Kolumbus nicht gefunden. Aber die entdeckte „Neue Welt“ entschädigte Europa reichlich für diese Enttäuschung. Eine lange Reihe bis dahin völlig unbekannter Pflanzen lieferten der weißen Menschheit neue Genuß- und Nahrungsmittel. Mit der Sache übernahm die Alte Welt oft auch den Namen von der Neuen, wie dies z. B. beim „Mais“ und der „Schokolade“ — beide Bezeichnungen sind mexikanisch — der Fall ist. Zu den Nachtschattengewächsen, die aus Amerika nach Europa verpflanzt wurden, gehört neben Tabak, Tomate, Kartoffel auch jene Pflanze, die die Wissenschaft später *Capsicum annuum* taufte. Daß aus der Frucht dieser Pflanze ein Gewürz zu gewinnen ist, haben die spanischen und portugiesischen Eroberer früh erkannt. Der beißende Geschmack dieses Gewürzes legte einen Vergleich mit dem Pfeffer nahe und man belegte es daher mit einem Namen, der auf diesen Umstand und auch auf die Herkunft der Pflanze hinwies, bezeichnete sie als indianischen oder brasilianischen Pfeffer, bzw. da es vielerorts spanische Seefahrer waren, die die erste Bekanntschaft mit diesem Gewürz vermittelten, als spanischen Pfeffer. Ein späterer volkstümlicher Name des aus der Frucht des *Capsicum annuum* gewonnenen Gewürzes war türkischer Pfeffer, und dies hängt damit zusammen, daß der Capsicum-anbau sich besonders auf der damals zum osmanischen Reich gehörigen Balkanhalbinsel verbreitete, wie dies auch bei andern wertvollen Geschenken Amerikas, z. B. beim Tabak (Mazedonien!) der Fall war. Der „indianische

Pfeffer" wurde also ebenso zum „türkischen Pfeffer“, wie der aus Westindien kommende Mais als „türkischer Weizen“, das ebenfalls aus Westindien und Mexiko nach Europa eingeführte Truthuhn („Indianer“ noch heute in Österreich, dinde von poule d'Inde im Französischen) in manchen Sprachen auch als türkisches Geflügel (z. B. englisch turkey) bezeichnet wurde.

Der wissenschaftliche Name des Capsicum kommt von griechisch kapsikos = beißend. Der scharf riechende und schmeckende Stoff, den die Frucht der Pflanze enthält, heißt Kapsizin. Aus der Schale wird das sogenannte Kapsizinrot gewonnen. Das aus dem in Amerika wachsenden Capsicum erzeugte Gewürz kommt als Cayenne- oder Guineapfeffer in den Handel. Wenn das Gewürz in Essig eingemacht wird, bezeichnet man es gewöhnlich als „Chilli“.

Schon im Anfang des 16. Jahrhunderts, also bald nach der Entdeckung Amerikas, wurde mit dem Anbau von Capsicum auf der Balkanhalbinsel begonnen. Aus Serbien kam die Pflanze auch nach Ungarn, wo sie nach der Feststellung von Zoltán Gombóc erst in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts allgemein wurde. Im Wörterbuch des Albert Molnár ist sie noch als török bors (türkischer Pfeffer) und piper indicum angeführt. Die Bezeichnung paprika ist zweifellos die slawische Verkleinerungsform von neugriechisch piperi = Pfeffer. Der älteste ungarische Beleg für die Bezeichnung paprika ist aus dem Jahre 1748. Als also die ungarischen Stände auf dem Preßburger Landtag 1741 in temperamentvoller Begeisterung die Säbel zogen und ihrem „König“ Maria Theresia Blut und Leben zur Verfügung stellten, gab es noch kein ungarisches Wort paprika.

Mittlerweile hat aber die Paprikakultur in Ungarn große Fortschritte gemacht, besonders in der Gegend von Szeged, und die Botanik kennt jetzt eine besondere varietas szegedinensis des Paprika. Das Gewürz ist ein typisches Merkmal der mit Recht geschätzten ungarischen Küche geworden,¹ von der sich bekanntlich auch die ebenfalls gutbeleumdete Wiener Küche manches angeeignet hat. Daß nunmehr eine innige Verknüpfung zwischen den Vorstellungen Ungarn und Paprika besteht, ändert aber nichts an der Tatsache, daß Paprika eine slawisierte Form einer altindisch-griechischen Bezeichnung für ein asiatisches Gewürz ist, welche Bezeichnung — in botanisch unbegründeter Weise — auf eine andere, von Spaniern und Portu-

1) Paprika ist jene nationale Liebesspeise, nach der der ungarische „Hanswurst“ benannt wird; er heißt Paprika Jancsi (Paprikahänschen). Über solche nach nationalen Liebesspeisen benannte komische Gestalten s. die Fußnote 1 auf S. 215.

giesen aus Amerika nach Europa gebrachte und dort erst von den Türken und den Serben zu den Ungarn gelangte Pflanze übertragen worden ist.

Das Schicksal, als besonders kernungarisch zu wirken, in Wirklichkeit aber einer fremden Sprache entlehnt zu sein, teilt das Wort *P a p r i k a* noch mit einigen andern. Das Wort *H u s a r*, die Bezeichnung einer Kavalleriegattung, die alle modernen Staaten tatsächlich nach ungarischem Vorbild eingeführt haben, kommt durch südslawische Vermittlung aus dem Romanischen und ist eigentlich eine Doublette von „Korsar“ (vgl. das Stichwort „Husar“ in „Wörter und ihre Schicksale“). Die *A t t i l a*, der verschnürte Rock der ungarischen Nationaltracht, heißt nicht nach dem großen Hunnenkönig, sondern ist ebenfalls romanischer Herkunft und gehört zu italienisch *attilare* = sich ausrüsten, schmücken (*attalarsi* = sich mit ausgeschmückter Eleganz kleiden, *attillato* = geschmiegelt, geziert, eng anliegend). An dem Worte *P u s z t a*, das im engeren Sinne eigentlich nur Steppen, große Viehweiden in öden baumlosen Ebenen bezeichnet, haften angesichts des romantischen Tiefebrenenkults der Ungarn so viel Gefühlswerte, daß der Name für gewisse Landstriche und einzelne Ortschaften auch dann beibehalten wurde, als auf jenen seinerzeit von den Türken ganz verwüsteten Gebieten schon blühende Obst-, Wein- und Getreidekulturen entstanden waren. Der Name der ungarischen *Pusztá*, deren Romantik über Ungarns Grenzen hinauswirkt, ist jedoch ebenfalls Lehnwort, er enthält die slawische Wurzel *pust* = leer, öde, die übrigens auch in den ungarischen Zeitwörtern *pusztul* = zugrundegehen und *pusztit* = verwüsten, vernichten enthalten ist. Das Wort *B e t y á r* = Lump, Räuber ist dank der Romantik, die im 19. Jahrhundert das ungarische Banditentum (*Rózsa Sándor*, *Sobri Józsa* u. a.) unwitterte, auch außerhalb Ungarns bekannt geworden. Das Ungarische verdankt das Wort der Berührung mit den Balkansprachen. Serbokroatisch *běčar* bedeutet aber nicht nur Vagabund, Stromer, sondern vor allem: Junggeselle. Die gleiche Bedeutung haben auch bulgarisch *bekarin* und rumänisch *becher*. Alle diese Wörter sind mittelbare oder unmittelbare Entlehnungen aus dem Türkischen, wo *bekjar* die Bezeichnung für Junggeselle ist. Aber auch in diesem Falle, wo ein repräsentatives ungarisches Wort auf ein türkisches zurückgeht, ist es kein eigentlich turanisches (uralaltaisches) Wort, denn das türkische fußt auf einem semitischen, auf arabisch *bikr* = Jungfrau. Den Bedeutungsabstand von Jungfrau zu Junggeselle überbrückt das gemeinsame Element der Ledigkeit, den Übergang von Junggeselle zu Vagabund, Räuber der Umstand, daß dieselben ökonomischen Ursachen, die gewisse Personen (z. B. zweite und dritte Söhne) zum Ledigbleiben verurteilten, sie oft auch zwangen, in die Welt zu ziehen und ein unstetes, vielleicht auch unehrliches Leben zu führen. Bezeichnenderweise hieß der ungarische Bandit nicht nur *betyár*, sondern auch *szegény legény*, d. h. wörtlich armer Bursche, armer Junggeselle. (Man vgl. auch oben, S. 105 dänisch *peversend* = Junggeselle und das Stichwort „Hagestolz, Kadett“ in „Wörter und ihre Schicksale“.) *C s á r d á s* ist in Ungarn seit 1835 der Name

einer Musikstückart und taucht als Name eines Tanzes Anfangs der 40er Jahre auf, als Baron Béla Wenckheim und seine Freunde diesen Volkstanz auf den teinen Bällen einführten. Seither hat Csárdás, Begriff und Bezeichnung, sich in der ganzen Kulturwelt als ein Stück echten Magyarentums durchgesetzt. Aber auch in diesem Falle ist es mit dem Magyarentum des Wortes nicht weit her. Csárdás ist eine Ableitung aus csárda = Heideschenke. Dieses nicht älter als 1790 belegte Wort ist zweifellos ein Lehnwort slawischer Herkunft. Im Serbokroatischen hat čardak die Bedeutung: Podium, Warte, Wachhaus auf Pfählen an der Grenze, Behältnis für Maiskolben. Slowenisch čardac = Blockhaus, russisch tscherdak = Erker, Speicher, tschertog = Saal, Halle, Prunkgemach. Dazu gehört auch: rumänisch cerdac = Aussichtswarte, Veranda, mit Gefänder versehener Gang an der Außenseite eines Hauses, albanisch tšardak = Fußboden aus Holz, bedeckter Vorplatz. Dies alles scheint zurückzugehen über türkisch tschardak = viereckiges kleines Zimmer, Terrasse, viereckige Aussichtswarte auf dem Dach von Sommerhäusern, Altane auf vier Säulen auf persisch tschartak, in welchem Worte der zweite Teil vermutlich arabisch tak = Gewölbe ist, der erste Teil aber persisch t s c h a r (tschahar) = vier, (verwandt mit altindisch carvarah, griechisch tessares, tetra-, lateinisch quattuor, altirisch cethir usw.), so daß uns in „Csardas“ ein sonderbarer Abkömmling einer indogermanischen Bezeichnung für die Zahl 4 gegenübersteht. — Von den angeführten sechs Wörtern, die man außerhalb Ungarns als typische Vertreter des ungarischen Wortschatzes empfindet, ist keines ein echt turanisches (uralaltaisches) Wort. Paprika, Husar, Attila, Pusztá sind indogermanischen, Betyar ist semitischen Ursprungs; Csardas ist zur Hälfte indogermanisch, zur Hälfte semitisch. Mit Ausnahme von Attila sind alle angeführten Wörter unmittelbar aus slawischen Sprachen in das Ungarische gelangt.

Im Französischen heißt der Paprika: piment (von lateinisch pigmentum = Farbstoff, woher auch unser Fremdwort Pigment, zu pingere = färben, französisch peindre). Volkssprachliche Bezeichnung des Paprika im Französischen sind: poivre long, langer Pfeffer oder poire de Cayenne, Cayennebirne, wohl verderbt aus poivre de Cayenne, Cayenne-Pfeffer. Das ungarische Wort Paprika hat der Franzose zur Bezeichnung des Gewürzes selbst nicht übernommen, er gebraucht es aber in übertragenem Sinne. Baver dans le paprica (in den Paprika geifern) ist eine familiäre Redensart mit der Bedeutung: aufschneiden, übertreiben. Im Jahre 1917 gab es eine französische Frontzeitung unter dem Titel „Bavons dans le Paprika“. Wie im Deutschen haftet auch im Französischen der Vorstellung „papriziert“ der übertragene Begriff des „Beißenden“, „Pikanten“ an („In der Luft liegt Paprika“). Im Jahrzehnt vor dem Weltkrieg war das Wort Paprika bevorzugt als Titel für Sammlungen zotiger Witze (sogenannte „Junggesellenbücher“). Eines der vor dem Kriege sehr verbreiteten Bücher von Jules

Grand-Carteret, die einzelne Gebiete aus der Geschichte der Karikatur behandelten, führte den Titel „Paprika“. In Paris bezeichnete man verstohlen verkaufte pornographische Photographien und auch den Handel mit ihnen als Paprika. (L. Spitzer vermutet, daß das Wort Paprika 1911 durch ein Wiener Operettenensemble nach Paris verschleppt worden sei.)

Von den vielen bildlichen Redensarten der französischen Sprache, in denen von Pfeffer die Rede ist, seien einige erwähnt: *poivre et sel* (Pfeffer und Salz) = schwarz und weiß gesprenkelt, *cher comme poivre* (teuer wie Pfeffer), *chier du poivre* (Pfeffer scheißen) = sein Wort brechen, im wichtigen Augenblick verschwinden, jemandem großen Kummer verursachen, *moudre du poivre* (Pfeffer mahlen) = langsam vorwärtskommen. Mehrere Bedeutungen hat die Redensart *piler du poivre* (Pfeffer stoßen): schlecht arbeiten; von einem Abwesenden schlecht sprechen; im Sattel hüpfen; bei der Infanterie: am Ort treten ohne zu marschieren. Das Wort *poivre* selbst hat in der französischen Gaunersprache auch die Bedeutung: Gift, Schnaps, Syphilis.

Auch der englische Slang bedient sich gern des Wortes *pepper*. Im übertragenen Sinne bezeichnet es ein scharfes, hartnäckiges Tun. To *pepper* im Sinne von zurechtweisen, züchtigen kommt auch bei Shakespeare wiederholt vor. *I'll give you pepper*, ich werde Dir Pfeffer geben, entspricht unserem: ich werde es Dir einsalzen. Als *peppered* galt im älteren englischen Turfslang jemand, der sehr große Einsätze auf ein Pferd gewettet hatte. To *throw pepper in the eyes* (Pfeffer in die Augen streuen) bedeutet: betrügen. Gleichbedeutend ist auch: to *use the pepper-box*, sich der Pfefferbüchse bedienen. *Pepper-box* (Pfefferbüchse) hat im Slang auch die Bedeutung Hitzkopf, Heißsporn, ist auch eine Bezeichnung für Revolver; außerdem werden im Volksmund die Kuppeln verschiedener öffentlicher Gebäude und Kirchen *pepper-boxes* genannt. To *have* (oder: *take*) *pepper in the nose* (Pfeffer in der Nase haben oder in die Nase nehmen) bedeutet: eigensinnig sein. *Pepperer* = Hitzkopf; *pepperness* = Hitzigkeit; *peppery* = hitzig, heftig. *Pepper-and-salt* (Pfeffer und Salz) für einen schwarz und weiß gesprenkelten Stoff ist u. a. bei Dickens belegt. Im Marineslang ist Tom *Pepper* Spottname für einen Lügner, einen Aufschneider.

Auch im Deutschen ist die Ausbeute an übertragenen Bedeutungen von Pfeffer ergiebig. Eine unverfrorene Äußerung, eine dreiste Handlung kennzeichnet man als „starken Pfeffer“ (wie „starkes Stück“, „starker Toback“.) Wir sprechen von gepfefferten Reden, gepfefferten Anekdoten, gepfefferten Rechnungen. Ein unredlicher Beamter wird aus einem Unternehmen hinausgepfeffert (Einfluß von „hinausgefeuert“?), man *pfeffert*

einen Stein nach einem Kötter, der Jäger pfeffert ein Eichhörnchen vom Baum, die Artillerie pfeffert in die feindlichen Stellungen hinein. Wenn es heißt, man zahle einem fünfzig aus dem spanischen Pfeffer, so wird wohl nicht nur auf das beißende Capsicum, sondern auch auf das spanische Rohr als Züchtigungsmittel angespielt. Über verpfeffert = luetisch angesteckt (so z. B. in einem Briefe der Liselotte von der Pfalz) s. das Stichwort „Syphilis“ in „Wörter und ihre Schicksale“.

Im Elsaß heißt es von einem, den man überall antreffen kann, er sei Pfeffer auf allen Suppen. In Sachsen sagt man von einer „Koketten“, die sich beim Gehen ziert („mit dem Steiß wackelt“), sie reibe Pfeffer. Ein weit verbreiteter Volksspruch ist: Der Pfeffer hilft dem Mann aufs Pferd, der Frau in die Erd¹. Er erklärt sich einerseits aus der Auffassung, der Genuß von Pfeffer (oder von Gewürzen überhaupt) erhöhe die männliche Geschlechtskraft² und andererseits daraus, daß Pfeffer zur Herstellung von Fruchtabtreibungsmitteln verwendet wurde.

Die Redensart hier liegt der Hase im Pfeffer hat die Bedeutung: dies ist der wichtigste Punkt in der ganzen Angelegenheit. Das erklärt sich daraus, daß „Pfeffer“ die volkstümliche Bezeichnung für stark gewürzte Saucen ist.³ (Daß Pfeffer als das wichtigste Gewürz oft die allgemeine Bedeutung Gewürz hat, geht auch aus den Bezeichnungen Pfefferkuchen, Pfefferzelten, Pfeffernüssen, Pfefferkarpfen hervor.) Die Speise, die man in Berlin Hasenklein nennt, heißt im Westen und im Süden meistens Hasenpfeffer. Wenn man von jemandem sagt, er wisse wo der Hase liegt, so meint man wörtlich, er wisse, wo der Hase in der Brühe liegt,⁴ d. h. er verstehe es, wenn er in die Schüssel langt, rasch die Fleischstücke in der Sauce zu finden und herauszuholen.⁵ Bei Moscherosch (17. Jahrhundert) heißt es:

1) Elsässische Formen des Sprichwortes: Pfeffer lüpft dr Mann uf's Roß und d'Frau ins Grab; Pfeffer hilft de Buebe ufs Pferd u de Maidle unter die Erd. In ähnlicher Weise heißt es in einem alten holländischen Sprichwort von der ebenfalls als Aphrodisiakum geltenden Petersilie: Petersellie helpt de mannen to paerdt, de vrouwen onder de aerdt. Englisch: A parsley-field will bring a man to his saddle and a woman to her grave.

2) In manchen deutschen Gegenden mischen junge Frauen ihren Männern mit Absicht viel Pfeffer in die Speisen.

3) „Über schwarz, stinkend Fleisch macht man gern einen gelben Pfeffer“, heißt es in Fischarts Gargantua.

4) Man vgl. italienisch: vediamo, dove giace la lepre; französisch: c'est là que gît le lièvre.

5) Gekünstelt ist die bei H. Schrader angegebene Deutung: Zur Vermittlung des Sinnes (bei der übertragenen Bedeutung: hier liegt der Hase im Pfeffer) weist man wohl darauf hin, daß pfeffern soviel als schießen bedeutet (einem

Keiner aber weiß, wo der Has im Pfeffer liegt, als der ihn angericht. Sebastian Brant sagt im Narrenschiff von Prozeßkrämern, die den Advokaten viel zu verdienen geben: „Sie sind der Has, der in der schriber pfeffer kummt.“ Aus der Gleichung Pfeffer = scharfe Sauce erklärt sich auch die Redensart in den Pfeffer geraten = in Verlegenheit kommen, in Schwierigkeiten geraten. (Ich vermute, daß auch ungarisch *pácbajön* = in Schwierigkeiten geraten von deutsch „Beize“ kommt, obschon es auch an „in die Patsche kommen“ anklingt, das aber wohl zu Patsche = Pfütze zu halten ist.)

Zum Schluß erwähnen wir noch die Redensart: Jemanden hinwünschen oder hinschicken, wo der Pfeffer wächst. Demokritos-Weber meint, „das Land wo der Pfeffer wächst“, sei „Banta, das selbst Javaner ansehen als das Land der Verwesung, des Fluches und des Todes; aus diesen Gegenden stammt die Redensart: ich wollte Du wärest, wo der Pfeffer wächst.“ Er meint die javanische Landschaft Bantam, deren gleichnamige Hauptstadt einst der Hauptverschiffungsplatz für Pfeffer war. Dazu ist allerdings zu bemerken, daß die Portugiesen erst 1511 zum erstenmal nach Java gelangten, daß aber schon im Jahre 1512 in Thomas Murners Narrenbeschwörung zu lesen ist: Ach werents an derselben statt, wo der pfeffer gewachsen hat. Es ist anzunehmen, daß diese Wendung schon damals keine neue Prägung war und daß dem Ausdruck die alte Vorstellung zugrunde liegt: es seien sehr entfernte Gebiete, wo jenes exotische Gewürz wachse. Damit erledigen sich auch die Deutungen, die die Redensart gar nicht auf den Pfeffer, sondern auf den „spanischen Pfeffer“, auf den Paprika beziehen. Jemanden hinwünschen, wo der Pfeffer wächst, heiße gar nicht ihn nach Java oder Sumatra schicken, sondern in die tropische Hölle von Französisch-Guyana (nach dessen Hauptstadt Cayenne der Paprika auch Cayenne-Pfeffer heißt), wohin Frankreich bisher seine Schwerverbrecher deportierte. Dem ist jedoch entgegenzuhalten: Als Thomas Murner die Redensart gebrauchte, war die Küste von Guyana zwar schon entdeckt, aber an dieses Gebiet knüpfte sich damals noch keinerlei schreckeneinflößende Vorstellung, es galt vielmehr, wie auch die andern neu entdeckten Gebiete als ein wahres Land der Ver-

eins auspfeffern) und die Körner des Hasenschrots auch wohl Pfeffer genannt wurden. Oder man sagt auch wohl, man habe an das Pfefferkraut (*lepidium*) u. dgl. zu denken. — Auch Peter Rosegger, dem wohl die in Österreich nicht übliche Bedeutung Pfeffer = Gewürzsauce fremd war, scheint die Redensart vom Hasen im Pfeffer mißzuverstehen und mit Pfeffer irgend ein Kraut zu meinen, denn er schreibt einmal: „ob nicht irgendwo eine Wildtaube niste oder ein Has' im Pfeffer.“

heißung. Jemanden hinwünschen, wo der Pfeffer wächst, hieß also ursprünglich nur: jemanden sehr weit wegwünschen. (Im Elsaß kommt die Redensart auch in folgender Form vor: Wenn de nummen in Grenowel wärst, wo der Pfeffer wächst. Die Stadt Grenoble repräsentiert für das elsässische Landvolk gleichsam die weite Ferne.)

Paschen, schmuggeln, schwärzen

Im Faust klagt Mephisto: „Mir ist ein großer, einziger Schatz entwendet / Die hohe Seele, die sich mir verpfändet / Die haben sie mir pfiffig weggepascht.“ Paschen — zuerst 1777 in Adelungs Wörterbuch gebucht (als „nur im gemeinen Leben Oberdeutschlands gebraucht“) — kommt in oberdeutschen Mundarten mit der Bedeutung schmuggeln vor, daher Pascher = Schmuggler. Abpaschen bedeutet meistens durchbrennen, so z. B. in der Studentensprache und in der Wiener Gauner- und Kellnersprache („mir is heund a Gast ohpascht“), entsprechend den mehr norddeutschen Ausdrücken türmen und abhauen. In übertragenem Sinne bedeutet abpaschen auch sterben. Die Ableitung des Wortes von hebräisch passah = überschreiten (daher im Jüdischdeutsch paschen = die Grenze überschreiten, nämlich mit verbotenen Waren) dürfte die richtige sein¹. Weniger wahrscheinlich ist die Ableitung von französisch passer = vorübergehen (von lateinisch passus = Schritt). Einzig der alte deutsche Volksausdruck abpaschen = mit Würfeln besiegen, hängt offensichtlich mit dem französischen passer zusammen, und zwar mit dem Spiel „passe-dix“ = „überschreite zehn“, ein Spiel mit drei Würfeln, wobei der Wurf mit mehr als zehn Punkten gewinnt. (Das Spiel sollen die Römer nach Gallien gebracht haben; es wurde in Frankreich noch anfangs des vorigen Jahrhunderts viel gespielt; jeu de la passe heißt im französischen Argot auch heute ein volkstümliches Hasardspiel.)²

1) Die Vermittlung zwischen dem Hebräischen und der deutschen Gemeinsprache besorgte das Rotwelsch, aus der es zunächst, nach Mitte des 18. Jahrhunderts, die Studenten übernahmen, unter denen ja die Theologen hebräisch konnten und »für die das Überlisten der Zollwächter an der Stadtgrenze ein Hauptspaß war« (Trübners Wörterbuch). Goethe dürfte das von ihm gebrauchte »wegpaschen« (s. die eingangs angeführte Fauststelle) wohl als »burschikos« empfunden haben.

2) Das wienerische paschen = die Hände vor Vergnügen ineinander schlagen hängt mit dem obenerwähnten Paschen nicht zusammen, sondern ist ein lautmalerisches Zeitwort, eine sanftere Abart des patschen (z. B. in patschnaß, Patschhändchen).

Schmuggeln tritt erst im 18. Jahrhundert in der hochdeutschen Schriftsprache auf. Es kommt von niederdeutsch smuggeln (dazu dänisch smug = heimlich, smughandel = Schleichhandel). Im Englischen ist smuckellor seit 1661, smuggle seit 1687 belegt. Vielleicht besteht Verwandtschaft mit schmiegen, anschmiegen; die Brücke, die den Bedeutungswandel vermittelt, wäre dann: sich an den Boden schmiegen, d. h. sich ducken, sich heimlich durchwinden (man denke an „Schleich“-handel).

Der süddeutsche Ausdruck für schmuggeln ist schwärzen. Er hängt wahrscheinlich damit zusammen, daß im Rotwelsch, der alten deutschen Gaunersprache, swerze (Schwärze) schon im 14. Jahrhundert die Nacht (im übertragenen Sinne daher die Heimlichkeit) bedeutete. Übrigens hat man zur Erklärung des Zeitwortes schwärzen auch den Umstand herangezogen, daß Schmuggler sich das Gesicht schwärzen, um unkenntlich zu sein. Man vergleiche auch „schwarze Reichswehr“ (geheim gehaltene Truppenverbände), schwarz hören (wenn man keine Rundfunkgebühren zahlt), schwarzfahren (ohne Fahrschein auf der Eisenbahn oder Straßenbahn fahren) usw. Wenn Autodiebe den gestohlenen Wagen ganz zerlegen, um die Beute in einzelnen Bestandteilen zu verwerten, so nennt man das in Berlin Schwarzschlachten. Im Krieg verstand man darunter das Schlachten von Rindern oder Schweinen unter Verletzung von Lebensmittelverordnungen.

Pistole

An der Zurückführung von Sachnamen auf Eigennamen findet das große Publikum offenbar unersättlichen Gefallen, denn von Zeit zu Zeit wiederholen sich in Tageszeitungen und volkstümlichen Zeitschriften Aufsätze, die immer wieder das Macadampflaster des Amerikaners MacAdam und die Schrapnells des Obersten Shrapnell „aufwärmen“. Aber nicht nur der „gleichnamige Erfinder“ ist sehr beliebt, die Formel „nach dem Orte der Erzeugung“ steht auch nicht in tiefem Kurse. Neben den richtigen machen sich unter diesen abgedroschenen Ableitungen aus Ortsnamen auch einige falsche breit und sie erweisen sich als nicht minder hartnäckig. Oft ist es allerdings bei gewissen etymologisch dunklen Wörtern das Fehlen oder vorläufige Fehlen einer anderen Deutungsmöglichkeit, das — angesichts zufälliger Lautähnlichkeit eines geographischen Eigennamens — die Entstehung einer etymologischen Legende fördert. Selbstverständlich soll nicht etwa bestritten werden, daß viele dieser Ableitungen aus geographischen Eigennamen einwandfrei sind. Der Magnet und das Magnesium erinnern mit Recht an die thessalische Landschaft Magnesia, das Kupfer an die Insel Kypern, das Pergament an die Stadt Pergamon,

wo man als Ersatz für Papyrus zuerst Tierhäute für das Schreiben herrichtete. Diese Liste ließe sich lange fortsetzen. Unter diesen auf geographische Eigennamen zurückgehenden Sachnamen wird gewöhnlich auch die *Pistole* angeführt. Die kleine Handfeuerwaffe heiße so, weil sie zuerst in der italienischen Stadt *Pistoia* (bei Florenz) erzeugt worden sei. Auch Kluges Etymologisches Wörterbuch vertrat früher, durch viele Auflagen hindurch bis zur allerjüngsten Zeit, diese Ableitung. Darüber, daß kein geschichtlicher Beleg dafür vorliegt, daß diese Waffe gerade in *Pistoia* erzeugt worden wäre, hat man sich nicht lange gewundert. Allerdings fanden sich Aufzeichnungen, daß man in *Pistoia* kleine Dolche verfertigt hatte. Diese hießen *pistoyers* und in Italien bedeutet *pistolese* auch jetzt ein Jagdmesser. Es müßte also eine Übertragung des Namens vom kleinen Dolch auf die kurze Handfeuerwaffe erfolgt sein (Diez: „weil beide versteckt geführt wurden?“), was zwar nicht belegt, immerhin aber grundsätzlich nicht ausgeschlossen ist. Es liegt übrigens auch eine Vermutung von Frisch vor, *Pistole* sei aus lateinisch *pistillus* = Stößel (italienisch *pestello*) abgeändert und habe die ursprüngliche Bedeutung: Werkzeug mit Knauf.

Eine geistreiche Hypothese über die Herkunft des Wortes *Pistole* („womit die stümperhafte Beziehung des Wortes zu der Stadt *Pistoia* fällt“) hat Rudolf Kleinpaul aufgestellt. Er sieht in *Pistole* das italienische *pistolà* (lateinisch *epistola*) = Brief. Als im 14. Jahrhundert die Handfeuerwaffen ganz kleinen Kalibers in Italien aufkamen (im Jahre 1364 ließ die Republik Perugia 500 Stück solcher Waffen anfertigen), mag diese Waffe den Namen *pistolà* bekommen haben, indem man sie einem Briefe, d. h. richtiger einer Brieftaube verglich. Jedenfalls stimmt, was Kleinpaul als allgemeine Voraussetzung seiner Deutung ins Treffen schickt, nämlich der Umstand, daß Schusswaffen oft Vögeln verglichen und nach Vögeln benannt worden sind. „Wenn im Mittelalter, wo der Reiher gebeizt ward, Geschütze und Handfeuerwaffen die Namen von Stoßvögeln erhielten, Namen, die teilweise heute noch leben, so war das doch eine handgreifliche, schöne, aber als solche niemand entgehende Metapher.“ Wir nennen die Beispiele Falkaune und Falkonett, Muskete, Terzerol. Der Falke (lateinisch *falco*, mittellateinisch *falcona*) ist bekannt als Jagdvogel. Nach der Erfindung des Schießpulvers ist die Schusswaffe auf dem Gebiete der Jagd gleichsam an die Stelle des Stoßvogels getreten. Heißt die Falkaune und das kleinere Falkonett nach dem Falken¹, so kommt der Name

1) Das Schweizerische Idiotikon sieht — bei der Behandlung des Wortes *Fagune* (so hieß in der Schweiz im 16. Jahrhundert die Falkaune) — die

Muskete (moschetto) von dem einer Sperberart. Mosquet ist der spanische, émouchet der französische Name eines Sperbers, dessen Brust mit kleinen Flecken (frz. mouche von lat. musca = Fliege) gesprenkelt ist und der deutsch, ebenfalls mit Hinsicht auf die Sprengelung, „Sprinz“ heißt. Nach diesem Stoßvogel hieß das auf eine Gabel aufgelegte Luntenschloßgewehr, das 1521 im Heere Karls V. an Stelle der Hakenbüchse trat, um dann etwa 100 Jahre später, von Gustav Adolf verbessert, alle anderen Gewehrarten zu verdrängen, Muskete. (Daher „Musketiere“ nicht nur in Frankreich, sondern bis 1918 auch der Name für die Mannschaft in den ersten beiden Bataillonen der deutschen Linieninfanterieregimenter.) Terzerol war der Name einer kleinen Pistole. Der Name kommt vom italienischen Wort terzuolo, dem Namen einer Habichtsart. Der Vogelname terzuolo selbst (französisch tiercelet) ist nicht ganz klar, man führt ihn auf tertiolus (lateinisch tertius) = der Dritte zurück, weil nach dem Volksglauben in den Nestern dieser Vogelart jedes dritte Junge ein Männchen sei, oder weil nach einer anderen Volksmeinung das Weibchen um ein Drittel kleiner sei als das Männchen. Aber wie immer es zum Namen der Habichtsart gekommen sein mag, gesichert erscheint jedenfalls, daß die Waffe Terzerol nach dem Raubvogel terzuolo heißt.

Hier haben wir also in Falkonett, Muskete und Terzerol drei einwandfreie Zeugen dafür, daß die Neigung bestand, Schußwaffen nach Vögeln zu benennen, wie übrigens auch nach Schlangen: Serpentina, Feldschlangen u. dgl. Daneben werden noch vereinzelte Benennungen eines einzelnen Geschützes von seiten der Truppe als Adler, Nachtigall¹, Hahn, Taube u. dgl. überliefert. In einer Lindauer Urkunde aus dem Jahre 1723 ist von einem Eammerstückh (Geschütz) „der Adler“ die Rede. Noch im Weltkrieg hatten bayrische Soldaten für ein russisches Geschütz den Namen Auerhahn aufgebracht. Das alles läßt Kleinpauls Deutung Pistole = Brief, d. h. Brieftaube als nicht unwahrscheinlich und jedenfalls besser begründet erscheinen als die Ableitung von der Stadt Pistoia.

Als erwiesen kann jedoch die Vogeldeutung nicht gelten. Zumal da noch eine weitere Ableitung auf den Plan tritt, die man als befriedigend ansehen darf. Demnach wäre das Wort Pistole tschechischen Ursprungs. Zum lautmalenden tschechischen Wort pisk = Pfiff (piskati = pfeifen) ist das

Vergleichsgrundlage nicht darin, daß das Geschöß wie ein Raubvogel auf den Gegner losgelassen wird, sondern im schwirrenden Flug der Kugel.

1) Nachtigall war im Besonderen der volkstümliche Name einer schweren Geschützart, die sonst Kartaune hieß (von mittellateinisch quartana = Viertelbüchse).

Wort píšťala = Pfeife gebildet. Meyer-Lübke hat in seinem Romanischen Etymologischen Wörterbuch auf die (übrigens viel früher schon vom tschechischen Historiker Palacký erkannte) Möglichkeit eines Zusammenhangs zwischen Pistole und tschechisch píšťala = Pfeife hingewiesen, allerdings hinzugefügt: „doch fehlt die historische Begründung der Auffassung“. Seither hat Kurrelmeyer, der, wie übrigens auch K. Strelkelj, unabhängig von Meyer-Lübke auf die tschechische Spur gelangte, die vom Romanisten vermißten historischen Belege beigebracht. Pistole kommt deutsch zuerst in schlesischen Geschichtsquellen zwischen 1421 und 1429 als Name von Feuerwaffen vor: und zwar in Formen wie pischulle, pischoll, pischczal usw. Daß in diesen Fällen das tschechische Wort píšťal = Pfeife im Sinne von Handrohr, Handfeuerwaffe gebraucht wird, beweist der Umstand, daß gelegentlich auch das tschechische Wort übersetzt erscheint und daß deutsch „Pfeife“ im Sinne von Pistole gebraucht wird¹. So ist in einem schlesischen Dokument aus dem 15. Jahrhundert die Rede von „steynbuchsen und pulver und steyne ... und ouch pfeiffen und hawfenicz“. Das letzte Wort bedeutet Haubitzen und erinnert uns daran, daß die Herkunft der Pistole aus dem tschechischen píšťal nicht ein Unikum darstellt. Gerade auf dem Gebiete des Kriegswesens finden sich im Deutschen und in den euro-

1) Die Grundlage für die Gleichstellung von Schußwaffe und Pfeife liefert das gemeinsame Merkmal des Hohlens. Darauf gründet sich auch die Inanspruchnahme der Pistole als weiblichen Geschlechtssymbols. So heißt es in einem schweizerischen Volksreim: Min Schatz is vo Uri und ich us Tirol, min Schatz hed en Sabel und ich e Pistoll. Hier ist also die Form, das Ausgehöhltsein der Pistole für die Symbolik des Volkslieds wichtiger als ihr Charakter als Angriffswaffe, denn sonst haben nämlich Angriffswaffen männlichen Symbolwert. Dies gilt z. B. für den Säbel, wie der eben angeführte Volksreim zeigt. Ein anderer, ebenfalls aus der Schweiz, lautet: Alde, alde, alde (Ade), der Heiri un si Vre (der Heinrich und seine Veronika), sie fored übr d' See, der Heiri zieht de Sabel us und sticht der Vre alle Federe us. Ebenso dient auch das Bajonett als männliches Geschlechtssymbol. Sein Pankenett putzen kommt in oberdeutschen Mundarten verschiedenorts mit der Bedeutung onanieren vor. Man beachte auch österreichisch Titschkerl = Bajonett, tischkerln = coire. Aus dem Pariser Argot bucht Villatte 1912 als Bezeichnungen des männlichen Gliedes: braquemart, kurzes Schwert, dard, Spieß (astiquer le dard, den Spieß putzen = onanieren). Aus dem englischen Slang buchen Farmer und Henley: bayonet, fixed-bayonet, aufgestecktes Bajonett, lance in rest, eingelegte Lanze, dagger, Dolch, battering-piece, Belagerungsgeschütz. Bei den Römern war hasta (Lanze) ein gangbarer Euphemismus für penis. Römische Dichter gebrauchten für das männliche Glied gelegentlich auch arma (Waffe) schlechthin (z. B. Petronius, Propertius).

päischen Sprachen überhaupt mehrere Eindringlinge aus dem Tschechischen. Sie gehen auf die Zeit der Hussitenkriege und auf den Dreißigjährigen Krieg zurück. Die Gelegenheit zur Berührung mit tschechischen Kriegsleuten und mit den redensartlich gewordenen „böhmischen Dörfern“ war jedenfalls zeitweilen reichlich gegeben. Außer der schon erwähnten Haubitze (aus tschechisch houfnice = hölzerne Steinschleuder¹⁾) erwähnen wir noch Trabant aus tschechisch drab = Fußsoldat, Tornister aus tanistra (das wohl ebenso wie ungarisch tarisznya, rumänisch taistra und daraus siebenbürgisch-sächsisch teister, auf zwei untereinander nicht verwandte Vorfahren, auf spätgriechisch tagistron = Futtersack des Reiters und lateinisch canistrum = Brotkorb zurückgeht). In diesem Zusammenhang seien noch folgende militärische Sachnamen genannt, die aus dem Osten, und zwar aus mehr oder weniger slawischen Zusammenhängen kommen: Säbel, Pallasch, Husar²⁾, Pekesche, Litewka.

Zur Stützung der tschechischen Ableitung von „Pistole“ kann noch erwähnt werden, daß für das Gleichnis, das der Bedeutungsübertragung von pišťal = Pfeife auf Pistole = Handfeuerwaffe zugrunde liegt, eine Analogie vorhanden ist. Nicht nur das Wort Pistole bedeutet ursprünglich nur Pfeife, Rohr, sondern auch das Wort Kanone, dem eine bedeutungsgeschichtlich ähnliche Metapher zugrunde liegt. Der Ursprung von Kanone ist semitisch: akkadisch qanu, hebräisch qane bedeutet Schilfrohr, daraus griechisch kane = kleines Rohr, aus dem sich sowohl Kanon = Rohrstab, Meßstab und dann allgemein Maß, Regel, als Kanone = Geschütz, übrigens auch Kanal, entwickelten; Kanonenrohr ist also sprachgeschichtlich eigentlich eine Tautologie, wie Attentatsversuch, Plaisirvergnügen, Guerillakrieg.

Wir können vom Wort Pistole, das uns bereits zu verschiedenen wortgeschichtlichen Ausblicken veranlaßt hat, nicht Abschied nehmen, ohne vorher noch einer seiner bisher nicht erwähnten Bedeutungen zu gedenken. Pistole hieß der von Philipp II. von Spanien eingeführte Doppelscudo, welches Wort dann besonders in Frankreich Fuß gefaßt hat als Münzbezeichnung; aus Geschichtsbüchern und historischen Romanen ist das Wort Pistole als Münzbezeichnung auch in Deutschland bekannt geworden. Im deutschen Schrifttum kommt „Pistolet“ zuerst 1575 in Fischarts Gar-

1) Das aus dem Dreißigjährigen Krieg stammende Wortspiel: »Was dem Hauf nütze, ist die Haufnitze« (Haufen = Truppe, Bataillon) darf nicht etymologisch gewertet werden.

2) Vgl. dieses Stichwort in »Wörter und ihre Schicksale«.

gantua vor. Man nimmt an, daß le pistolet in Frankreich zuerst ein Scherzname war, den man kleinen spanischen Geldmünzen gegeben hat, und erklärt sich die Sache so: le pistolet sei eine Verkleinerung von la pistole; man habe ja auch gewisse kleine Dolche in Italien pistolette und pistolese genannt und so habe man eine gewisse spanische Münze, die kleiner gewesen sein soll als andere, Pistolchen, pistolet genannt. Der eigentliche Sinn war also: das Kleine. Ein französischer Autor, Henry Estienne, fügt hinzu, es werde eine Zeit kommen, in der man die kleinen Männer pistolets (Pistolchen) und die kleinen Frauen pistolettes (Pistolinchen) nennen werde. (Eitzen: „Wenn das ernst gemeint gewesen wäre, wäre es eine der seltenen Voraussagen für einen Bedeutungswandel.“) Eine andere kühne Deutung des Münzennamens Pistole meint, der Durchmesser dieser Goldstücke sei ursprünglich genau so groß gewesen wie das Kaliber der Pistole genannten Schußwaffe.

Wesentlich glaubhafter ist die Verwandtschaft des Münzennamens Pistole mit dem Worte Piaster. Da diese Geldbezeichnung jetzt nur noch im Orient vorkommt, wäre man zunächst geneigt, in ihr ein indisch-persisches, arabisches oder türkisches Wort zu vermuten. In Wirklichkeit ist das Wort erst aus dem Abendland in den Orient gedrungen. Die Bezeichnung Piaster gebrauchten zuerst die Spanier, und zwar für den in Südamerika in Kurs gesetzten spanischen Peso. Das Wort Piaster ist auch mit Pflaster verwandt. Das Stammwort ist das mittellateinische *plastrum* = Metallplatte. Die Vermittlungsform ist italienisch *piastra* = Metallplatte, und besonders seine Verkleinerung *piastola* = Plättchen. Von *piastola* zu Pistole und Piaster ist der Weg nicht mehr weit. Die lautliche Übereinstimmung der romanischen Geldbezeichnung Pistole mit dem ursprünglichen tschechischen Waffennamen Pistole ist also wohl nur eine zufällige.

Pluzer

An dem österreichischen Worte Pluzer kann man eine Reihe von Erscheinungen aus dem Gebiete der Bedeutungsübertragung beobachten. Pluzer bedeutet zunächst

1) einen Kürbis, besonders einen großen Kürbis. Man vermutet, daß dieses Hauptwort verwandt ist mit dem mundartlichen Zeitwort pluzen, herpluzen = schwer mit Geräusch niederfallen (also etwa wie plumpsen). Der Name Pluzer würde sich demnach also irgendwie auf den Eindruck gründen, den das Einbringen der Kürbisse vom Felde, das Hinwerfen der schweren, aber minderwertigen Früchte hinterläßt.

2) Pluzer heißt ferner eine bauchige Flasche aus Steingut mit schmalen Hals. Die Bedeutungsübertragung beruht vor allem auf der Formähnlichkeit, vielleicht auch darauf, daß ausgehöhlte Kürbisse mitunter als Gefäße verwendet worden sind. Diese Bedeutungsbeziehung zwischen den Begriffen Kürbis und Flasche besteht nicht nur im Österreichischen. Aus arabisch qar'a = Kürbis entwickeln sich die Bezeichnungen der Flasche im Spanischen, Katalanischen und Portugiesischen: calabaza, carbassa, cabaza. Es gibt einen „Flaschenkürbis“ (*Lagenaria vulgaris* aus griechisch-lateinisch *lagena* = Flasche) und es ist zu beachten, daß für das Altertum, wie Meringer hervorhebt, nur der hartschalige, weißblühende Flaschenkürbis in Betracht kommt, denn der gelbblühende (*cucurbita pepo*) ist erst aus Amerika eingeführt worden. Primitiven Völkern dienen Flaschenkürbisse als Gefäße und ein großer Teil der vorgeschichtlichen Töpferkunst, vor allem die Bandkeramik, geht auf Kürbisformen zurück.

In früheren Zeiten gingen in Wien bei Volksfesten oder sonstigen großen Menschenansammlungen Frauen herum, die aus Steingutflaschen Wasser oder Mineralwasser feilhielten. Das war das „Pluzerwasser“. Manchmal verkauften sie aus dem Pluzer auch Pluzermüli, d. h. Wasser mit gestoßenen Kürbiskernen und in diesem Falle war die „Pluzer“-Bezeichnung doppelt begründet. Bei der Redensart „i kunt vor Zurn in an Pluzer spring'n“ ist nicht klar, ob vom Kürbis oder von der Flasche die Rede ist, jedenfalls ist etwas für den Menschen sehr Enges gemeint.

3) Nicht nur auf eine Flasche bestimmter Form, auch auf das menschliche Haupt wird der österreichische Name des Kürbisses übertragen¹. Besonders einen großen Kopf, einen sogenannten Wasserkopf, nennt man Pluzer. Die Bezeichnung kann, muß aber nicht etwas Verächtliches haben, scherzhaft ist sie jedenfalls. „An Zylinder auf'n Pluzer“, heißt es in einem alten Wiener Drahlerlied. In den sein Pluzer geht nix eini, sagt man von einem, der schwer von Begriff ist. Daß der Kürbis gelegentlich als Symbol der geistigen Minderwertigkeit dient, beruht vermutlich sowohl auf dem geringen Wert der Frucht, als auch auf der Vorstellung der Hohlheit, da man auf dem Lande Kürbisse zu praktischen Zwecken oder zur Verwendung in gewissen alten Bräuchen oft aushöhlte. Man beachte übrigens auch im Ungarischen: tökfílkó = Kürbisjunge (auch Schellenober) im Sinne von Trottel, tökbuta = dumm wie ein Kürbis, tökrészeg = besoffen wie ein Kürbis. (Das Eingehen auf die ungarische Bedeutungsreihe Hoden-Kürbis-Schellen würde hier zu weit führen.)

1) Ähnlicherweise hat in der schwäbischen Kundensprache Kürbis auch die Bedeutung: Kopf.

Wenn man an den alten ländlichen Kinderbrauch denkt, in einen ausgehöhlten Kürbis Löcher zu schneiden, die Augen, Nase und Mund darstellen sollen¹, erscheint die Vorstellungsverknüpfung Kürbis—Kopf nicht so weit hergeholt². Auch spielt die schon behandelte Gleichung Kürbis = Pluzer = Gefäß dabei mit. Ferner muß man auch wissen, daß die Kultursprachen in ihrem Wortschatz lebendige Andenken an jene Zeiten erhalten haben, in denen die Menschen die Schädel der Toten als Trinkgefäße benutzten. Das deutsche Wort Kopf (verwandt mit englisch cup = Becher, Obertasse) hat noch im Mittelalter „Trinkgefäß“ bedeutet, woraus sich dann zunächst die Bedeutung Hirnschale entwickelte. Auch die einwandfreie sprachliche Verwandtschaft zwischen „Kopf“ und „Kübel“ und zwischen „Schädel“ und „Schale“, sowie die Entwicklung des lateinischen testa = Schale zu französisch tête = Kopf deutet auf die einstige Verwendung von Menschenschädeln als Trinkgefäßen. Im Bregenzerwald, in Graubünden und in Glarus nennt man den Handwerker, der aus Holz Milchgefäße u. dgl. anfertigt: Schädler. Die Übertragung des Wortes Pluzer auf den Schädel ist also mehr als ein volkstümlicher Scherz, eine uralte Vorstellungsverknüpfung zwischen Trinkgefäß und Menschenhaupt wirkt dabei als unbewußtes archaisches Moment mit.

4) Nicht nur den Kopf kann Pluzer bedeuten, auch der Mensch selbst kann mit diesem Wort bezeichnet werden. Es wird dann zum gerichtsnotorischen Schimpfwort. Aus einer Gerichtsverhandlung in Schwechat im Oktober 1933 wegen Körperverletzung: „I bin friedlich beim Tisch g'sess'n. Auf amal kummt er und stänkert mi an. Dreimal hat er ma kräftig ins Ohr g'schrien: Pluzer! Damit Ruh' ist, hab i eam langsam wegtaucht. Dann san ma a bisserl z'samg'wachs'n.“ Pluzer bedeutet in diesem Falle etwa: Idiot. Es ist ein Fall jener häufigen Bedeutungsverschiebung, bei der man

1) Im Frankfurterischen bezeichnet man als Kerwes-Kepp mit Aage (Kürbisköpfe mit Augen): ausgehöhlte und mit Löchern (Mund und Augen) versehene Kürbisse, in die ein Licht gesteckt wurde.

2) Auch in der französischen Volkssprache wird der Kopf calebasse (Flaschenkürbis) genannt; vendre la calebasse (den Kürbis verkaufen) = jemanden verraten, anzeigen. Man vgl. im Argot: citrouillard (Kürbisling) = Kopf, cucurbitacé (Kürbisartiges) = Dummkopf. Auch das Italienische kennt die Bedeutungsentwicklung von succa = Kürbis zu »Kopf« und zu Dummkopf. Schon im Vulgärlateinischen dient cucurbita zur Bezeichnung eines einfältigen Menschen (z. B. bei Petronius, verdeutlicht bei Apulejus: cucurbitae caput). Der Japaner bezeichnet scherzweise einen Raum, in dem buddhistische Priester versammelt sind, wegen deren kahlgeschorenen Schädel: togwambune, Kürbisschiff.

mit dem Namen eines Körperteils den ganzen Menschen bezeichnet, wie Graubart, Fettwanst, Leichtfuß, Dummkopf u. dgl. Gerade den Kopf betreffende volkstümliche Bezeichnungen werden oft als Schimpfworte für den ganzen Menschen gebraucht. So hat, um nur ein Beispiel zu nennen, das im Weltkrieg berüchtigt gewordene Schimpfwort Boche in französischen Mundarten ursprünglich die Bedeutung Dickkopf, Quadratschädel.

5) Schließlich hat Pluzer noch eine fünfte Bedeutung. Eine aus dem Jahre 1800 stammende Definition kann im großen und ganzen auch heute noch gelten: „ein unerhebliches Versehen, besonders gegen die Konvenienz“. Wie kommt es zu dieser Bedeutung? Führt dazu eine Brücke von einer der vier vorherigen Vorstellungen Kürbis, Flasche, Kopf, Dummkopf?

Am verlockendsten erscheint es, von der letztgenannten Bedeutung auszugehen. Dann stünde es so, daß wer einen Pluzer, d. h. einen minderwertigen Kürbisschädel hat, auch selbst Pluzer geschimpft wird, und was er nun in seiner Dummheit anstellt, heißt nun auch Pluzer. Unmöglich ist diese Kombination nicht, aber gar kein sprachgeschichtlicher Beleg spricht dafür. Vor allem ist festzustellen, daß Pluzer weniger die Handlung eines Dummen bedeutet, als ein Versehen aus Ungeschicklichkeit, Unaufmerksamkeit oder Zufall. Wenn nun nach einer anderen Deutung ausgeschaut werden soll, möchte ich zu beachten geben, daß man in manchen Gegenden Frankreichs für Korb geben *donner la citrouille*, den Kürbis geben sagt. Vielleicht wird die vergleichende Volkskunde noch einmal feststellen, daß der Kürbis als minderwertiges Gewächs in verschiedenen, von einander unabhängigen Gegenden Europas gleichsam als Symbol des Mißerfolges galt, so daß es auch diesmal dem Bewußtsein bereits verloren gegangene archaische Vorstellungen sind, die ihre Spuren im Wortschatz hinterlassen haben.

Vielleicht hängt aber die Bedeutung Pluzer = Versehen gar nicht mit der Vorstellung des Kürbisses zusammen, sondern mit jenem Zeitwort, das vermutlich in der Wortgeschichte hinter Pluzer steht: mit dem schon erwähnten *pluzen* = hinplumpsen. In diesem Falle also würden sich vom Zeitwort *pluzen* herleiten sowohl das Hauptwort Pluzer = hinplumpsende Frucht = Kürbis, als auch das Hauptwort Pluzer = Hinplumpsen = ungeschickter Schritt. Daß die Bezeichnung einer ungeschickten Art der Fortbewegung aus dem Konkreten übertragen wird und dann etwas Negatives im geistigen oder sittlichen Sinne bedeutet, kommt in der Wortkunde mehrmals vor. So kommt z. B. das Wort Trottel von treten und enthält einen Hinweis auf die unsicheren kleinen Schritte der Schwachsinnigen. Beim doppeldeutigen Wort Fehltritt sind die Übertragungsverhältnisse durchsichtig. Einen Versager, eine Fehlleistung nannte man früher, und noch jetzt in manchen Mundarten,

einen „Purzelbock“, was ja bekanntlich auch zunächst eine körperliche Bewegung bedeutet. (Aus Purzelbock erklärt sich dann die Redensart „einen Bock schießen“.)

Im übrigen ist noch zu bemerken, daß es nicht ganz sicher ist, ob Pluzer = Kürbis usw. und Pluzer = Fehler sprachgeschichtlich überhaupt verwandt sind. Schon Schmeller hat in seinem Bayrischen Wörterbuch die Vermutung ausgesprochen, daß Pluzer = Fehler mit tschechisch blud = Irrtum, blouditi = irren zusammenhängt. In den hundert Jahren seit Schmeller hat sich diese Hypothese weder erhärten noch ausschließen lassen¹.

Putsch

Putsch in dem Sinne „kleiner Aufstand mit Überrumpelungstaktik“ gelangte 1839 aus der schweizerischen Mundart in das Schriftdeutsch. Das schweizerische Wort ist anscheinend zurückzuführen auf althochdeutsch bozan = stoßen, schlagen, woher auch „Amboß“ (althochdeutsch anaboz) = Gestell, auf dem man schlägt. Im Tirolischen gibt es noch ein Zeitwort boassen = schlagen, stoßen, klopfen (z. B. den Schnee von den Füßen a'boassn). Auch mundartlich bosseln = Kegel schieben ist zu erwähnen. Es besteht auch Verwandtschaft mit englisch beat = schlagen, mit französisch pousser = stoßen, bosse = Beule, bouton = Vorstoßendes, Knospe, Knopf, début = erster Stoß, mit italienisch botto = Stoß, bozza = Beule. Zur selben Sippe gehört im Deutschen Butzen = Klumpen, d. h. „Vorstoßendes“ (enthalten in „Butzenscheibe“ = Scheibe mit der „Butze“, der Erhöhung in der Mitte).

Als ursprüngliche Bedeutung von schweizerisch Putsch führt man gewöhnlich Platzregen, plötzlicher Guß an¹. Dies ist eine Ungenauig-

1) Die slawische Wurzel blud dürfte zum indogermanischen Erbgut gehören und mit dem veralteten deutschen Wort blenden = mischen, vermischen, verwechseln (daher Blendling = Mischling, Bastard, Zwitter) verwandt sein. Das jüdische Zeitwort blondzen = sich verirren, auf Abwege geraten — z. B. im Sprichwort: besser zehnmal fragen, ejder (ehe) einmal blondsen — hängt jedenfalls — ohne mittelbare Beziehung zum österreichischen Pluzer-Fehler — mit dem genannten slawischen Zeitwort zusammen.

2) Es wirkt dabei wohl auch mit der Anklang an die lautmalenden Wörter Patsch (= Schlag, Patschhand, patschnaß) und plätschen = laut aufschlagen (wovon auch Platzregen, oberelsässisch Platschregen). Das Schweizerdeutsch hat übrigens viele Ausdrücke für die verschiedenen in der Schriftsprache kaum auseinanderzuhaltenden Stärkegrade des Regens; z. B. im Berner Oberland: e Steipeta oder Spritzeta, es Schitteli oder es Rägelli,

keit, die auf eine Bemerkung von Gottfried Keller zurückgeht. Die ursprüngliche Bedeutung von Putsch ist im Schweizerischen viel allgemeiner. Im Idiotikon sind viele Spalten mit Belegen der vielfachen Verwendung des Worts gefüllt. Putsch ist zunächst ein Ausruf beim Zusammenprall zweier Dinge oder Personen (also wie Oha, Hoppla, Bumsti), aber auch das Geräusch des Zusammenpralls selbst (das hät en rechte Putsch tue). Putsch ist auch der Stoß selbst (d'Geiß hed mer e Putsch g'ge, d' Sackuhr hed en Putsch übercho), auch ein Stoß im bildlichen Sinne (Zwingli schreibt z. B., er habe um Christi willen „so viel großer unsaglicher Pütschen erleid“). Hierher gehört auch das Zeitwort putschen = stoßen (er het mit sine Chopf gnickt, also wie wenn er mit ime Schafbock butsche hätte wölle); zur Gesundheit putschen = mit dem Trinkglas anstoßen.

Putsch ist auch ein Maß (en Putsch Geld müeßt ihr riskiere), wer viel erbt, hat „en großen Putsch übercho“. Putsch ist auch eine Bezeichnung für Most, Obstwein; verputschen = zu Most verwandeln. Bachputsch ist die plötzliche Anschwellung des Baches zufolge Platzregens, Anputsch ist Anprall, der erste Anputsch ist die erste Aufregung. Das Plötzliche, Stoßartige ist fast in allen Bedeutungen vorherrschend. So bekam das Wort, auf menschliches Verhalten bezogen, besonders auch den Sinn: Aufwallung, sinnlose Aufregung, strohfeuerartige Begeisterung. Die Neigung zu solchem Verhalten hat eifersüchtige Nachbarschaft besonders den Zürichern vorgeworfen; man nannte daher, wie Gottfried Keller schreibt, „jede närrische Gemütsbewegung, Begeisterung, Zornigkeit, Laune oder Mode der Züricher einen Züriputsch“.

Züriputsch war aber vor allem die Bezeichnung für ein bestimmtes politisches Geschehnis im Jahre 1839. Schon vorher hatte man den am 6. Dezember 1830 erfolgten Zug der Freiamter nach Aarau den Freiamterputsch genannt. Aber erst dem Züricher Putsch vom Jahre 1839 war es vorbehalten, das schweizerische Mundartwort in die politische Terminologie der hochdeutschen Schriftsprache zu verpflanzen. Die Ursache jener Volksbewegung war der Umstand, daß David Friedrich Strauß, der

es Schmeizeta, e Schitti, e Schuur, e Gutz und e Wolkenbruch. Auch andere deutsche Mundarten verfügen über ähnlich reiche Skalen. So hat z. B. der große Sprachreiniger Campe, der für die Fremdwörter vornehmlich aus den niederdeutschen Mundarten Ersatz holen wollte und daher bestrebt war, den Reichtum des Niederdeutschen aufzuzeigen, u. a. die Ausdrücke für regnen zusammenstellte; seine niederdeutsche Skala geht von „es mistet“ (für Staubregen) ansteigend über es schnuddert, stipptert, pladdert, guddert, gießt bis zum „es gießt in Mollen“.

eben mit seinem „Leben Jesu“ viel Aufsehen verursacht hatte, als Professor an die theologische Fakultät der Universität Zürich berufen wurde. Bevor noch der blutjunge schwäbische Theologiedoktor die Lehrkanzel beziehen konnte, brach im Kanton Zürich der sogenannte Straußenhandel aus. Eine Flut von Flugschriften der Antistraußen verteidigte die orthodoxen kirchlichen Belange, und schließlich zogen große Haufen bewaffneter Bauern in die Kantonshauptstadt, und in wenigen Stunden — das war eben der Putsch — endete der Straußenhandel mit dem Sieg der Konservativen. Ein Mitglied der Regierung, Dr. Hegetschweiler, büßte sein Leben ein, andere mußten die Flucht ergreifen und eine konservative Regierung trat an die Stelle der fortschrittlichen. David Friedrich Strauß selbst wurde, bevor er die Professur überhaupt antreten konnte, pensioniert. Für das Wort Putsch bedeutete jener bewegte Tag die Aufnahme in den hochdeutschen Wortschatz.

Schon daraus, daß der konservative Zürriputsch von 1839 ein erfolgreicher Putsch war, ist zu ersehen, daß die Definition des Wortes Putsch im Deutsch-Englischen Wörterbuch von Muret-Sanders und im Deutsch-Französischen von Sachs-Villatte als *mißlungene Volkbewegung* eine unbegründete Einschränkung darstellt. Hingegen ist als richtig anzuerkennen die Bemerkung im Handwörterbuch der deutschen Sprache von Sanders-Wülfing, daß die Bezeichnung Putsch heute etwas Verächtliches hat. Jedenfalls wird für jene Vorgänge, die man gewöhnlich als den Kapp-Putsch, den steirischen Heimwehr- oder Pfrimer-Putsch bezeichnet, von den Teilnehmern selbst und von deren Gesinnungsgenossen die Bezeichnung Putsch kaum verwendet.

Das Wort Putsch hat auch zu verschiedenen Zusammensetzungen (Putschpolitik, Putschmethode, Putschstimmung, Putschangst usw.) geführt. Neuerdings hat sich auch das Zeitwort *aufputschen* eingebürgert. Es bedeutet nicht nur zum Putsch bewegen, aufwiegeln, sondern besonders auch: leidenschaftliche Stimmung erregen. Offenbar wirkt der Anklang an „aufpeitschen“ hier sinnbestimmend mit. Gegen andere Weiterbildungen, wie Putschist, Putschismus sprach sich die Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins 1919 wie folgt aus: „Uns bleibt nur die Hoffnung, daß unser Volk, wie so manche Krankheitsstoffe, so auch diese Begriffe und damit ihre Bezeichnung bald wieder ausscheiden wird.“ Aber die Wörter Putschist und Putschismus sind noch immer nicht verschwunden und in Sprachvereinskreisen trachtet man, wenigstens die fremden Endungen auszumerzen. Die „Wiener Sprachblätter“ (1936) empfehlen statt Putschist: Putscher (Mehrzahl: Putschmänner), statt Putschismus:

Putschtum. („Allerdings könnte jemand bei dem letzten Worte an der Lautfolge —tscht— Anstoß nehmen und sie ungebräuchlich finden. Er wird anderer Meinung werden, wenn man ihn an das Wort Deutschtum erinnert, das ja dieselbe Lautfolge enthält.“)

Die Zurückführung des heute allgemeinen Worts Putsch auf die Züricher Vorgänge im Jahre 1839 erinnert daran, daß es noch ein Beispiel für die Bereicherung des literarischen Wortschatzes durch ein bestimmtes politisches Ereignis gibt. Das Wort Krawall war ursprünglich ein Ausdruck der hessischen Mundart, angeblich aus französisch *charivari* = Katzenmusik, Straßenlärm, aber viel wahrscheinlicher aus bayrisch *Grewehi*, fuldaisch *Geraball*. Der Hanauer Aufstand am 27. September 1830, der von der einheimischen Bevölkerung *Graball* genannt wurde, führte zum allgemeinen Bekanntwerden des Wortes Krawall, das dann aus dem Deutschen auch in einige andere Sprachen eindrang (z. B. ins Tschechische, *kraval*, ins Schwedische, *krawall*).

Der mundartliche Ausdruck „Geraball“, der dem Worte Krawall vermutlich zu Grunde liegt, dürfte mit *Rebell* verwandt sein, das über französischen Umweg auf lateinisch *rebellis* = Auführer (eigentlich „den Krieg Wiederholer“) zurückgeht¹. In dieser Bedeutungseinkennung — von Kriegswiederholer zu Auführer — drückt sich gleichsam die Siegesgewißheit der römischen Eroberer aus. Rom führt gewissermaßen gegen ein Volk nur einen Krieg, der Gegner wird in diesem jedenfalls besiegt und unterworfen, und greift er doch noch einmal zur Waffe, so ist dies eben schon Auführ, Rebellion.

1) *Rebellisch* und *rebell* — auch mit der abgeschwächten Bedeutung: unruhig sein, lärmern — sind im Deutschen richtige Volksausdrücke geworden und sind auch aus den Mundarten reichlich belegt. (Von unruhigen Bienen wird z. B. an vielen Orten gesagt, sie seien rebellisch. Das Elsässische Wörterbuch verzeichnet Wendungen wie „In Paris rewellen si alle Fingers lang“ oder „Die Buewe tuen uf dr Stross rewelln“. Aus dem Ostfränkischen ist rawelisch mit der Bedeutung konfus, aufgeregt gebucht. Ein österreichisches Gstanzl lautet: *Hinta mei Hosntürl — Han i a Forelln — Wannst ma a Sechsa gibst — Lass i 'hn rebelln.*) Beim sächsischen Ausdruck *Rebeller* = Weckruf ist wohl Anklang an französisch *réveille* (auch in der deutschen Militärsprache gebraucht für: Trommelschlag oder Hornsignal zum morgendlichen Wecken) wirksam. Aus der Beziehung von bayrisch-fuldaisch *Geraball* zu *Rebell* folgt, daß *Krawall* — *Rebellion* zu jenen etymologischen Doppelformen gehört, die ich in „Wörter und ihre Schicksale“ unter den Stichwörtern „authentisch-Effendi“ und „loyal-legal“ behandle.

Quintessenz

Quinta essentia (griechisch pempte ousia, bei Aristoteles pempton stoiceion) heißt wörtlich fünftes Wesen. Lateinisch quinta ist die Ordnungszahl zu quinque, was ebenso wie griechisch pente, armenisch hing, altindisch panca, gotisch fimf, altnordisch fimm, englisch five (angelsächsisch fif), deutsch fünf (althochdeutsch funf, finf) von den Anhängern der Ursprachenhypothese auf eine urarische Wurzel, etwa penque, zurückgeführt wird. Essentia ist die von Cicero eingeführte Übersetzung¹ für griechisch ousia, Wesen, wesentlicher Auszug. Als quinta essentia wurde in der pythagoräischen Lehre der neben den vier sichtbaren Elementen (Feuer, Wasser, Luft, Erde) bestehende fünfte, unsichtbare Luftstoff, der Äther, gemeint, dann der von einem Chemiker aus einem Körper ausgezogene feinste Stoff, ferner übertragen das Wesen einer Sache. Agrippa von Nettesheim verstand unter Quintessenz einen Auszug aus allen Elementen, den Weltgeist, und bei seinem Zeitgenossen Rabelais ist Quinte Essence der Name der Königin von Enteleshien, wo der ganze Hofstaat damit beschäftigt ist, Sprichwörter schauspielerisch darzustellen. Die von Bürger und Zschokke erfolglos vorgeschlagene — später allerdings gelegentlich auch von Maximilian Harden verwendete — Verdeutschung „Fünftelsaft“ (Bürger: „Minnesold ist aller Freuden Fünftelsaft“) beruhte jedenfalls auf einem Mißverstehen der ursprünglichen Bedeutung.

Rabeltern

Es ist eine Eigenheit der deutschen Sprache, lieblose Eltern als Rabeneltern zu bezeichnen, von einer Rabenmutter, einem Rabenvater zu sprechen². Franzosen und Engländer haben keine entsprechenden Ausdrücke mit Bezugnahme auf den Raben. Es heißt bei ihnen père dénaturé usw. und unnatural (oder cruel) father usw.

1) Fritz Mauthner bezeichnet diese Übersetzung als greulich; in den romanischen Sprachen ist „essentia“ auch so heruntergekommen, daß es bald nicht viel mehr als den Auszug wohlriechender oder wohlschmeckender Dinge bezeichnete.

2) Schiller hatte eine Vorliebe für diese Ausdrücke. Im Prolog zur Jungfrau von Orleans heißt es: Wider ihn im Heer der Feinde kämpft / Sein nächster Vetter und sein erster Pair / Ja seine Rabenmutter führt es an. Im Fiesko: Rabenvater! Was hast du gemacht? diesen ungeheuren, gräßlichen Fluch deiner armen, schuldlosen Tochter? In Kabale und Liebe: Blick hieher, hieher, du Rabenvater, — ich soll diesen Engel würgen?

H. Lessmann, der hinter jeder Redensart Gedankengut der germanischen Mythologie witterte oder wenigstens Märchenstoffe, versuchte auch die Ausdrücke Rabenvater, Rabenmutter aus einem Märchenstoff zu deuten. In Märchen werden oft Menschen gegen ihren Wunsch in Vögel verwandelt, so z. B. die sieben Söhne der Witwe im Bechsteinschen Märchen „Die sieben Raben“. Eines Tages, als die Geduld der Mutter mit der Bosheit und Wildheit der Knaben zu Ende war, rief sie aus: „O, ihr bösen Rabenjungen, ich wollte, ihr wäret sieben schwarze Raben und flöget fort, daß ich euch nimmer wieder sehe!“ Und alsbald wurden die sieben Knaben zu Rabenvögeln, fuhren zum Fenster hinaus und verschwanden. Diese Mutter sei also sowohl im eigentlichen als im übertragenen Sinne eine Rabenmutter gewesen.

Richtiger ist es, den Ursprung der Redensart in alten volkstümlichen Anschauungen über die Brutpflege bei den Raben zu suchen. Die Auffassung, diese Brutpflege sei ungenügend, ist schon für das Alte Testament belegt. Hiob macht dem Raben den Vorwurf, er werfe die Jungen aus dem Nest. Auf die mangelhafte Fürsorge der Eltern spielt wohl auch die Stelle in einem Psalme König Davids an, wo es heißt: Gott gibt den jungen Raben, die zu ihm schreien, ihr Futter. In seinem berühmten „Buche der Natur“ (1349) schreibt Konrad von Megenberg: Die raben werfent etliche kint ausz dem nest, wenn si der arbeit verdreuszt mit in, dasz sie nicht genuog speis pringen mügent. Pater Abraham a Santa Clara sagt in seinem Buche „Judas der Erzscheml“: „Wann der schwarze Vatter und die schwarze Mutter, beide Rabenvieh siehet, daß anfangs ihre ausgeschlossene (ausgebrüteten) junge Raben weiß gekleidet sein und nicht mit gleicher Schwärze prangen, so halten sie diese junge Dieb nicht für ihre eigene Brut.“ Es galt die Auffassung, daß die Rabenjungen in den ersten neun Tagen, solange sie nackt und hell sind, von den Eltern verlassen und vernachlässigt im Nest hocken und nur auf den „Tau des Himmels“ angewiesen sind. Die erbosten Eltern sollen sich nur von Zeit zu Zeit nach dem Nest umschauen und erst vom neunten Tage an, wenn an den Jungen die ersten schwarzen Federn sichtbar werden, sind sie beruhigt und beginnen Futter herbeizuholen.

In Wirklichkeit ist es eher umgekehrt. Gerade in der ersten Zeit ist die elterliche Fürsorge der Raben die liebevollste. „Beide Eltern“, heißt es zum Beispiel in Brehms Tierleben, „lieben die Brut außerordentlich und verlassen die einmal ausgekrochenen Jungen freiwillig nie. Sie können allerdings verscheucht werden, bleiben aber auch dann immer in der Nähe des Horstes und beweisen durch allerlei klagende Laute und ängstliches

Hin- und Herfliegen ihre Sorge um die geliebten Kinder. Wiederholt ist beobachtet worden, daß die alten Raben bei fortdauernder Nachstellung ihre Jungen dadurch mit Nahrung versorgten, daß sie die Atzung von oben auf das Nest hinabwarfen.“

Der Irrtum, die Rabenjungen würden von ihren Eltern aus Lieblosigkeit frühzeitig hinausgeworfen, beruht offenbar auf der Beobachtung des Umstandes, daß die Alten aus richtiger Rabenweisheit darauf drängen, die kaum flügge gewordene junge Brut möglichst rasch in den Daseinskampf einzuführen. Es entspringt dies der allgemeinen Vogelnatur. Unter günstigen Umständen veranlassen die Eltern die jungen Raben, den Horst bereits Ende Mai oder Anfang Juni, also im Alter von 8—10 Wochen, zu verlassen. Die Jungen werden dann von ihren angeblich lieblosen Eltern auf Wiesen und Äcker geführt, dort noch gefüttert, gleichzeitig aber „in allen Künsten und Kniffen ihres Gewerbes unterrichtet“. Wirklich selbständig wird der junge Rabe erst gegen Herbst hin.

Wir sprechen auch von Rabensöhnen, Rabentöchtern, Rabenkindern und meinen damit Kinder, die zu ihren Eltern lieblos sind¹. Diese Ausdrücke scheinen mir nur Umkehrungen der ursprünglichen Redensart von den Rabeneltern zu sein und man muß wohl nicht, wie es Riegler tut, annehmen, es habe da eine Volksfabel über den Geier mitgewirkt, nach der die Geierjungen sich an den altgewordenen Eltern für die ihnen seinerzeit teilgewordene grausame Behandlung rächen, indem sie sie ohne weiteres töten.

Im Gegensatz zu der deutschen Redensart von Rabensöhnen gilt bei den Japanern und den Chinesen der Rabe geradezu als ein Vorbild der kindlichen Dankbarkeit gegen die Eltern. Es heißt bei diesen Völkern, der Rabe bringe seinen Eltern, wenn sie alt geworden sind, Futter. Daher das japanische Sprichwort: Karasu ni hambo no ko ari — der Rabe hat die Tugend, (den Eltern) die Nahrung zu vergelten.

Räsonnieren

Das französische Zeitwort *raisonner* (von *raison* = Vernunft aus lateinisch *ratio*) bedeutet: seine Vernunft gebrauchen, urteilen, überlegen, richtig denken, Schlüsse ziehen. Es kann auch transitiv verwendet werden und bedeutet dann: etwas durchdenken. Das französische Zeitwort ist sowohl ins Englische (*to reason*), als ins Deutsche übernommen worden. Am deut-

¹) Im fünften Akt der Räuber spricht Karl Moor zu seinem Bruder Franz: Fahr in die Hölle, Rabensohn.

schen Zeitwort *raisonnieren* ist geistesgeschichtlich bemerkenswert, daß es einen im Französischen nur gelegentlich in die Erscheinung tretenden Nebensinn zum Hauptsinn, zur nahezu alleinigen Bedeutung entwickelt hat. Im Französischen hat *raisonner* neben den oben angeführten gelegentlich auch die Bedeutung: debattieren, Einwendungen machen, widersprechen. (Hauptsinn und Nebensinn von *raisonner* finden sich nebeneinander in der Redewendung: *raisonnons de bon sens et ne raisonnons guère*, überlegen wir mit gesundem Menschenverstand und *raisonnieren* wir nicht lange.) Im deutschen Sprachgebrauch ist die Hauptbedeutung sozusagen schon ganz verschwunden. Kant, als Vorkämpfer der „Vernunft“ („Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!“), gebraucht allerdings *raisonnieren* noch in dem Sinne: sich Gedanken machen und sie äußern. Er verteidigt z. B. „das Recht auf *Räsonnieren* gegenüber der Kirche, die nicht *räsonniert*, sondern glaubt“. Er spielt dabei auch auf Friedrich den Großen an, auf dessen Standpunkt: *Räsonniert*, so viel ihr wollt und worüber ihr wollt, aber gehorcht! Doch gerade der große Preußenkönig selbst gebraucht das Wort *raisonnieren* mit Vorliebe in verächtlichem, schwer tadelndem Sinne; z. B.: „Von den Officier an, bis auf den letzten gemeinen Mann, *raisonnir*et keiner, sondern *executir*et nur, was befohlen worden“ und „Dahergegen muß man nach aller Schärffe der Gesetze wider denjenigen Soldaten verfahren, der Meuterey macht, der *raisonnir*et oder der plündert“. Wir sehen hier also das *Räsonnieren* (Nörgeln, Kritisieren, Murren, Widersprechen) des Soldaten als ein schweres Verbrechen neben Meuterei und Plünderung angeführt. Heute würde sich das Zeitwort *raisonnieren* als viel zu unscharf erweisen zur Bezeichnung des tadelnswerten Verhaltens von „Meckern“ und „Kritikastern“. Fritz Mauthner meint, daß die Beschränkung des Zeitwortes *raisonnieren* auf die verächtliche Bedeutung vom preußischen Sprachgebiet ausgeht¹, wo „vom höchsten Beamten bis zum Schutzmann das „Nicht*raisonnieren*!“ dem Bürger entgegengehalten wird, fast in der Bedeutung: schweigen Sie, reden Sie nicht“. (In Österreich gibt es ein geflügeltes Wort: Maul halten und weiter dienen!)²

1) Prof. Franz Blume (Jena), der mich freundlicherweise beim Lesen der Korrekturen dieses Buches unterstützt und mir bei dieser Gelegenheit auch in sachlicher Richtung manchen wertvollen Fingerzeig gegeben hat, macht mich auf einen Scherz aus dem Vormärz (nach Hans Ostwalds „Urberliner Humor“) aufmerksam: „Ick sage ja keen Wort, Herr Kumsarjus.“ — „Halt Sie's Maul! Sie *raisonnir*et inwendig!“

2) Eine ähnliche und geistesgeschichtlich ebenfalls sehr bezeichnende Wandlung zur verächtlichen Bedeutung weist das Wort *Rationalist* auf. Besonders dem französischen Volkscharakter wird üblicherweise *Rationalismus* vorgeworfen.

J. H. Campe empfahl zur Ersetzung des Fremdwortes *räsonnieren*: vernunften, vernunfteln, widerbellen. Klopstock hatte „beweistümlen“ gebraucht. Keine dieser Verdeutschungen konnte sich durchsetzen. Angesichts der verächtlichen Bedeutung, die im deutschen Gebrauch dieses Zeitwortes vorherrschend wurde, hatte es sich anscheinend als geeignet ergeben, für eine üble Sache eine üble, d. h. eine welsche Bezeichnung beizubehalten.

Renommieren

Im französischen Zeitwort *renommer* ist das lateinische *nomen* (Name), *nominare* (nennen) leicht erkennbar. *Renommer* heißt wiederernennen, zum zweiten Male wählen, *se faire renommer* sich einen Namen machen. Und das Hauptwort *renommée* bedeutet einen guten Namen, Berühmtheit. Das Hauptwort hat auch im Deutschen, als Fremdwort gebraucht, diese Bedeutung. Das Zeitwort aber, dessen sich die deutsche Studentensprache vor etwa zweihundert Jahren bemächtigt hat (mit Weiterbildungen wie *Renommist*, *Renommage*), hat im Deutschen einen vom Französischen stark abweichenden Sinn bekommen. Das „Burschicose Wörterbuch“ von 1846 definiert das Renommieren: „1) dicktun; 2) sich blähen; 3) sich loben; 4) sich rühmen; 5) durch sein Benehmen Aufsehen machen; 6) furorieren; 7) burschicos auftreten; 8) famosieren; 9) auf der Hochschule durch Raufen, Schlagen, Saufen und Commersiren berühmt machen; 10) den Studio spielen; 11) Aufwand und Wind machen.“ Soviel Aufwand und Wind zu machen versteht das originalfranzösische Wort *renommer* nicht. Wollte man deutsche Sätze, wie z. B. daß ein adliges Offizierskorps einen einzigen Renommierbürgerlichen duldet oder daß jemand der Renommierchrist in einem bestimmten Verwaltungsrat war, derart ins Französische übersetzen, daß das ursprüngliche französische *renommer* beibehalten wird, würden die Franzosen sehr staunen. Ebenso wie sie Augen gemacht haben müssen, als ein deutscher Hundezüchter — es war vor dem Kriege — in einer französischen Zeitschrift „*chiens à renommer*“ (also „Hunde zum Wiederernennen“) zum Kauf anbot. Heute allerdings dürfte selbst im Kreise von deutschen studentischen Verbindungen ein Angebot von „Renommierhunden“ seltsam anmuten.

Schnorren

Schnorre mit der Bedeutung Maul (besonders auch für den Rüssel des Schweines) ist ein altes, in alemannischen Mundarten nach Zeugnis des Schweizerischen Idiotikons und des Elsässischen Wörterbuchs noch lebendi-

ges Wort. Eme gschenkte Ross, heißt es im Appenzellischen, moss-me nüd i d'Schnorre luege, und ein anderer Appenzeller Spruch lautet: Es is besser, me wörf eme Hond e Stock Brod i d'Schnorre, as daß-er einn biss. In grober oder verächtlicher Weise wird auch bei Menschen von einer Schnorre gesprochen: e wüeschi Schnorre, e tummi Schnorre mache, e suri Schnorre mache. Wenn einer seine Schnorre überall hinsteckt, möchte man ihm gern eins über die Schnorre geben. Ein gegen Italiener gerichteter schweizerischer Spottreim lautet: Tschinggela-morre, häst Dreck a der Schnorre. Elsässische Belege z. B.: Mit der Schnurr wüelt d'Säu im Dreck erum. Oder: Dem bin i üwer d'Schnurr gtare.

Schnurre = Maul ist enthalten in der Zusammensetzung Schnurrbart, d. h. wörtlich Maulbart, Schnauzbart. In Frankfurt nennt man den Schnurrbart auch kurz Schnorres, z. B.: mit seim klaane Schnorres uff der Lippe. Auch das Pfälzische kennt Schnorres = Schnurrbart. Im Hennebergischen, in Franken: Schnorrwichs = Schnurrbartpomade.

Es darf vermutet werden, daß die Ausdrücke Schnorre, Schnurr = Maul, ebenso wie ihre Synonyme Schnauze, Schnute und Schnabel (übrigens auch die gleichenlautenden Zeitwörter schnalzen, schnappen, schnarchen, schnarren, schnattern, schnauben, schnaufen, schneuzen, schnüffeln, schnupfen) laut- und bewegungsnachahmenden Ursprungs sind. Im Schweizerischen entspricht denn auch dem Hauptwort Schnorre ein Zeitwort schnorren, das einen in der Hauptsache akustischen Vorgang bezeichnet. Schnorren wird in schweizerischen Mundarten in derbem, meist verächtlichem Sinne gebraucht für (viel, eifertig, laut, grob, aufdringlich, unnütz, böseartig) reden, schwatzen, das Maul voll nehmen, aufschneiden, aufbegehren. (Er überschnörret ain, er lot niemer rede.) In der schweizerischen Komödie „Cäsar in Rüblikon“ (1935) von Walter Lesch poltert ein dörflicher Vorkämpfer des „autoritären Kurses“: „d'Schnurrerei im Gmeindrat muess jetz äntli ufhöre — handle wämmer“. Ferner gibt es im Schweizerischen das Hauptwort Schnorrer = Schwätzer, Großmaul, Krakeeler.

Aber Schnorrer als Bezeichnung für einen Bettlertypus kommt im Schweizerischen kaum vor. Trotzdem besteht die Verwandtschaft zwischen dem Schweizerischen schnorren = schwatzen und dem Slangwort schnorren = betteln.¹ Den Bedeutungsübergang besorgt die Anwendung des Zeitwortes

¹) Im Judendeutsch wird zwischen Bettler und Schnorrer in der Weise unterschieden, daß die letztere Bezeichnung vorzugsweise auf jüdische Arme angewendet wird und gewöhnlich nur, insoweit sie Glaubensgenossen um Unterstützung angehen, gleichsam an eine durch die Religion gebotene Pflicht der Barmherzigkeit und der Solidarität pochend. Max Graf hat in einem

schnurren auf bestimmte charakteristische Geräusche. Auszugehen ist davon, daß als schnurren in der Hauptsache längere, gleichmäßige, aber unruhige Geräusche bezeichnet werden, die einigermaßen wie „schnrr“ tönnen. Die Katze¹ schnurrt und das Spinnrad, der Hohlkreisel schnurrt und das Fleisch am Bratenwender, sogar der Nachtfalter schnurrt und heißt daher u. a. auch Schnurrer. Ein schnurrendes Ding (z. B. das auch Knarre genannte Gerät des Nachtwächters²) wird als Schnurre bezeichnet und der Übergang auf den Begriff Maul scheint sich bei solchen Tieren vollzogen zu haben, deren Stimme (wie es z. B. bei der Katze der Fall ist) als Schnurren gekennzeichnet werden konnte.

In übertragenem Sinne bedeutet Schnurre (vermutlich mit Anspielung auf die Knarre, mit welchem Gerät im Fastnachtstreiben und bei sonstigen Volksbelustigungen Spaß getrieben wurde) auch: Belustigungsmittel, Posse, Anekdote³; in weiterer sinnverschlechternder Übertragung: albernes Zeug, Krimskrams. Dazu gehört auch das Eigenschaftswort schnurrig = drollig, sonderbar. Die Schnurrpfeife war ein primitives musikalisches Gerät. Mit Schnurrpfeife und Maultrommel zogen die Bettelmusikanten herum, auch kündigten sich die herumziehenden Lumpensammler durch die Stimme der

Feuilleton eine grundsätzliche Abgrenzung der Begriffe Bettler und Schnorrer versucht. Der Bettler sei ein demütiger Mensch, der gebückt und entblößten Hauptes dem Mitmenschen entgegentritt. Der Schnorrer aber sei selbstbewußt, energisch, aktiv, er fordere seine Gaben, da es ihm selbstverständlich erscheine, daß der Reiche von seinem Überfluß abzugeben habe. Die Armut des „Bettlers“ sei von keinem Standpunkt aus gesehen komisch und sie gebe keine geistige Überlegenheit, die nicht den Armen, der bettelt, doch bedauern und bemitleiden müßte; der „Schnorrer“ aber sei überlegen, besitze Humor und fordere auch gegen sich selbst zu Humor heraus.

1) Eine semasiologische Beziehung zwischen der Stimme der Katze und einem herumziehenden Habenicht, wie sie der Fall schnurren-Schnorrer zeigt, liegt auch der Ableitung des französischen Wortes *maraud* = Lump, *Marodeur* von einem französischen mundartlichen Namen des (lärmend und Schaden verursachend) herumstreichenden Katers zu Grunde. (Vgl. das Stichwort „*marod*“ in „Wörter und ihre Schicksale.“)

2) In der älteren Studentensprache daher Schnurre (und auch Schnurrbart) auch der Name des Nachtwächters und — wohl daraus übertragen — auch des Polizisten.

3) Auf dieser Vieldeutigkeit von schnurren Schnurren beruht ein Homonym von P. Jakoby, das mit den Zeilen beginnt: Der Hans erzählt's, der Kater tut's in süßer Ruh, als dritter im gesell'gen Bund es lustig tun die flinken Rädchen. Schnurre (= Posse) war übrigens ein Lieblingswort Lessings. („Wie viel leichter ist es, eine Schnurre zu übersetzen, als eine Empfindung.“ „Sie werden es kaum glauben, daß ich die mutwilligsten Schnurren oft in sehr trüben Augenblicken geschrieben habe.“)

Schnurrpfeife an (daraus Schnurrpfeifereien = wertloser Kram, Albernheiten). Auf die Schnurrpfeife der Bettelmusikanten gründen sich eigentlich die Wörter schnurren = bettelnd herumziehen und Schnurrer (auch Schnurrant) = herumziehender Bettler¹. Das ältere Rotwelsch hatte für bettelnde junge Mädchen die Ausdrücke: Schnurrpilsel, Schnurrscheie, Schnurrschicksel, Schnurrkeibelche. In der sächsischen Studentensprache bedeutete „eine Vorlesung schnurren“: sie hören ohne Kollegiengeld zu zahlen, „das Konvikt schnurren“: unberechtigt (an Stelle eines Ausgebliebenen) im Stiftungsspeisesaal essen. Im Badischen und im Elsässischen wird das Spaziergehen der jungen Leute zu einer bestimmten Stunde in einer bestimmten Straße („Korso“, „Abendmarkt“) auch als Schnurren bezeichnet. „Bist nächste (gestern abend) wider uf de Schnurr gewen?“ Da dieses Schnurren gewöhnlich nach Feierabend erfolgt, spricht man auch vom „Achte-Schnurren“. In Ostpreußen bedeutet „auf die Schnurr gehen“: in die Spinnstube gehen; aber auch von Frauen gebraucht, die abends auf Männerfang ausgehen. Daher: in die Schnurr geraten = liederlich werden. Man vgl. eine Stelle bei Hans Sachs: Wenn ein Hur ist in der Schnurr lang umbgeloffen, unter Mönnich und Pfaffen geschlossen...

Die Lautänderung von schnurren zu schnorren geht möglicherweise auf jüdischen Einfluß zurück. Jedenfalls kommen die Wörter schnorren und Schnorrer im Judendeutsch sehr häufig vor. (Unzähligemal z. B. in „Rosinkess mit Mandlen“, der Sammlung jüdischer Schwänke von Olswanger, die die Schweizerische Gesellschaft zur Volkskunde veröffentlicht hat.)²

Die Lautform schnorren statt schnurren setzt sich im 18. Jahrhundert durch. Bei Goethe (in der Geschichte Gottfriedens von Berlichingen) heißt es bereits: „dergleichen Volk schnorrt im Lande herum“. In einem Mirza-

1) Im Elsaß werden besonders auch Zigeuner und herumziehende Musiker als Schnurranten bezeichnet (daher Schnurrantemusik). In rheinfränkischen Gauen kommt Schnurrant im Sinne von Possenreißer, Gaukler vor. Kehrein gibt für das Nassauische die Nebenformen Schlorrant und Schlarrant an, worin der Einfluß des Zeitwortes schlarren = plärren, laut schreien zu erkennen sei. (H. Platz: „Wenn man sich der überlauten Art erinnert, in der diese Leute z. B. auf den Jahrmärkten tätig sind, dann wird man wohl zugehen müssen, daß diese Assimilation auch in begrifflicher Hinsicht adäquat ist.“)

2) Die häufige Verwendung des Ausdrucks Schnorrer im Judendeutsch hat dazu verlockt, seine Herkunft im Hebräischen zu suchen. Man hat ihn mit Schinor, dem Namen einer Landschaft im alten Palästina, in Verbindung gebracht. Die Einwohner dieses minder fruchtbaren Landes, die „Schinorer“, hätten oft in andere Gegenden Boten um Nahrungsmittel entsenden müssen. Jedoch läßt sich nicht die geringste wortgeschichtliche Tatsache zur Stützung dieser Etymologie von Schnorrer anführen.

Schaffy (Bodenstedt) verspottenden Gedichte von Ludwig Ganghofer heißt es: „Er der zu Ispahan . . . einige Worte mühsam sich zusammenschnorrt.“ (Naschër, in seinem — auch sonst unverlässlichen und durchaus wertlosen — „Buch des jüdischen Jargons“, behauptet, Ganghofer sei derjenige, der das Zeitwort schnorren in die deutsche Sprache einverleibt habe. Wogegen schon allein die oben angeführte Goethe-Stelle spricht.) Eine scherzhafte Weiterbildung von Schnorrer (nach Paul Lindaus Aufzeichnung zu seiner Zeit für herumziehende — echte oder unechte — spanische Tänzer gebraucht) ist: Schnorreros.

Schnorren ist nicht das einzige Wort der deutschen Umgangssprache, bei dem man durchaus zu Unrecht an eine jüdische Herkunft denkt. Solche

pseudojüdische Wörter

sind z. B. auch: Pofel, Petiten, Schabbesdeckel, nappezen.

Pofel oder Bowel hat die Bedeutung: schlechte Ware, Schund (auch in der Nebenform Bafel gebräuchlich). Auch in den Mundarten ist das Wort sehr verbreitet. Das Schwäbische Wörterbuch verzeichnet die Wendungen: Er hat noch mehr so alten Pofel im Haus, hellen Patel schwätzen. In der Schweiz bedeutet Pofel auch Durcheinander, Gedränge, Getriebe, Hausgesinde in lauter Tätigkeit (wo-n-i hei cho bi, han-i ne grüßliche Bofel a'troffe, si chunnt der ganze Tag nie us-em Pofel use). In Tirol ist „der Pofel“ (auch Nachpofl) das letzte Gras auf der Wiese, das dann die Tiere nach dem Mähen abweiden. Im Steirischen wird auch Pofelwerk gebraucht, mit der Bedeutung rohe Volksmassen, halbwüchsige, bengelhafte Jugend. Stark verbreitet in vielen Bedeutungsnuancen ist das Zeitwort p o f e l n. Die Mucken thund mir viel verpaffeln, sagt bei Hans Sachs ein Krämer von seiner Ware. Bei Rosegger bedeutet anpofeln: anlügen, betrügend vorreden. Sonst bedeutet pofeln im Steirischen: wimmeln, sich drängen, brummend schwatzen, qualmen (von Rauchern). Im Berner Oberland bedeutet „es poflet“: es ist ein Gedränge, ein Getue, ein Durcheinander. Der Umstand, daß der Ausdruck Pofel besonders viel von jüdischen Hausierern gebraucht wurde, zur Bezeichnung von Schund, alter ungangbarer Ware (daher: sich einboweln = schlechte oder überflüssige Ware einkaufen, die Leute einboweln = den Käufern schlechte Ware anhängen) verleitete dazu, darin fälschlicherweise ein jüdisches Wort zu sehen. (Hans Reimann weiß in seinem mit wenig Witz und viel Behagen übel zusammengestopelten Büchlein über die deutsche Sprache anzugeben, daß das Wort Pofel vom Namen der sündenreichen Stadt Babel kommt.) In Wirklichkeit ist jedoch povel, bovel ein gutes mittelhochdeutsches Wort, das bis auf Luther keinen verächtlichen Sinn hat, sondern schlechthin die Bedeutung: Volk. Es kommt von lateinisch *populus*. Die erst nach Luther mit verächtlichem Sinn erfüllte neuhochdeutsche Form Pöbel ist eigentlich nur die Nebenform des volkstümlichen oberdeutschen „Pofel“.

Jüdisch mutet auch das Slangwort *Periten* an, das die Bedeutung hat: faule Ausflüchte, grundlose Einwendungen, Kniffe, Machenschaften. Castelli bucht 1847 in seinem Wörterbuch des Niederösterreichischen (u. zw. im Hauptteil, nicht etwa in dem der Gaunersprache, dem Jenischen, gewidmeten Nachtrag) *Batiten* machen = betrügen. Das Wort ist nicht jüdischer, sondern romanischer Herkunft. Es geht zurück auf italienisch *partita* (zu lateinisch *pars*) = Teil, Waren- oder Rechnungsposten. Verpartieren bekam im Deutschen schon früh die Bedeutung: unredlich teilen, auf unlautere Weise verhandeln, „packeln“, Machenschaften treiben. Die ältere Sprache kennt *Partita* oder *Partitahandlung* im Sinne von Betrug, Gaunerei; *Partitaspieler* = Falschspieler. Bei Unger-Khull wird aus einem steirischen Dokument des Jahres 1690 angeführt: du tausend sacraments *partitimacherischer* bestialischer Hundsud. *Batiten* ist also eine mundartliche Nebenform von *Partiten*. In der heute vorherrschenden Form *Perite* ist vielleicht der Anklang an *Petition* (an eine Behörde gerichtetes Gesuch, Eingabe) wirksam.

Schabbesdeckel buchen das Grimmsche und das Weigandsche Wörterbuch als deutschen Volksausdruck mit der Bedeutung: *breiter Hut*, den die Juden am Samstag tragen (im Gegensatz zu den Mützen der Werktage). In erweiterter Bedeutung kann der Ausdruck *Schabbesdeckel* zunächst auf jeden breitrempigen, feierlich wirkenden und dann auf jeden Hut überhaupt angewendet werden. Den ersten Teil der Zusammensetzung *Schabbesdeckel* hält man allgemein für die jüdische Ausspracheform von hebräisch *schabbath*. Vilmar erklärt *Schabbesdeckel* als „ein ursprünglich von Juden und Judegegnern gebrauchtes Wort“, ohne die Behauptung beweisen zu können. H. Platz hat aber neuerdings glaubhaft gemacht, daß man den ersten Teil der Zusammensetzung bisher fälschlicherweise auf den hebräischen Namen des siebenten Wochentags zurückgeführt hat. Der Ausdruck wird zuerst 1800 erwähnt im Westerwäldischen Idiotikon, dann wird er 1812 auch bei Stalder als schweizerisch gebucht. An keiner dieser beiden Stellen ist die Rede davon, daß das Wort irgendwelche Beziehung zum Sabbath und zu Juden hätte. Stalder schrieb „*Schabisdeckel*“. Loritza führt 1847 im Idiotikon Viennense die Form *Schappersdeckel* an, die er — wie Stalder sein *Schabisdeckel* — von alemannisch *Schapper*, *Schäber* (mittelhochdeutsch *schappel*) = Kranz als Kopfschmuck (aus altfranzösisch *chapel*) ableitet. In der Tat, führt H. Platz aus, ist *chapel* das Grundwort, aber nicht auf dem Wege des mittelhochdeutschen *schapel*, sondern es wurde das neutranszösische *chapeau* von neuem entlehnt. *Chapeau* für Hut ist in mehreren deutschen Mundarten lebendig geblieben (z. B. in der Pfalz, in Mecklenburg). Andererseits ist auch „*Deckel*“ eine scherzhafte Umschreibung für Hut. Der *Schabbesdeckel* — also eigentlich „*Chapeau deckel*“, *Schapohdeckel* — ist eine scherzhafte tautologische Zusammensetzung, wie *Pläsiervergnügen*, *Jardgarten* usw. Die Umwandlung von *Schabisdeckel*, *Schappendeckel* usw. zu *Schawesdeckel*, *Schabbesdeckel* ist eine auch begriffsumwandelnd wirkende Volksetymologie. Dabei möchte ich

noch zu bedenken geben, ob nicht auch eine andere Deutung des ersten Teiles von Schabbesdeckel möglich wäre. Kabis, Kabbes (zu lateinisch caput) ist eine Volksbezeichnung für den weißen Kopfkohl (*Brassica oleracea capitata*). Nun werden die Bezeichnungen für Kohl und Kürbis in vielen Mundarten und auch in vielen fremden Sprachen zur spöttischen und verächtlichen Bezeichnung des menschlichen Hauptes verwendet. Meine Vermutung Schabbesdeckel könnte vielleicht früher Kabisdeckel gelautet haben, ist daher nicht allzukühn. Jedenfalls aber, ob nun der Schabbesdeckel ein Chapeadeckel ist oder ein Kabisdeckel, keineswegs enthält der Ausdruck einen Bestandteil jüdischer Herkunft, der erste Teil der Zusammensetzung ist jedenfalls romanisch.

Den Ausdruck *n a p p e z e n* = schlummern, leicht schlafen teilt das Wiener Slang mit dem Judendeutsch, und daher ist mancher geneigt anzunehmen, daß es sich um eine hebräisch-jüdische Wortwurzel handelt. Aber die Wortgeschichte zeigt, daß die bayrisch-österreichische Mundart und das Judendeutsch hier ein altes germanisches Wort lebendig erhalten haben. Aus dem Althochdeutschen kennen wir *hnaffizan* (in den Psalmen des Notker um das Jahr 1000 *naffezen*, *naffzen*) = schlummern, im Schlafen nicken, aus dem angelsächsischen *hnappian*. Dazu gehört im Englischen das Zeitwort *to nap* = schlummern, nickend schläfrig sein und das Hauptwort *nap* = Nickerchen (z. B. *to take a nap*, *after dinner's nap*). Noch im frühen Neuhochdeutsch waren die Wörter *naffatzen*, *naphizen* und ähnliche Nebenformen schritt-sprachlich lebendig. Bei Sebastian Franck ist zu lesen: so etwas ernstlich in der Predigt wirt gesagt, so nöfzens, schnorchens, da unwilt allen. In verschiedenen deutschen Mundarten kommt noch das einfachere Zeitwort *napfen* = nicken vor; *nappezen* ist anscheinend — und das gilt wohl schon für den althochdeutschen Vorläufer — die Iterativform von *napfen* und bedeutet daher: wiederholt *napfen*, wiederholt nicken (die gleiche lautliche Beziehung wie bei *blicken-blitzen*, *schlucken-schluchzen*, *sauten-seutzen*). Im Bayrisch-Österreichischen gibt es auch ein Hauptwort: der *Naffezer* (an *Naffezer tan*, jetzt *kimt me der Naffezer*). Im Steirischen hat *Nappetzer* nach Unger-Khull auch die Bedeutung: schläfriger Mensch, langweilige Arbeit. Auch in Oberösterreich wird der Ausdruck *Napfezer* auf einen Menschen schläfrigen Wesens angewendet. (In Kaltenbrunners Oberösterreichischem Jahrbuch 1844 beginnt ein „*Napfezer*“ überschriebenes Lied von L. Luber mit den Zeilen: Überall *mue-r-i- 's hörn*, *Kim i wo de will hi*, *Da-r-i- wahrhafti de Napfeza bi*. Die 48., letzte, Strophe lautet: *Des Gsangl ha i dicht'*, *Un i sags meine Treu*, *Und es derfst es a glabn*, *I ha gnafetzt dabei*. In einem österreichischen mundartlichen Gedicht aus dem Jahre 1840 heißt es: *In der Schul han ichs erst Jahr gschlatfn*, *das annert und dritt hab ih g'nafetzt* und *d' Dinten vaschütt*. Jedenfalls kann die reingermanische Abstammung von *nappezen* nicht bezweifelt werden. Von vornherein abzuweisen sind lächerliche Erklärungen, „*nappetzen*“ hänge zusammen mit (Ka-)napée oder komme von tschechisch *na pecu* = „auf dem Ofen“ (nämlich: auf dem Ofen schlafen).

Schwindler

Von althochdeutsch *swintan* = vergehen, abnehmen, kommen die Wörter *schwinden*, *verschwinden*, *Schwund*, *Schwindsucht*, *verschwenden* (= zum Verschwinden bringen), auch Ortsnamen wie *Schwand*, *Schwenda*, *Geschwende* (wo ein Wald verschwunden ist, d. h. ausgerodet wurde, also ähnlich den Ortsnamen auf *-roda* und *-rode*). Damit verwandt ist auch *Schwindel* im Sinne von *Taumel*, nämlich das Gefühl, als ob man verschwinden würde, als ob einem Kraft und Leben schwände. Gesondert zu betrachten ist aber — wenngleich die Verwandtschaft mit den bisher genannten Wörtern nicht ganz abzuweisen ist — die Wortgruppe, die mit *Schwindel* = Betrug zusammenhängt, also *schwindeln*, *Schwindler* usw. Das Wort *Schwindler* ist ziemlich jungen Alters und seine Herkunft beschränkt sich nachweislich auf ein engbegrenztes Gebiet. Es läßt sich auf ungefähr 160 Jahre zurückverfolgen; nur steht es nicht genau fest, ob es aus Hamburg nach London gelangt ist oder ob es die Handelswelt der Hansastadt aus London übernommen hat. Letzteres ist immerhin das Wahrscheinlichere, denn der älteste Beleg (für *swindler*) ist für England bezeugt, und zwar für das Jahr 1775. Demnach läge bei *Schwindler*, wie es der schwedische Linguist Erik Wellander formuliert, eine Wortentlehnung aus dem Englischen vor unter gleichzeitiger Assimilation mit einem schon vorhandenen einheimischen Worte.

Als Lichtenberg 1794—1799 seine bekannten Erklärungen der Hogarth'schen Sittenbilder veröffentlichte, konnte er zu jenem Kupferstich, der die verführte Molly im Zuchthaus zeigt, schreiben: „... die berüchtigten Personen, die man in England *Swindlers* nennt (eines der Wörter, die der große Doktor Johnson in seinem ebenso großen Wörterbuch vergessen hat). Sie sind Betrüger, die durch fein ausgedachte Ränke, und zwar hauptsächlich unter dem Schein eines Mannes von Stand und Vermögen, die Menschen um ihr Eigentum zu bringen versuchen.“ Um diese Zeit wurde das Wort *Schwindler* in Deutschland allerdings gelegentlich auch im Sinne von *Phantast*, *Schwärmer*, *unbesonnener*, *leichtsinniger Mensch* gebraucht. In den meisten Fällen waren aber doch unlautere Kaufleute, Wechselreiter gemeint, und in dem 1806 erschienenen *Holsteinischen Idiotikon* von Schütze heißt es: „*Swindler*, so nennt man in Hamburg und Altona die *Negozianten*, die sich mit Wechselgeschäften zu sehr und über ihre Kräfte einlassen, um ihr gefährliches *Negoz* zu bezeichnen.“ Während *Schwindler* hier noch als hamburgisches Wort gekennzeichnet ist, führt das 1810 erschienene *Campe'sche Wörterbuch* das Wort *Schwindeler* oder *Schwindler* bereits ohne

geographische Einschränkung und mit der Erklärung „ein Kaufmann, der sich tönichtigen Unternehmungen überläßt“.

Im Kreise Malmédy wird ein heiliger Schwindeler oder Schwindelius verehrt. Von diesem Heiligen weiß man andernorts und auch in der Kirchengeschichte nichts. Offenbar liegt eine Verderbung des Namens des heiligen Suindbert oder Schwindbert vor, der um die Wende des 6. und 7. Jahrhunderts bei den Friesen das Christentum verbreitet hatte. Der Name Schwindbert weist die alte deutsche Wurzel swint = kräftig, gewaltig, geschickt auf. Sie ist mit der obigen Wortgruppe schwinden, verschwinden, Schwund usw. nicht verwandt und ist heute nur noch in dem süddeutschen Worte geschwind = schnell erhalten.

Schwul, Schwulität

Für schwül geben die Wörterbücher als erste Bedeutung an: beklemmend und drückend heiß, wie die Luft vor dem Gewitter. Das Eigenschaftswort (und seine Nebenform schwul) dürfte sprachgeschichtlich zusammenhängen mit althochdeutsch swilizon = langsam verbrennen, altnordisch svaela = Rauch, Qualm und daher auch mit dem neuhochdeutschen (besonders niederdeutschen) Zeitwort schwelen = langsam dampfend verbrennen. Im Hochdeutschen ist (aus niederdeutsch swul = drückend heiß) seit Mitte des 17. Jahrhunderts „schwul“ nachweisbar, das sich nach Kluge-Goetze unter dem Einfluß des Gegenwortes kühl anfangs des 18. Jahrhunderts zu schwül verwandelte. (Vereinzelt kommt aber „schwul“ auch später noch vor, z. B. in einer Stelle bei Arndt, die sich auf „Pfuhl“ reimt: „September trüb und schwul“.)

Vielartig ist die Verwendung von schwül in übertragenem Sinne. Bei Eichendorff ist s. B. von schwülen Augen, schwülen Träumen die Rede. Man spricht von einer schwülen (Erotik gleichsam wie einen Gewitterausbruch verheißenden) Atmosphäre, wenn Tanzlokale halb verdunkelt und rote Lampen eingeschaltet werden („schwüle Tangobeleuchtung“) usw.

Eine Rückwandlung aus schwül zum ursprünglichen u-Laut zeigt das jüngere Slangwort schwul = homosexuell. Es dürfte in dieser Bedeutung zuerst in Berlin aufgetreten sein,¹ doch ist es nicht klar, wie es zu dieser

1) Schon Carl Julius Weber bemerkte vor etwa hundert Jahren in seinem Demokritos: „Erschlaffung und Übergenuß bringt zur Unnatur der sogenannten warmen Brüder (Sprache Berlins).“ Und noch früher bei Magister Laukhard: „Die Geistlichkeit in Paris war besonders in Verdacht, Meister in der Kunst zu sein, die man branler l'épine nannte — in Berlin nannte man

Bedeutung gekommen ist. Soll schwul = homosexuell sich erst aus dem Ausdruck „warme Brüder“ = Homosexuelle entwickelt haben? Aber auch die Entstehung dieser Bedeutung von „warm“ harrt noch der Aufklärung. Vielleicht weil die „Warmen“ Männer sind, die ihren Geschlechts-genossen gegenüber in erotischer Hinsicht nicht gleichgültig, sondern warm empfinden.

Aus der Bedeutung beklemmend heiß entwickelt sich für „schwül“ auch die Bedeutung: bang. Es wird ihm schwül zumute ums Herz = er kriegt Angst. Daraus schuf die Studentensprache im 18. Jahrhundert das makkaronische Hauptwort (vgl. S. 214 ff) Schwulität = Verlegenheit, Bangnis, Not. Dann auch: in Schwulibus = in Ängsten, in Nöten.

Spitzel

Das Wort Spitzel im Sinne Spion taucht anfangs des vorigen Jahrhunderts in Österreich auf. Höfers österreichisches Wörterbuch definiert 1815 den Spitzel: „ein Späher, welcher das, was andere tun, einem Vorgesetzten heimlich zuschwätzt“. Für Österreich begann ja mit dem Wiener Kongreß eine lange Periode der politischen Spitzelei, sie überdauerte das jahrzehntelange Metternichregime¹ und erlebte im Weltkrieg neue Glanzjahre, über die in Jaroslav Hašeks Schwejk einiges nachgelesen werden kann. Der nicht erlahmende Eifer der metternichschen und nachmetternichschen Polizei hatte zur Folge, daß die österreichische Umgangssprache und ihre kriminelle Unterwelt sich eine üppige Auswahl von Ausdrücken für Denunzianten und geheime Polizeiagenten zurechtlegte. Um hier nur einige zu

solche die warmen Brüder.“ Aus der 1790 erschienenen Autobiographie von Karl Friedrich Bahrdt, einem gemäßregelten Aufklärungstheologen: „In Berlin sind alle Arten der Wollust, selbst die scheußlichsten, der warme Bruder.“ Der „Richtige Berliner“ (Meyer-Mauermann) verzeichnet übrigens auch die Ausdrücke: er schwult nach mir = er sieht heimlich (verliebt) her und schwulen, abschwulen = Schularbeiten von einem Anderen abschreiben. — Aus der mitteldeutschen Kundensprache wurde gebucht: auf die warme (schwule) Fahrt gehen = sich einen (zahlenden) homosexuellen Partner suchen; aus Westfalen (F. E. Schnabel 1910): angewärmter Käl (Kerl) = Homosexueller; aus der Seemannssprache: schwules Paket = Lesbierin. Für das Sächsische verzeichnet Müller-Fraureuth für „Webe“ (W. B., Abkürzung von warmer Bruder) neben Päderast auch die Bedeutung Frauenfeind (besonders als Scheltwort für alte Junggesellen).

1) Berthold Auerbach hat sich allerdings 1849 in seinem Wiener Tagebuch beilei, die Einrichtung der Spitzelei als bereits endgültig abgetan hinzustellen: „Wem wäre das heutige Wien nicht lieber, als das alte mit seinen Spitzeln?“

nennen: Naderer, Verdeckter, Vigilant, Konfident, Schmierer, Schmieriger (von Schmiere stehen zu neuhebräisch *semira* = Bewachung), Nüscher, Gneisterer (von wienersch *gneißen* = wissen, erfahren, ahnen), Kieberer oder Kiewerer oder Kiewisch (vom rotwelschen Zeitwort *kiwitschen*, *kibitschen* = spähen, prüfen, untersuchen, besonders auch Prostituierte ärztlich untersuchen; von diesem Kiewisch und nicht vom Vogelnamen kommt auch „Kiebitz“ = Zuschauer beim Kartenspiel), aus der Gaunersprache auch Spanner, Spannjunge (man vergl. die Metapher: gespannte Aufmerksamkeit, gespannt sein auf etwas), Slichner, Lampen („stieke, es sind Lampen da“), Wams, Wamser, daneben noch allgemein für die Polizei: die Ziss, die Höh, die Gwedsch, die Putz, für die Polizisten auch: die Mistelbacher; nur selten Polente und Bulle, welche Ausdrücke in Wien als berlinisch empfunden werden¹. Dazu kommen mehrere Zeitwörter der Wiener Umgangs- und Unterweltsprache mit der Bedeutung denunzieren, anzeigen, verraten: zünden, verzünden, vermossern, verluachnern, verpetzen (vielleicht im Sinne von verbellen, vom veralteten Worte *Petze* = Hündin), pezetten (von *pezet* = „pe“ + „zett“ = Polizei, Buchstabenwort der jüdischen Gaunersprache), verwamsen, verzinken, verslichnen, verslichern, Lampen machen, Lampen reißen. Der Ausdruck aber, der die größte Geltung erlangt hatte und im ganzen deutschen Sprachgebiet bekannt wurde, ist *Spitzel*. Im Jahre 1848 sang man in Wien: Was macht die Spitzelei, was macht die Spitzelei, was macht die lederne Spitzelei? (Es gibt eine Karikatur von K. Geiger vom 3. Mai jenes bewegten Jahres: Katzen singen dieses Lied, indes im Hintergrund Hunde — nicht grade Spitzhunde — entsetzt die Flucht ergreifen.)

Dem Ausdruck *Spitzel* = Polizeispion hat die Wortgeschichte reichlich vorgearbeitet. Auf zwei Wurzeln muß man zurückgreifen. Die eine ist das althochdeutsche *spioz* (mittelhochdeutsch *spiez*), worunter die Waffe *Spieß* zu verstehen war. Die andere ist das althochdeutsche *spiz*, das das Geweih des Rotwildes, aber auch den Bratspieß bedeutete. (Man beachte, daß bei beiden Etymons ein „Spitzen des Mundes“ zur Aussprache nötig ist; über diese Gebärde siehe weiter unten Fußnote 1 auf S. 144.)

Schon aus dem Worte *Spieß* selbst entwickelten sich mit der Zeit ver-

¹) Man glaube nicht, aus der großen Anzahl der Bezeichnungen für die Polizei besondere Folgerungen auf den Charakter des Wiener zu dürfen. Die Uppigkeit solcher Synonymen scheint der städtischen Umgangssprache überall eigen zu sein. So hat z. B. das Berner „Mattenenglisch“ (ein nach dem Stadtteil *Matte* bekanntes Lokalidiom, halb Gaunersprache, halb scherzhafte Schülergeheimsprache) u. a. folgende Bezeichnungen für den Polizisten: *Tschugger*, *Putz*, *Plutzger*, *Pfützg*, *Pflütz*, *Pflüder*, *Grüenspächt*.

schiedene Ausdrücke mit verächtlichem Beigeschmack. Spießgeselle bedeutete ursprünglich zwar nur den Waffengenossen schlechthin, später aber besonders den Genossen im bösen Tun. Spießbürger hieß der zur Verteidigung der Stadt mit Spieß und Schild bewaffnete Bürger; als aber die Feuerwaffen aufkamen, bekam das Wort Spießbürger einen verächtlichen Sinn.

Aus dem Hauptwort Spieß entwickelte sich schon früh das Eigenschaftswort spitz. Es bedeutete von jeher auch in übertragenem Sinne: schlau, listig. Schon im Mittelalter bedeutete spitz buobe einen verschlagenen, verschmitzten Menschen, seit dem 16. Jahrhundert besonders auch einen Falschspieler; an einen „Spitzbuben“ verliert z. B. in Hans Sachsens „Verspieltem Reiter“ Klas Schellendans sein Hab und Gut. Spitzkaffer wurde im Badischen als Volksausdruck für einen verschmitzten Bauern gebucht. Jemand, der durch sein Handeln einen Spitz finden konnte, war spitzfindig. Das Ostjüdische hat das aus der früheren südwestdeutschen Heimat mitgenommene Wort Spitz in diesem Sinne bewahrt; „a spitzl obtun“ bedeutet im Jüdischen einen Streich spielen. Eine Spitzrede ist eine verletzende Rede (sticheln), der Spitzname ein verletzender Namen (Spottnamen, früher Ekelname).

Neben spitz = spitzfindig = spitzbübisch ist für die Entstehung der Wortbedeutung Spitzel = Polizeispion auch der Hundename Spitz eine Voraussetzung¹. Es ist nicht geklärt, ob der Spitz (niederdeutsch Spitt) nach der spitzen Schnauze so heißt, oder nach seiner Wachsamkeit, d. h. nach dem Ohrenspitzen. Die gereckten Ohren als Ausdrucksbewegung der Aufmerksamkeit haben schon in dem klassischen Altertum ihren sprachlichen Niederschlag gefunden; bei Vergilius z. B. stehen die Aufmerksamen „arrectis auribus“ da. Die Rasse des Spitzes (die sich übrigens in Deutschland von Pommern aus verbreitet hatte und daher auch als „pommerische Hundeart“ galt) wurde besonders wegen der Wachsamkeit geschätzt; zum mindesten fiel am Spitz das häufige laute Kläffen auf. Schon Dante kennzeichnet im Purgatorio die Aretiner als böartige Spitzhunde, die streitsüchtiger seien als es ihrer Fähigkeit zu schaden entspreche. Voltaire nennt die nörglerischen Kritiker les roquets de l'Hélicon, die Spitzhunde im Musenhain. Vermutlich ist es die auffällige Eigenschaft der Wachsamkeit oder wenigstens der Bellbereitschaft, die den Namen des Spitzes dazu befähigt, auch als Bezeichnung für den Polizeienten zu dienen². Sonst müßte man

1) Man vgl. auch das elsässische Spitz = Gendarm. Das Elsässische Wörterbuch (1907) verzeichnet: Gibt acht, dort is e Spitz. (Sollte eine Rückbildung von Spitzel vorliegen?)

2) Als die Grundlage für die Bedeutungsübertragung könnte man auch die

glauben, der Jagdhund, der das Wild aufzuspüren hat, eigne sich eher für diese Bedeutungsübertragung. Tatsächlich bedienten sich die Sprachen auch des Hundes im allgemeinen bei der Schaffung von Ausdrücken, die die Tätigkeit der Polizei und der Spione bezeichnen sollen. Cicero nannte die Helfer des Verres: canes, Spürhunde. Boccaccio sagt gelegentlich einfach cane für Spion. Ein stark verbreitetes Wortspiel nannte die Dominikaner, deren Orden anfangs des 13. Jahrhunderts zur Aufspürung des Ketzerwesens gegründet wurde und vom Heiligen Stuhl die Übertragung der Inquisition erlangte, domini canes, Hunde, Spürhunde des Herren. (Der Stifter des Ordens, der heilige Dominikus, hat übrigens neben der Fackel und der Erdkugel den Hund zum Attribut.) In der englischen Diebs- und Bettlersprache, im Dreigroschenopernmilieu, bedeutet bloodhound den Häscher. Aus Schillers Wallenstein kennen wir die Stelle über den Kriegsrat von Questenberg: „Wieder so ein Spürhund, gebt nur acht, der die Jagd auf den Herzog macht“. Börne spricht — im Gegensatz zu dem „Polizeiwild“, d. h. den von der Polizei bedrängten Bürgern — von den Polizeihunden (ohne an vierbeinige zu denken). Die Gaunersprache hat den Ausdruck Teckel oder Dackel für den Landjäger.

Zu den Vorläufern des wienerischen Wortes Spitzel zählt auch das Zeitwort spitz en = auf etwas lauern, auf etwas gespannt sein, auch: etwas für sich erwarten, erhoffen. I spitz scho' drauf, hört man auch heute noch oft sagen. Borchardt-Wustmann erklären die Redensart: entweder weil man unwillkürlich den Mund spitzt, wenn man etwas Leckeres für seine Zunge erwartet (in Goethes Werther: „in der Hoffnung auf ein künftig Pfand sein Mäulchen spitzen“) oder besser unmittelbar so von den Sinnen gesagt¹, wie auch von einem Spannen der Sinne die Rede ist (man vergl. dazu das schon angeführte Spannen als wienerisches Synonym von Spitzel). Auch im Sinne von staunen wird das Zeitwort spitz en in Wien gebraucht: da wirst aber spitz en. In einem Gaunerlied heißt es: „Wenn wir im Tschecherl (klei-

Zudringlichkeit des kleinen Kläffers ins Auge fassen. Ebenso heftet sich einem auch der Spion an die Fersen. Als Analogie könnte man die in Frankreich im 16. Jahrhundert aufgekommene Bezeichnung mouche oder mouchard für Denunzianten, Geheimpolizisten anführen; diese seien zudringlich, verfolgten einen überallhin wie die Fliegen (mouches). Aber das Wort mouchard soll nach anderer Deutung zuerst den Gehilfen des Inquisitors Mouchy gegolten haben; doch auch in diesem Falle wäre es die Vorstellung von der Fliegenähnlichkeit, die die Bezeichnung mouche = Geheimpolizist jahrhundertlang lebendig erhalten hat.

1) Im Mittelhochdeutschen sogar: diu ougen spitz en gen ein; und: sin herze unde al sin gedanc spitz en.

nes Kaffeehaus) sitzen, tun dö Pülcher (Pilger, d. h. junge Angehörige der Unterwelt) spitzen, wie auf unserem Griffing tun dö Gettern blitzen“ (sich wundern, wie an unseren Händen die Brillanten glitzern).

Die Freudsche Feststellung, daß im Seelischen auch die winzigsten und niedrigsten Erscheinungen „überdeterminiert“ sind, das Ergebnis vieler Ursachen darstellen, gilt auch für die Wortgeschichte. Die Voraussetzungen für die Entstehung des Wortes Spitzel bieten so ein Beispiel von Überdeterminierung: 1) spitz = listig, wie in spitzfindig und Spitzbube, 2) Spitz = der wachsame und durch sein Gekläff denunzierende Hund, 3) die Ohren spitzen = lauschen, lauern oder allgemeiner erwartungsvoll den Mund¹, die Sinne überhaupt spitzen, — das sind alles Voraussetzungen für das Zustandekommen des Wortes Spitzel. Übrigens dürfte der Anklang an das Wort Spion (mittelbar auf deutsch „spähen“ fußend, im 17. Jahrhundert aus den romanischen Sprachen rückentlehnt, im 18. Jahrhundert ein deutsches Volkswort) für die Entstehung des Ausdrucks Spitzel nicht ohne Einfluß gewesen sein².

Noch mehr als das bei aller Verbreitung stets mundartlich anmutende Spitzel fand eine Fortbildung dieses Wortes Eingang in den allgemeinen deutschen Wortschatz. Das Wort Lockspitzel schuf der in der Schweiz als Emigrant lebende deutsche freiheitliche Dichter Karl Henckell durch sein sogenanntes Lockspitzellied, das am 2. Februar 1888 in der Züricher

1) Die Gebärde des gespitzten Mundes im Zustande der interessierten, freudigen Erwartung geht auf die Wollust des Säuglings bei der Nahrungsaufnahme zurück. Gebärdensymbolisch ist der Mund uns gleichsam als Lustrüssel verblieben. Zu beachten ist auch, daß sich beim sogenannten süßen Gesichtsausdruck der Mund darum spitzt, weil die für das Empfinden des Süßen bestimmten Geschmacksnerven hauptsächlich an der Zungenspitze liegen und der gespitzte Mund gleichsam das Sichhindrängen dieser Teile zum Empfang des freudig erwarteten Gastes darstellt (indes der saure und der bittere Gesichtsausdruck daraus entsteht, daß die für das Saure und Bittere in Betracht kommenden und an den Zungenrändern, bezw. an der Zungenwurzel angeordneten Nerven den unangenehmen Reizen auszuweichen versuchen).

2) Aus dem Wienerischen sind noch zwei Verwendungen der Wurzel Spitz zu verzeichnen: g'spitzt ausschauen heißt schlecht, kränklich ausschauen und Spitz (auch Nobelspitz) ist ein kleiner Rausch; in dieser Bedeutung kommt übrigens Spitz auch sonst gelegentlich im oberdeutschen Sprachgebrauche vor, so heißt es 1535 in einem Fastnachtspiel des Hans Sachs: „ich glaub', er hab einen guten Spitz.“ Ein Beleg um 1562: „er hett ein spitze gedrunken“. Auch französisch *pointe* = Spitze bedeutet einen kleinen Rausch. Entscheidend dürfte dabei die Vorstellung sein: Spitze = etwas Kleines, etwas Weniges.

Post erschien und nach der Melodie des „kreuzfiden Kupferschmiedes“ zu singen war. Die deutsche Regierung hielt damals in der Schweiz Geheimagenten, die die „subversiven Elemente“ zu überwachen hatten. Wie zu allen Zeiten die Geheimagenten, die gerne was zu melden haben und es nötigenfalls auch selbst produzieren, betätigten sich diese deutschen Agenten auch als agents provocateurs. Minister von Puttkammer gab es im deutschen Reichstag auch zu, daß er zum vertraulichen Überwachungsdienste „allerdings keine Gentlemens verwenden könne“. Auf diesen etwas zynischen Ausspruch spielte Henckells satirisches Gedicht an und so schuf es als seither eingebürgerte Verdeutschung des agent provocateur das Wort Lockspitzel. Henckells — bewußtes oder unbewußtes — Vorbild bei dieser Neuschöpfung war vielleicht der Ausdruck Lockvogel, der auf zwei Stellen des Alten Testaments zurückgeht: „ihre Häuser sind voller Tücke, wie ein Vogelbauer voller Lockvögel ist“ (Jeremias 5, 27) und „ein falsch Herz ist wie ein Lockvogel auf dem Kloben und lauert, wie er dich fangen könne“ (Jesus Sirach 11, 31).

Steckbrief

Der älteste Beleg ist ein Mainzer Text aus dem Jahre 1555, wo „Hafft- oder Steckbriefe“ erwähnt werden. Zwei etymologische Erklärungen stehen zur Wahl. Die eine nimmt auf Stock = Gefängnis Bezug. Stock war ursprünglich der Holzblock, in den man die Füße des Gefangenen „steckte“; davon hieß der Gefangenenwärter Stöcker oder Stockmann, das Gefängnis Stockhaus und abgekürzt Stock; daher auch stockfinster und vielleicht auch verstockter Sünder; einstecken bedeutet verhaften, ins Stocken geraten = festsitzen, nicht weiterkommen. Steckbrief war demnach der schriftliche Auftrag, jemand zu stecken, d. h. ihn aufzuhalten, in den Stock zu legen.

Die andere Erklärung, die die Autorität der Brüder Grimm auf ihrer Seite hat, geht auf gewisse Arten der Vorladung vors Gericht zurück. Da der Überbringer unangenehmer Botschaft an Herren heftigen Gemütes leicht Gefahren ausgesetzt war, erfolgte die Vorladung vor die heilige Feme, wenn der Schuldige auf einem Schlosse wohnte, „darein man nicht ohne Sorg und Abenteuer kommen konnt“, derart, daß der Bote nachts drei Späne aus dem „Rennbaum“ oder „Riegel“ des verschlossenen Tores heraushieb, das Ladungsschreiben in die so entstandene Narbe steckte und dem Burgwächter zurief, ein Brief sei in den Grindel gesteckt, er solle es dem sagen, der in der Burg sitzt. Die Späne, die der Bote herausgehauen hatte, um den La-

dungsbrief hineinzustecken, mußte er dem Auftraggeber mitbringen, gewissermaßen als Empfangsbestätigung für den Steckbrief. In Städten wurde die Vorladung in die Haustüre des Angeklagten gesteckt. Da man auf diese Weise an ihn einen Brief ohne sein Wissen gelangen ließ, bekam die Redensart „jemand etwas stecken“ auch die Bedeutung: heimlich Nachricht zukommen lassen. Bei unbekanntem Aufenthalt des Angeklagten wurde die Ladung öffentlich, in der Regel an Kreuzwegen aufgesteckt und dies führte zu der jetzigen eingeschränkten Bedeutung des Wortes Steckbrief.

Stinken, stänkern

Das althochdeutsche stinkan hatte noch den allgemeinen, neutralen Sinn: einen Geruch von sich geben (also auch: angenehm duften). Dementsprechend hatte auch das Hauptwort stank die Bedeutung des Geruchs, des Duftes im allgemeinen, nicht etwa nur den des üblen Geruchs. Wiederholt ist in althochdeutschen Texten von süßem Stank die Rede; so heißt es z. B. bei Notker: *suozen stang tuve dir min gebet*. Sogar vom süßen Stank Christi wird in religiösen Schriften gesprochen. In der Paraphrase des Hohenliedes von Williram (11. Jahrhundert) heißt es: *der stank dines mundes ist samo der suozon epfelo*. Auch im Mittelhochdeutschen erhält sich teilweise noch die neutrale Bedeutung von Stank. Eine für 1315 belegte Straßburger „badestube zum stank“ hatte offenbar parfümierte Bäder zu bieten. In der mittelhochdeutschen Zeit beginnt aber schon die Bedeutungsver schlechterung, sodaß die Bedeutung von stinken sich schließlich auf den üblen Geruch beschränkt. (Über die Erscheinung des pejorativen Bedeutungswandels, der Anlaß gibt von einem Pessimismus der Sprache zu reden, vgl. das Stichwort „niederträchtig“ in „Wörter und ihre Schicksale“.) Für den ursprünglich neutralen Charakter des Begriffs stinken zeugen noch vereinzelte Spuren. So bewahrt z. B. den alten Sinn die südbayerische Mundart der Sprachinsel Lusern in den vicentinischen Alpen. In dänischen und norwegischen Mundarten werden die Büchsen, in denen Wohlgeruch verbreitende Mittel aufbewahrt werden, *stinkekrukke* (*krukke* = Krug, Büchse) oder ähnlich genannt.

Daß im Angelsächsischen *stincan* neben allgemein duften und im Besondern übelriechen auch „aufwirbeln“ bedeutet (was vielleicht mit gotisch *stiggan* = zusammenstoßen in Parallele zu stellen ist), läßt die Vermutung aufkommen, daß stinken vielleicht mit *stechen* verwandt sei. Man könnte an Gerüche denken, die erst wahrgenommen werden, wenn etwas aufgestochen, aufgewirbelt, aufgerührt wird.

Die Berliner Redensart „stinken Se mal, wie det riecht“ dürfte eine auf dem Wege des Austausches der Zeitwörter entstandene Scherzform sein und läßt keinesfalls etwa den Schluß zu, daß stinken jemals auch den Sinn riechen in transitiven Sinne gehabt hätte.

Merkwürdig ist auch die Redensart „erstunken und erlogen“. Sie kommt von der Vorstellung der stinkigen Lüge, der faulen Lüge her, vom Vergleich der Lüge mit einer schlechten, in Verwesung übergegangenen Speise oder mit einem Aas. (Über die Ableitung von faul = träge und faul = verwesend s. das Stichwort „faul“ in „Wörter und ihre Schicksale“.)

Über die Wendung vom „abgestunkenen“ Schauspieler, Redner usw., der vom Bilde des unter Gestank abziehenden Teufels der Mysterienspiele her genommen sein dürfte, vgl. das Stichwort „Teufel“ in „Wörter und ihre Schicksale“.

Die Bedeutung des Zeitwortes stänkern gibt Sanders-Wülfig wie folgt an: 1) Stank verbreiten, damit erfüllen, 2a) Unfrieden stiften, b) sich müßig umhertreiben, c) schnüffelnd, stöbernd durchsuchen. Das Zeitwort ist erst seit 1678 gebucht. Es dürfte zunächst hauptsächlich von Studenten und Soldaten gebraucht worden sein, ebenso wie das Hauptwort Stänker, Stänkerer (Zedlers Lexikon 1821: Stencker, Raisonneur heißt bei den Soldaten derjenige, der murren und brummet.) J. J. Bode gebraucht in seiner vortrefflichen Montaigne-Übersetzung Stänker für querelleur. Während im oberdeutschen Gebiet heute die Form „Stänkerer“ die Vorherrschaft hat, ist sonst „Stänker“ gebräuchlicher. (Bei Thomas Mann bezeichnet Johann Budenbrook jemanden als einen „ollen Stänker“.) Die Ableitung des Wortes Stänker aus dem Namen des streitsüchtigen Theologen Franz Stancarus im 17. Jahrhundert, dessen dogmatische „Stänkereien“ berüchtigt waren, ist falsch, mag man — dem Geschmack der Zeit entsprechend — das Anklingen seines Namen an das Wort Stank polemisch auch ausgewertet haben.

Daß stänkern nicht nur Gestank verbreiten, einen Streit aufwirbeln bedeutet, sondern auch „schnüffelnd, stöbernd durchsuchen“¹, geht entweder auf den Quereinfluß des Zeitwortes stechen (stöbern, wienerisch stierln) zurück oder ist eine Stütze der schon angedeuteten Hypothese, daß stinken mit stechen, aufstechen form- und bedeutungsgeschichtlich verwandt sein könnte. Zum Verständnis der Form stänkern muß man auch wissen, daß es im Mittelhochdeutschen auch ein Zeitwort stenken gab; es war das Faktitivum (die Bewirkungsform) zu stinken (Verhältnis wie zwischen sinken

¹) Prof. Franz Blume (Jena) verweist mich auf eine Stelle bei Lessing: „Da habe ich wohl meine alten Papiere durchstänkern müssen“.

und sinken lassen, d. h. senken, zwischen dringen und drängen, schwimmen und schwemmen, springen und sprengen, sitzen und setzen usw.). Stenken bedeutet also: stinken lassen, Gestank verursachen. Und stänkern ist eine die häufige Wiederholung ausdrückende Ableitungsform (das Iterativum oder Frequentativum) von stenken, also: immer wieder Gestank verursachen. Mundartlich hat sich übrigens gelegentlich neben stänkern auch noch die mittelhochdeutsche Form stänken erhalten. So kommt dieses Zeitwort im Steirischen vor, wo es neben stänkern im hochdeutschen Sinne auch bedeutet: durch Stichellieder auf dem Tanzboden zu Gegenliedern herausfordern. Wir sehen hier wieder in der Vorstellung des Stichelns eine Gedankenbrücke zwischen stinken und stechen. Die Möglichkeit einer solchen Brücke ist übrigens nicht nur in der Vorstellung von der Entstehung des Gestankes zufolge Aufstehens von organischen Stoffen gegeben,¹ sondern auch in der Vorstellung von physiologischen Wirkungen des üblen Geruches: er ist stechend, er sticht in die Nase.

Strohwitwe

Das Wort Witwe (althochdeutsch wituwa) und seine Entsprechungen im Englischen, Französischen, Lateinischen (widow, veuve, vidua) sind verwandt mit altindisch vidhus = vereinsamt, vidhava = die Vereinsamte². Man schließt auf eine indogermanische Wurzel vidh = trennen, berauben, bezw. leer werden, Mangel haben, die wohl auch enthalten ist in lateinisch di-videre = teilen (dazu unsere Fremdwörter Division, Dividende, Devise, Individuum) und im deutschen Worte „Waise“. Die Bezeichnungen für den Witwer sind erst aus jenen für die Witwe entstanden. Für den Mann, dem seine Frau starb, gab es ursprünglich bei den indogermanischen Völkern kein besonderes Wort; der Umstand war für ihn nicht bezeichnend, um-

1) Vielleicht darf hier auch an die Etymologie von Pfütze gedacht werden: von lateinisch puteus = Brunnen, ausgestochene Grube zu putare = stechen, schneiden.

2) Falsch ist die Deutung Witwe = witte Frau, weiße Frau (wegen der weißen Trauerkleider). — Französisch vide und englisch void (beide bedeuten: leer) dürften von lateinisch vacuus abstammen und nicht von viduus = beraubt, scheinen aber von diesem immerhin beeinflusst zu sein. — Die Bezeichnungen der Witwe in den skandinavischen Sprachen gehören nicht zur Sippe vidua — Witwe; die alte nordische Wurzel ist ekkja = die Einzige, die Vereinzelte (daraus dänisch enke, schwedisch enka = Witwe); hier ist also das Begriffselement „eins, allein“ wortbildend und nicht wie in anderen indogermanischen Sprachen: „beraubt (des Mannes)“.

somehr war es für die Frau, wenn ihr Mann starb, ein wesentlicher Umstand, mitunter auch ein folgenschwerer (Witwenverbrennung).

Nicht so einfach ist die Deutung des Wortes Strohwitwe. Heute bedeutet es die Ehefrau, die vorübergehend von ihrem Manne getrennt ist. Ein scherzhafter erotischer Nebenton schwingt mit und dieser spielt entweder auf die Sehnsucht der Frau nach dem Gatten an oder auf die ihr sich bietende Gelegenheit, sich freier zu bewegen. Eine Strohvitwe modernen Sinnes setzt auch einen Strohvitwer voraus und auch dieser Begriff ist im Sprachgebrauch meistens auf einen anzüglichen Lustspielton abgestimmt.

Mit der Silbe Stroh in den Wörtern Strohvitwe und Strohvitwer haben sich Sprachforscher wiederholt beschäftigt. Am bequemsten ist die Erklärung von Behaghel, dem eine Analogie mit Strohmann vorschwebt. Der Strohmann ist eine mit Stroh ausgestopfte Puppe, die Vögel zu verschrecken, er ist kein richtiger Mann und ebenso sei die Strohvitwe keine richtige Witwe. Dieser zweifellos unzulänglichen Erklärung hält Hohlfeld Beispiele aus anderen germanischen Sprachen entgegen, in denen die Bezeichnungen für Strohmann und Strohvitwe so wesentlich voneinander abweichen, daß die Verlockung zu jenem falschen Analogieschluß ganz entfällt. So ist der Strohmann im Englischen *man of straw*, im Schwedischen *halmkarl*, dänisch *straamand*, aber die Strohvitwe heißt in diesen drei Sprachen übereinstimmend *Grasvitwe*, d. h. *grass-widow*¹, *gräsenka*, *gräsenke*.

Andere haben für die Frage der Herkunft der „Stroh“-Witwe den Umstand herangezogen, daß die Vorläufer dieses Ausdruckes Strohjungfer (oberdeutsch Strohdirndl) und Strohbraut lauten. Das Stroh ist also im zusammengesetzten Ausdruck Strohvitwe älter als das Element Witwe. Die Bezeichnung Strohbraut führte man darauf zurück, daß es im späten Mittelalter vielfach ländliche Sitte war, gefallenen Mädchen zur öffentlichen Beschämung Strohkränze aufs Haupt zu setzen und daß solche Mädchen, wenn sie zum Altare geführt wurden, statt des Myrtenkranzes einen Strohkranz tragen mußten. Auch ist einer solchen Braut am Polterabend Häcksel, kleingeschnittenes Stroh, vor die Türe gestreut worden. Im

1) *Grass-widow*, das bereits für das 17. Jahrhundert belegt ist (zunächst allerdings mit der Bedeutung verlassenes Mädchen, ledige Mutter), hat man fälschlicherweise auch aus französisch *grâce* = Anmut, Gunstbezeugung ableiten wollen. Das Englische hat übrigens für die Strohvitwe auch die Bezeichnung *mock-widow*, Scheinwitwe. Weitere Synonyme steuert das Slang bei: *wife in water colours* (Weib in Wasserfarben), im ältesten Slang *widow-bewitched* (verzauberte Witwe), im amerikanischen Slang *California widow* (Anspielung auf die Zeit des kalifornischen „Goldrausches“, als viele Männer ihre Familie für lange Zeit verließen).

Faust, im Gespräch mit Gretchen am Brunnen, droht das Lieschen dem Bärbel: „Das Kränzlein reißen die Buben ihr und Häckerling streuen wir vor die Tür.“ Im Urkundenbuch der Stadt Chemnitz vom Jahre 1399 bedeutete strobrute zweifellos: Bräute, die keine Jungfrauen waren.

Neben der Bedeutung gefallenes Mädchen tritt aber schon früh auch die der verlassenen Frau auf. Die „Dithmarsche historische Geschichte“ des Johannes Neocorus spricht von der Strenge der Dithmarschen gegen die grasswedewen (Graswitwen), offenbar hier: gefallene Mädchen. Aber schon 1543 bucht ein in Antwerpen erschienenenes Wörterbuch des Niederländischen haeckweduwe (haeck ist niederdeutsch Heuhaufen, Heuschober) und erklärt diese Heuschoberwitwe wie folgt: *veufe attendant son mari estant en long voyage*, Witwe, die auf ihren Mann wartet während seiner langen Reise. In Zedlers Universallexikon 1744 finden wir neben den Stroh Wittben („heißet man aus Scherz an etlichen Orten diejenigen Weiber, deren Männer verreiset oder abwesend seyn“) auch den Strohbräutigam. So „pflaget man in Nürnberg denjenigen zu nennen, welcher es hat kund werden lassen, daß er vor der Hochzeit bei seiner Braut geschlafen hat. Und es werden solchen Personen, wenn sie sich auf dem Lande befinden, Strohkränze aufgesetzt, in welchen sie auch zu Strafe bey der Trauung in die Kirche gehen müssen“. Übrigens verstand die Moral auch hier, sich die Unmoral tributpflichtig zu machen. In den Bayreuther Verordnungen von 1726 ist zu lesen, daß Brautleute, „die sich vor der Zeit verunkeuscht hatten“, bei der Kopulation Strohkränze tragen mußten „oder diese Strafe in Geld redimieren“. Diese Buße war das sogenannte Strohkranzgeld. Übrigens besteht in einzelnen schwäbischen Gemeinden noch heute der Brauch, daß das gefallene Mädchen drei Sonntage hintereinander öffentlich vor der Kirche einen Strohzipf tragen muß.

H. Schrader ist der Meinung, in den Ausdrücken Graswitwe, Strohwitwe sei Gras und Stroh das Symbol des Hinfälligen, rasch Welkenden, Wertlosen. (Das Stroh als Symbol des Wertlosen z. B. bei Jesaja 33, 11: mit Stroh geht ihr schwanger.) Daß zur Strafe für die voreheliche Verfehlung das minderwertige Stroh die edle Myrte ersetzen mußte, erscheint ganz einleuchtend. Soll dieser Umstand aber auch die Bezeichnungen Strohwitwe, Strohwitwer für die von einander getrennten Eheleute erklären? Aus dem Bedürfnis nach einer anderen Erklärung schreibt 1841 die Ökonomisch-technologische Encyclopaedie von Krünitz: „von dem ausgedroschenen Stroh hergenommen und hier gleichsam leer bedeutend, eine leere Stelle, also eine Strohvitwe ist eine Frau, deren Mann fehlt, dessen Stelle im Bette, so überhaupt an ihrer Seite, leer ist.“ Die Deutung Stroh = leer ist unhalt-

bar¹ und wir haben sie angeführt als Beispiel dafür, zu welch gewaltsamen Konstruktionen man in der Wissenschaft greifen muß, wenn prude Hemmung den Weg zu der natürlichen Ursache verlegt. Dabei mußte man sich bloß nach dem etymologischen Wink richten, den Goethe im *Faust* gibt. Marthe Schwerdtlein erzählt klagend von ihrem lieben Manne: „Er hat mir nicht wohlgetan; geht da stracks in die Welt hinein und läßt mich auf dem Stroh allein“. Das Stroh ist offenbar das Bettstroh, das übliche ländliche Lager und daher ist Strohwitwe eine Frau, die nicht zufolge des Todes eines Mannes ganz vereinsamt, sondern nur im Bett verlassen ist. Man beachte übrigens die gedankliche Verknüpfung zwischen dem Stroh und der geschlechtlichen Vernachlässigung der Frau durch den Mann in folgender Stelle bei Weber-Demokritos: „Es ist bekannt, daß die schönsten Fräuleins... die schönsten roten Wangen bekommen, sobald sie aufs Stroh gelegt werden, ... auf dem sie ohnehin Bürgers Lenore fast täglich spielen.“ (Anspielung auf folgende Zeilen der Ballade: „Lenore fuhr ums Morgenrot empor aus schweren Träumen: bist untreu, Wilhelm, oder tot? wie lange willst du säumen?“)

Stroh wird nicht nur allgemein für Bett, Lagerstätte gebraucht, sondern im besonderen Sinne auch für das uneheliche Beilager. Diesen engeren Sinn bestätigt im besonderen auch der Umstand, daß statt Strohwitwe auch Graswitwe gesagt wurde (im 16. Jahrhundert niederdeutsch grasswedewe, sowie die oben angeführten Beispiele aus dem Englischen und Skandinavischen, und auch niederländisch haeckweduwe, Heuschoberwitwe). Es liegt hier offenbar eine Anspielung auf den geheimen Verkehr vor, auf den Verkehr nicht im Ehebett, sondern in der Scheune, auf dem Heuschober, auf dem Felde. (Grienberger führt ein bezeichnendes kärntnerisches Volkslied an: I waß, wers verraten hat / daß d' in Gras warst bei mir / i hab an grünen A. . / und du hast grüne Knie.) Daß bei Wortbildungen die Anspielung auf das Außereheliche durch den Hinweis auf den Ort des Verkehrs geschieht, ist in der Wortgeschichte auch sonst bekannt, man denke z. B. an die Synonyme Bankert und Bastard (das auf der Bank, bezw. auf dem basto, dem Saumsattel gezeugte Kind). Auch das Französische bringt die Begriffe des Strohs und des außerehelichen Geschlechtsverkehrs in sprachliche Zusammenhänge. Paillasse = Strohsack (von paille = Stroh) bedeutet auch Dirne, paillasse à soldats = Soldatendirne²; brûler le pail-

1) Wäre das Stroh in Strohvitwe das Symbol der Leere, so müßte — in Anbetracht der Etymologie von „Witwe“ (vidua = die Beraubte, die Entleerte) — „Strohvitwe“ eigentlich als Tautologie gelten: die leere Leere.

2) Man vergleiche damit in der österreichischen Soldatensprache des Welt-

lasse, den Strohsack verbrennen = eine Dirne um die Bezahlung prellen; paillason = Hurenkerl, Herzensfreund einer Dirne; paillard = unzüchtig, wollüstig; paillarder = Unzucht treiben; paillardise = Unzucht, Ausschweifung¹.

Das Stroh in der Bedeutung Liegestätte kommt auch in anderen deutschen sprachlichen Bildungen vor. Der Strohtod (englisch straw-death) war für den Ritter des Mittelalters der prosaische Tod, im Gegensatz zu jenem auf dem Felde der Ehre. In Siebenbürgen ersetzt man im Bett des Kranken die Federnmatratze durch einen Strohsack, auf dem es sich leichter sterben soll. In Bayern heißt auf dem Stroh liegen (auch: auf dem Marterstroh, anderswo: auf dem Peinstroh) soviel wie krank sein, besonders in den Wehen sein. Früher war es dort allgemeine Sitte, daß die Bäuerinnen ihre Wehen auf dem Stroh verbringen und erst nach der Niederkunft ins reine Kindbett gelangen. In Hermann und Dorothea heißt es: „Hier auf dem Strohe liegt die erst entbundene Frau des reichen Besitzers“. Aufs Stroh kommen heißt ein Kind bekommen. In diesem Zusammenhang sei auch ein Pflanzennamen erwähnt. Unserer lieben Frauen Bettstroh oder Liebfrauenstroh oder Marienstroh ist der volkstümliche Name der Pflanze *Galium verum*, der übernatürliche Kräfte zugeschrieben werden. Sie war in heidnischer Zeit der Freya, der germanischen Venus, der Göttin der Liebe und der Fruchtbarkeit, heilig und Strohbindel dieser Pflanze wurden schwangeren Frauen ins Bett gelegt, um die Niederkunft zu erleichtern; trotz wiederholter Verbote von Seiten der Kirche wurde dieser Brauch auch im Christentum beibehalten, allerdings auf die heilige Maria übertragen.

Zusammenfassend also: Strohvitwe (Graswitwe) ist ursprünglich das (auf dem Stroh) verführte und dann verlassene Mädchen und später zufolge scherzhafter Übertragung eine zeitweilig von ihrem Mann verlassene Ehefrau. Stroh bedeutet also in dieser Zusammensetzung die Liegestätte. Die Strohvitwe ist eine Bettwitwe, sowie man mit einer ähnlichen Konstruktion eine Frau, deren Schönheit sich erst im entkleideten Zustande

krieges die Bezeichnung *Feldmatratze* für die sogenannten „weiblichen Hilfskräfte“, die in den militärischen Kanzleien der Etappe für die Front benötigte Soldaten abzulösen hatten.

1) Im Argot der argentinischen Dirnen bedeutet „im Stroh schlafen“: unvorsichtig sein, nicht aufpassen (nämlich beim Geschlechtsverkehr); Vidor Borde hat folgende Strophe aufgezeichnet: *Qué te has creído medio zorro / Que en la pajasa me he dormido? / Cuando vos me las pegaste / Pegados ya las hetenido.* (Du bist wohl halb verrückt, daß du glaubst, ich hätte im Stroh geschlafen? Als du mich anstecktest, da war ich bereits angesteckt.)

richtig herausstellt, eine Bettschönheit nennt. Viel jüngeren Datums ist der parallele Begriff des Strohwitwers, ebenso der lüstern-ironische Beigeschmack beider Begriffe, die Anspielung auf die Sehnsucht des verlassenen Ehepartners nach dem abwesenden, bzw. auf die Neigung zur Ausnützung der vorübergehenden Freiheit. Das Scherzhafte ist selbst dann nicht ganz ausgeschaltet, wenn ein Dichter, wie Goethe im Westöstlichen Diwan, das Wort in gehobener Tonart verwendet: „Die Strohwitwe, die Aurora, ist in Hesperus entbrannt.“

Den romanischen Sprachen fehlen Wörter zur kurzen Bezeichnung der Strohwitwenschaft. Sie müssen sich mit Umschreibungen behelfen, z. B. italienisch *molle il cui marito è in viaggio*, und ebenso französisch *femme, dont le mari est en voyage* (Frau, deren Mann verreist ist), *ma femme est absente* (meine Frau ist abwesend, d. h. ich bin Strohwitwer).

Ungarisch *szalmaözvegy* ist nur eine wörtliche Lehnübersetzung aus dem Deutschen.

Toast

Das dem Englischen entnommene Fremdwort Toast wird im Deutschen wie in der Ursprache mit zweierlei Bedeutung gebraucht: 1) Trinkspruch, 2) geröstete Brotschnitte¹ (daher auch gebräuchlich: *tosten* = Brot rösten). Diese beiden Bedeutungen muten zunächst so unzusammenhängend an, daß man annehmen möchte, es handle sich um eines jener Homonymenpaare, die bei völligem Gleichlaut und völlig gleicher Schreibweise auf zwei verschiedene Quellen zurückgehen, wie es etwa der Fall ist bei Golf (das Rasenspiel) von schottisch *gowf* = Schlag und Golf (der geographische Begriff) von griechisch *kolpos* = Busen. Aber trotz der zwei einander

1) Toast = geröstete Brotschnitte kommt auch bei Shakespeare vor. In den Lustigen Weibern sagt Falstaff: *Go fetch me a quart of sack, put a toast in't*, geh hol mir ein Quart „Sack“, leg ein Stück geröstet Brot hinein. (Dieses *quart of sack*, das Falstaff öfters fordert, — auch in „König Heinrich IV.“ ist von einem *cup of sack* die Rede, bei Schlegel-Tieck als „ein Glas Sekt“ übersetzt, — wurde übrigens der Ausgangspunkt des deutschen Wortes *Sekt*, das, von Berlin ausgehend, seit 1830 das vorherige „Champagner“ teilweise verdrängte. Bei Shakespeare hat *sack* die Bedeutung: *trockener Wein*, *vino secco*, Wein aus am Stock getrockneten Beeren. Da aber der berühmte Charakterdarsteller Ludwig Devrient, seine Falstaffrolle weiterspielend, in der Wein-stube Lutter und Wegner in Berlin Champagner mit den Worten „ein Glas Sekt!“ zu bestellen pflegte, bürgerte sich schließlich das bis dahin nur selten und jedenfalls nur für süßen Südwein gebrauchte Wort *Sekt* als Bezeichnung für den Schaumwein ein.)

fernen Bedeutungen von englisch Toast handelt es sich diesmal tatsächlich um das gleiche Wort. Zugrunde liegt das Zeitwort to toast = rösten, das über das Altfranzösische auf lateinisch tostus, das Partizip von torrere zurückweist. Der Zusammenhang zwischen Brotrösten und Trinkspruch erklärt sich aus einem alten Brauch, der in England bestanden hat. Wenn jemand an der Tafel einen Trinkspruch ausbrachte, tat er ein Stück geröstetes Brot in seinen Becher, ließ ihn dann am Tisch herumgehen, so daß jeder Gast etwas aus dem Becher trank; wenn der Becher zum Redner zurückkam, trank er den Rest aus und aß das Brot. So wurde toast allmählich zur Bezeichnung jener Person oder jener Sache, auf deren Erfolg getrunken wurde, später der Trinkspruch selbst.¹ Da es üblich war, in Trinksprüchen der Schönheit einer gefeierten Dame zu gedenken, hatte toast auch die besondere Bedeutung „gepriesene Schöne“. Im Jahre 1709 erzählte die Zeitschrift The Tatler die Geschichte von einer schönen Dame zur Zeit Karls II., die vor ihren Verehrern ein Bad nahm, wobei diese Herren sie so bewunderten, daß sie schließlich aus Begeisterung unter lauter Lobpreisung ihrer Schönheit nach und nach das ganze Badewasser austranken. Weil nun die mit feierlichen Komplimenten apostrophierte Holde im Wasser so dasaß, wie eine geröstete Brotscheibe in einem Getränke, habe man seither eine durch einen Trinkspruch gefeierte Dame, später sogar den Trinkspruch selbst als Toast bezeichnet.

Das Eintunken von Brot in Wein ist übrigens eine uralte Sitte. Sie ist, wie Kretschmer hervorhebt, im Orient so verwurzelt, daß sie auf das Abendmahl gegen die Darstellung der Evangelien übertragen wurde. In der armenischen schismatischen Kirche taucht der Priester bei der Kommunion die Hostie in den Wein und reicht sie den Gläubigen. (Da bei diesem Verfahren leicht Wein verloren gehen kann, so werden in der griechisch-orientalischen Kirche die Hostien in den Wein geworfen und dann für jeden einzelnen mit einem Löffel herausgeholt.)

Veronal

Das überaus wirksame Schlafmittel Veronal, das in größeren Mengen Lebensmüden sogar zum ewigen Schlaf zu verhelfen vermag, entstand 1903 aus gemeinsamen Arbeiten des Klinikers J. v. Mering und des Chemikers Emil Fischer. Seither ist Veronal auch zum Ausgangspunkt vieler anderer

1) Nach Rudolf Kleinpaul habe aber englisch toast = Trinkspruch nichts mit toast = geröstetes Brot zu tun, sondern komme von deutsch „st o ß t (an).“

Schlafmittel geworden. Wieso es dazu kam, daß die Diäthylbarbitursäure — dies ist die eigentliche wissenschaftliche Bezeichnung dieses Mittels — gerade Veronal genannt wurde, erzählte dreißig Jahre später Prof. Müller-Graup in einer Wiener Zeitschrift. Als Prof. Emil Fischer mit der Farben-industriegesellschaft in Leverkusen über die Einführung des neuen Mittels geschäftlich verhandelte, konnte man sich lange auf keinen Namen einigen. Da sagte schließlich Fischer, die Uhr in der Hand: „Meine Herren, in einer halben Stunde geht mein Zug, ich habe schon in Verona Nachtquartier bestellt“. Und rasch einigte man sich auf den Namen „Veronal“.

Zwilling

Rückert hat in zwei Verszeilen der „Weisheit des Brahmanen“ sieben Hauptwörter, die aus „zwei“ gebildet sind, untergebracht: „Die Zwei ist Zweifel, Zwist, ist Zwietracht, Zwiespalt, Zwitter. Die Zwei ist Zwillingssfrucht am Zweige süß und bitter.“ Von zwei kommt außerdem auch zwölf (gotisch twalif, wörtlich: zwei drüber), zwanzig, zwischen, Zwieback, Zwielight, Zwiich (zweifädiges Gewebe), Zwiirn (zweidrähtiges Garn, englisch twine), Zuber (Zweiheknliges, im Gegensatz zum Eimer, dem Einheknliges) und vielleicht auch Geweih (das „Gezweig“ des Hirsches); ferner zwei bayrisch-österreichische Ausdrücke: Zwiessel = Gabelung, Spaltung (schisma) und Zweeken = Zacken, Zinken. (Im älteren Steirisch hieß das Doppeljoch für Zugtiere: Zwiichjoch.) Das Wort zur Bezeichnung eines von zwei gleichzeitig geborenen Kindern einer Mutter lautete althochdeutsch zwinilinc, daraus durch Angleichung Zwilling (englisch twin, holländisch tweeling). Der Name des Züricher Reformators Zwingli ist eine schweizerische Fassung von Zwilling. Die Bedeutung Zwilling hat übrigens auch der evangelische Name Thomas, er kommt von aramäisch ta-ma = Zwilling. (Nach dem Evangelium führt Thomas den Beinamen „Zwilling“: Thomas ho legomenos Didymos. Richtig ist aber, daß Thomas selbst die Bedeutung Zwilling hat. Didymos = Zwilling ist ein häufiger griechischer Name, ebenso lateinisch Gemellus von Geminus.)

Christian Morgenstern (der auch den Elefanten weiter entwickelt hat zum Zwölefanten) war vom Worte Zwilling so beeindruckt, daß er aus ihm einen neuen Begriff herausdestillierte, den „Zwi“, den Menschen mit zwei Gehirnen: „ein Mensch, der selbst sich duzt, ein Mann, der Aug in Aug sich sitzen kann.“ Scherzweise nennt man einen Zwilling auch einen Illing; wie wenn Zwilling die Bezeichnung für das Paar wäre.



KREUZ UND QUER



Schweizerische Wörter im Hochdeutschen

„Ich bin ein Schweizer“, schrieb 1758 der aus dem Aargau stammende berühmte Arzt und Philosoph Johann Georg von Zimmermann in der Vorrede seines Buches vom Nationalstolz, „und von einem Schweizer läßt sich die Reinlichkeit der Sprache ebensowenig fordern als vormals die athenien-sische Annehmlichkeit von einem Böotier.“ Das Sonderbare an diesem Ausspruch ist, daß er eben zu einer Zeit getan wurde, als das Vorurteil, das man durch viele Geschlechter hindurch gegen das Schweizerdeutsch gehegt hatte, gerade zu schwinden begann. Luther, der der neuen Schriftsprache hauptsächlich das Mitteldeutsche zugrunde gelegt hatte, dabei aber zur Bereicherung des obersächsisch-thüringischen Wortschatzes Anleihen in verschiedenen Gebieten, darunter auch beim Plattdeutsch machte, hatte gerade für den schweizerischen Ast des Alemannischen wenig übrig. Man kennt seine geringschätzigste Meinung über Zwinglis Sprache. Andererseits wieder wehrte man sich in der Schweiz lange gegen das „sächsische“ Bücherdeutsch. Den zahlreichen Nachdrucken, die der Basler Buchdrucker Adam Petri von Luthers Neuem Testament veranstaltete, mußte von der 1522 erschienenen zweiten Auflage angefangen („so ich gemerckt hab, dass nit yederman verstan mag etliche wörter in yetzt gründtlichen verteutschten neuwen testament“) ein von Konrad Pellikan aus Rufach verfaßtes Wortregister beigegeben werden, das „die ausslendingen Wörter auf unser Teutsch anzeigt“. So wird dort u. a. albern als nerrisch oder fantestisch, Anstoß als Ärgernis, Aufschub als Verzug, bange als engstlich, besudeln als verunreinigen, ernten als schneiden, flehen als bitten, fühlen als empfinden, mieten als dingen, plötzlich als gehlings, prüfen als mercken, Ufer als Gestade, wetterwendisch als unstet veroberdeutscht. Noch 1671 befahl der Berner Rat den Geistlichen, „sich beim Predigen eines ungewöhnlichen neuen Deutsch zu enthalten“, es ärgere bloß die Hörer.

Dieser Widerstand gegen das gleichschalterische Schriftdeutsch ermöglichte es, daß manche Wörter, manche Wendungen der älteren oberdeutschen Sprache in der Schweiz noch lebendig blieben, als sie im Reiche schon verschollen

waren. Und wenn 1706 ein deutscher Literaturhistoriker (Erdmann Neumeister) über einen Schweizer Dichter, den Züricher Pfarrer Johann Wilhelm Simmler, schrieb: *dictio est helvetica, hoc est crassa, ridicula, minus germana*, der Stil ist schweizerisch, also plump, lächerlich, minderdeutsch, so ahnte es dem lateinisch Schreibenden gar nicht, daß all das, was ihm undeutsch schien, in Wirklichkeit älteres und edleres, bodenständigeres und unberührteres Deutsch war als die zum großen Teil durch abstraktionsversessenes Gelehrtenkauderwelsch und durch hemmungslose Sprachmengerei barbarisierte neuhochdeutsche Schriftsprache des 17. Jahrhunderts. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts begann der Umschwung. Äußerungen von Schweizer Seite, wie etwa die anfangs angeführte von Zimmermann, gehörten um diese Zeit schon zu den Seltenheiten. Die Schweizer Autoren gingen jetzt gewissermaßen aus ihrer Verteidigungsstellung heraus. Es handelte sich für sie nicht mehr nur um den Anspruch, auf eigenem Gebiete Bewährtes und Geschätztes aus der eigenen Mundart in die Schrift aufnehmen zu dürfen. Sie gehen vielmehr zum Angriff über gegen die „diktatorische Dreistigkeit“ Gottscheds¹. Bodmer schreibt 1746: „Ich habe mit allem meinen Nachsinnen noch keinen tüchtigen Grund ausfinden können, warum eben der Meißner Dialekt die Herrschaft haben sollte“. Die Schweizer nahmen den Kampf auf gegen die schulmeisterliche Schablone, wie sie vor allem der norddeutsche Sprachpapst Gottsched vertrat, für den lebendigen Sprachgebrauch gegen Drillgrammatiker und Lexikographen, für die sinnliche Kraft der aus der Mundart „Machtwörter“ schöpfenden Sprache an Stelle einer papiernen. Die Sprache der Leidenschaft stehe über den Regeln; eine These, würdig des Landes eines Rousseau, eines Haller. Dieses Sprachprogramm der Schweizer fand besonders bei Herder begeisterte Unterstützung. Die deutsche Literatur begann auf die Vorzüge der schweizerischen Sprachsonderheiten aufmerksam zu werden, auf das alte Erbgut, das sich dort in der Stille bewahrte, auf die sinnliche, anschauliche Art einzelner Wörter und Wortweiterbildungen. Der Aufschwung der deutschen Schriftsprache in der klassischen Periode der deutschen Dichtung ist ohne den schweizerischen Spracheinfluß kaum denkbar. Dies wird heute von deutschen Sprachforschern meistens auch anerkannt. „Durch die Schweizer wurde der Volkssprache der Eintritt in die Literatursprache zurückgewonnen“ (E. Wilke in seiner Wortkunde); „daß aus der Sprache der Dichtung Freiheiten der

1) Der Gottschedianer Christoph von Schönau kritisierte in seinem 1754 erschienenen Buche „Die ganze Ästhetik in einer Nuß“ heftig die Sprache der Schweizer. Von Haller sagte er in einem Epigramm: „Ach wollt' ihn einer nur ins Deutsch erst übersetzen.“

Wortfügung, Kraft und Fülle des Ausdruckes nicht ganz verbannt wurden, danken wir den Schweizern“ (Stephan Wätzold).

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kann man geradezu von einem Schub schweizerischer Einwanderer in das deutsche Wortreich sprechen. Dieser Schub wurde begünstigt durch die Vorliebe deutscher Klassiker für Reisen in die Schweiz (Klopstock, Wieland, Goethe), besonders auch durch die brieflichen Beziehungen, die die Klassiker mit führenden Persönlichkeiten des schweizerischen Geisteslebens (Bodmer, Lavater) pflegten. An der Eingewöhnung Schweizer Wörter ist begreiflicherweise auch Schillers Telldrama wesentlich beteiligt. Eine zweite Hauptperiode der Beeinflussung des neuhochdeutschen Wortschatzes durch das Schweizerische knüpft sich an die Schriften von Gottfried Keller¹ und Conrad Ferdinand Meyer. Gering ist hingegen die außerschweizerische Sprachwirkung Jeremias Gotthelfs. Wenn auch bei ihm, wie Walter Muschg jüngstens in seiner meisterhaften Gotthelf-Monographie zeigte, das ständige Ringen zwischen dem reinen Hochdeutsch und dem reinen Bernerdeutsch mitunter ein harmonisches Gleichgewicht herstellt, so wirkt das Mundartliche bei ihm doch im allgemeinen eben als mundartliche Zutat und wird nicht wie bei Keller zur Bereicherung des Hochdeutschen verwendet.

Und nun wollen wir einige Beispiele von Wörtern geben, die aus dem Schweizerischen Eingang in die neuhochdeutsche Schriftsprache gefunden haben. Wobei wir absehen wollen von jenen Wörtern, die sich auf die Alpenwelt beziehen (wie Alm und Senne, Firn und Kamm, Föhn und Bise, Gletscher und Lawine, rodeln und jodeln usw.), denn daß solche Wörter der Schriftsprache durch das Oberdeutsche geliefert werden, ist ebenso selbstverständlich, wie daß das Plattdeutsche die auf

1) Die bei Gottfried Keller vorkommenden schweizerischen Wörter hat Franz Blume 1928 zusammengestellt. Er führt auch zwei Äußerungen Kellers über die Verwendung von Mundart in der Dichtung an. 1875 schreibt Keller an Emil Kuh über Fritz Reuter: „Durch solche energische Geltendmachung der Dialekte wird das Hochdeutsch vor der zu raschen Verflachung bewahrt.“ Drei Jahre später meint er — angesichts Theodor Storms „Renate“ — doch, „daß etwas Barbarisches darin liege, wenn in einer Nation alle Augenblicke die allgemeine Hochsprache im Stiche gelassen und nach allen Seiten abgesprungen wird, so daß das Gesamtvolk immer bald dies, bald jenes nicht verstehen kann und in seinem Bildungssinn beirrt wird... Natürlich gewinnt die gesamte Nationalsprache, wenn die Stämme und Provinzen ihre Idiome kultivieren und festhalten; aber ich glaube, man solle die Übung den Quernaturen überlassen, welche nicht anders können, selber in seinem Hause alle möglichen Dialekte sprechen, aber schreiben in der einen und allgemeinen Sprache, wenn man sich dieser einmal gewidmet hat.“

Meer und Schifffahrt bezüglichen Wörter wie Ebbe und Klippe, Flotte und Flagge, Teer und Tran usw. beisteuert.

ABGLANZ wurde 1750 von Bodmer gebildet. In seinem Noah trägt eine Bildsäule die Inschrift: Kniert vor dem Abglanz der Gottheit. Der schon erwähnte Gottschedianer Schönaich fragte zwar höhnisch, was „Abglanz“ denn sei, das Wort drang dennoch in die Schriftsprache, besonders in die dichterische, ein und kommt auch bei Goethe vor („Am farbigen Abglanz haben wir das Leben“).

ABSCHÄTZIG, im Sinne von geringschätzig 1431 in Graubünden belegt, in der Züricher Bibelübersetzung 1548 gebraucht, wurde durch Wieland aufgenommen, gelangte aber erst im 19. Jahrhundert in den allgemeinen Gebrauch. (Nach Fritz Mauthner ist abschätzig eine Lehnübersetzung von französisch *déprécié*.)

ABWASSER, das ursprünglich jedes von Mühlen, Brunnen, Teichen usw. abgeleitete Wasser bedeutete und erst im 19. Jahrhundert abschätzig wurde, d. h. hauptsächlich von Ortschaften, Fabriken usw. abgeleitetes Schmutzwasser zu bezeichnen begann, wurzelt zwar nicht in schweizerischen Mundarten allein, sondern in den alemannisch-schwäbischen überhaupt, jedoch ist die Einführung des Wortes in die allgemeine deutsche Schriftsprache einem Schweizer zuzuschreiben, dem Leonhard Thurneisser, der 1612 in Straßburg ein Buch „Von Wassern“ veröffentlichte.

ANHEIMELN gehört erst seit den 80er Jahren der hochdeutschen Schriftsprache an. Im Jahre 1837 konnte der Appenzeller Mundartforscher Tobler noch stolz fragen: „Wie gibt der Hochdeutsche das oberteutsche heimelig, anheimeln, anheimlich wieder?“ Die Grundbedeutung des schweizerischen Wortes heimeln, anheimeln ist: angenehmerweise an die Heimat erinnern. Die Bedeutung der oberdeutschen Endung -eln ist: nach etwas riechen oder schmecken (z. B. hundeln, wildeln, säuerlen, fischelen, fleischelen, räuschelen, böckelen, füchselen). „Etwas heimelt mich an“ bedeutet also: es wirkt mit seinem Wesen (seinem Geschmack, seinem Geruch) so angenehm auf mich, daß ich mich wie zu Hause fühle. Die Vermittlung dieses oberdeutschen, besonders schweizerischen Zeitwortes in die hochdeutsche Schriftsprache dürften Auerbachs Schwarzwälder Geschichten besorgt haben.

ANSTELLIG war in der deutschen Schriftsprache noch ganz unbekannt, als Lavater 1772 in seinen Physiognomischen Fragmenten es empfahl: „Eine brave wackere Tatfraue, entschlossen und fruchtbar . . . Eine Hauptfrau

anstellig und angriffig. Im Vorbeigehen zu sagen: dürfte ich nicht diese gut schweizerischen Wörter zur Naturalisierung empfehlen, liebe mannhafte Deutsche?" Und von „anstellig“ sagt er noch: „ein Schweizerwort, die Geschicklichkeit mancherley Dinge gut einzurichten und anzuordnen und sich in alles leicht zu finden.“ Dieser Sinn deckte sich offenbar mit dem von Luther verwendeten Eigenschaftswort ausrichtig, und daher eignete sich anstellig dazu, das Fremdwort agil zu verdrängen und als Übersetzung von lateinisch *habilis* zu dienen. Schiller bedient sich bereits im Tell des neuen Wortes und legt es dem Vogte in den Mund: „Das ist ein schlechtes Volk, zu nichts anstellig, als das Vieh zu melken und faul herumzuschlendern auf den Bergen.“ Bei Jean Paul lesen wir von „der Frau feineren, zärteren, anstelligeren Hand“.

AUFBEGEHREN ist erst im 19. Jahrhundert durch Schweizer Autoren in die deutsche Literatursprache eingeführt worden. In der Schweiz aber ist das Zeitwort bereits für das 16. Jahrhundert belegt. Die älteste Stelle datiert 1582: „wer aufbegehren wolle, solle zuerst seine Schulden bezahlen“. Man unterscheidet zwei Bedeutungen: die Auflehnung des Untergebenen gegen den Höheren, das Trotzen, Widersprechen, Sich-zur-Wehr-setzen gegen Zumutungen auf der einen Seite und anderseits das heftige Aufbrausen, das Wettern des Vorgesetzten dem Untergebenen gegenüber¹. Im Schweizerdeutsch ist „aufbegehren“ zu unterscheiden von „auf begehren“ = begehren, auf zu sein, d. h. aufstehen wollen. Daher das Wortspiel: er bigert gern uf, nur nüd ame Morge früh. Daß das Zeitwort aufbegehren mit „begehren“ verwandt ist und zur Sippe gern, gierig, Begierde, Geiz gehört, ist nicht ganz sicher. Schmeller bringt es mit „gären“ in Verbindung. In den bildlichen Ausdrücken aufbrausen, aufwallen hätten wir schließlich auch Analogien. Man vgl. übrigens auch bei Goethe im Werther: „Ein Volk, das unter dem unerträglichen Joch eines Tyrannen seufzt, ... wenn es endlich aufgärt und seine Ketten zerreißt.“

ENTSPRECHEN im heutigen Sinne gehört noch keine zwei Jahrhunderte dem Schriftdeutsch an. Es kommt zwar schon im Mittelhochdeutschen vor, bedeutet aber dort einfach antworten, erwidern. Im Französischen hatte *répondre* aber auch den abstrakten Sinn „gemäß sein“ bekommen, und in diesem Sinne gab es im Deutschen das Fremdwort *respondieren*. Das Alemannische schuf sich aber eine Übersetzung des französischen Ausdrucks, und so entstand der moderne Sinn von entsprechen (Geiler von Kaisersberg:

1) Bei Jeremias Gotthelf kommt redensartlich vor: aufbegehren wie ein Häftlimacher, wie ein Bürstenbinder.

„die Getät und der Nam sollen einander entsprechen“). Den alemannischen Ausdruck griff der junge Wieland während seines Aufenthaltes in der Schweiz auf. „Nie hat eine Gestalt den inneren Vollkommenheiten mehr entsprochen“, sagt er über die Episteln des Horaz in der Zueignung seiner Übersetzung. Gottsched und seine Schule bekämpften lebhaft das neue Wort, es wurde als lächerliches Modewort mit dem Bann belegt, aber bei Lessing fand es (1759) Schutz: „Dieses entsprechen ist itzt den Schweizern eigen und nichts weniger als ein neu gemachtes Wort.“ Heute könnten wir das Zeitwort entsprechen gar nicht mehr entbehren, es sei denn, wir hätten ein anderes, das ihm genau — entspricht.

MACHENSCHAFT ist in der Schweiz bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurück verfolgbar, und zwar hatte es zunächst die Bedeutung: Kontrakt, Vereinbarung, Vergleich. Vielleicht ist die weitere Bedeutungsentwicklung durch lateinisch *machinatio* beeinflusst. Im Bernischen lautete das Wort auch Machtschaft. Es bekam erst später den Sinn üble Praktiken, böswilliges, heimliches Tun. (Für dieses Verhalten gebraucht übrigens Jeremias Gotthelf den auch bei Hans Sachs und Thomas Murner vorkommenden Ausdruck „unter dem Hütlein spielen“, was vielleicht auf Praktiken von Betrügnern im Karten- oder Würfelspiel zurückgeht.) An der Einführung des Wortes Machenschaft in das Schriftdeutsch sind besonders Lavater, Gottfried Keller und Johannes Scherr beteiligt.

TAGEN im Sinne von „Tag werden“ war von jeher allgemein deutsch; im Sinne von „eine Verhandlung abhalten“ ist das Wort aber schweizerisch und gelangt erst Ende des 18. Jahrhunderts in die deutsche Schriftsprache. In Schillers *Tell* kommt das Wort mehrmals vor (z. B. „so laßt uns tagen nach den alten Bräuchen“). Aus der Schweiz kommt später auch *vertagen* = den Zeitpunkt einer Verhandlung verlegen. *Vertagen* verdrängte das bis dahin in der deutschen Amtssprache übliche *ajourner*. („*Vertagen*“ gab es allerdings auch im Mittelhochdeutschen, aber im Sinne „einen Gerichtstag ansetzen“, und dieses ältere „*vertagen*“ war bereits verschollen, als das Wort am Ende des 18. Jahrhunderts aus der Schweiz mit neuer Bedeutung in die Schriftsprache drang.)

STAUNEN ist kaum zweihundert Jahre schriftdeutsch, indes „erstaunen“ bereits 1529 im Züricher Neuen Testament vorkommt. Der berühmte Schweizer Arzt, Botaniker und Dichter Albrecht von Haller gebraucht das Zeitwort 1730 mit einer erklärenden Fußnote: „träumend vor sich hinstarren“ („dieses alte schweizerische Wort behalte ich mit Fleiß; es ist die Wurzel von *erstaunen* und bedeutet *rêver*, ein Wort, das mit keinem anderen

gegeben werden kann.") Auch Hebel verwendet 1803 mundartlich *stune* im Sinne: träumend vor sich hinblicken. Das Schweizerische hatte das Zeitwort offenbar aus Frankreich: neufranzösisch *étonner*, altfranzösisch *estoner* (von vulgärlateinisch *ex-tonare* = herausdonnern, dem das griechisch-lateinische *tonos, tonus* = Ton¹ zugrunde liegt, der ursprüngliche Sinn von *étonner* ist: erschrecken, gleichsam wie vor einem Donnerschlag). Ob schon der vorwiegende Gebrauch von „erstaunen“ im Deutschen eine Präposition vorsieht („über etwas erstaunen“), bricht auch im Deutschen gelegentlich der französische transitive Charakter durch, und „erstaunen“ bedeutet dann „jemand in Erstaunen versetzen“. So schreibt z. B. Goethe einmal: „diese Übereinstimmung, die einen jeden erstaunen muß.“ Und Rückert: „eines hat mich oft erstaunt.“ Bei Mörike heißt es: „Des Mädchens Anblick hat mich erstaunt.“ Und in jüngster Zeit Will Vesper in seiner Parzival-Bearbeitung: „manch Wunder, das mich erstaunte.“ Der Grammatiker, der gegen einen Satz in der Modebeilage der „Neuen Zürcher Zeitung“ vom 11. Juni 1933 („der Prinz erstaunte die Welt dadurch, daß er...“) Einspruch erhob, dürfte durch den Hinweis auf jene klassischen Vorbilder beruhigt worden sein. Bemerkenswert ist auch der Gebrauch von *staunen* mit Dativ, z. B. bei Goethe („ich staune dem Wunder“), Voß, Uhland.

UNBILL kommt zwar schon 1573 in Fischarts Flöhhaz vor, setzt sich aber erst dank Albrecht von Haller durch; „ein allerliebstes Wort“, spottet 1754 der schon erwähnte Gottschedianer Christoph von Schönaich, „wir sind noch nicht so weit, es zu verstehen“.

UNENTWEGT, in Deutschland durch Jeremias Gotthelf (Schuldenbauer 1854) und Gottfried Keller (Züricher Novellen 1878) bekannt geworden, kommt vom schweizerischen Zeitwort *entwegen* = vom Platze bewegen. Um 1870 begann das schweizerische Wort *unentwegt* (zunächst als Spottwort gegen spießbürgerliche Politiker) in die deutsche Zeitungssprache einzudringen, und es gehörte zum ständigen Repertoire säuerlicher Pedanten, die unter dem Vorwand, Sprachdummheiten zu bekämpfen, über alles Lebendige den Schulmeisterbakel schwangen, auch gegen das „lächerliche Modewort *unentwegt*“ *unentwegt* zu wettern.

1) Es darf nicht verschwiegen werden, daß einzelne deutsche Vertreter der vergleichenden Indogermanistik sich dieser Ableitung von *staunen* aus dem Französischen (zu griechisch *tonos*) widersetzen und sich lieber an eine indogermanische Urwurzel *stu* = steif sein, starr sein halten, so daß dann *staunen* zur großen Sippe stehen, gestehen, verstehen, Anstalt, starren, Stamm, stützen, Stollen, Stauden, Stall, Stunde gehören würde.

Aus der Fülle der Wörter der neuhochdeutschen Schriftsprache, die aus der Schweiz stammen, seien zum Schluß noch angeführt: *Abbild* (wird durch Hallers Ode „Doris“ 1730 bekannt¹, aber das Deutsche Wörterbuch von Hermann Paul nimmt das Wort auch in die Ausgabe 1935 noch nicht auf), *Abhang, sich aufbäumen* (in der Zürcher Bibel 1530 „aufbäumen“ mit der eigentlichen Bedeutung: sich in die Höhe richten wie ein Baum), *aufwiegeln* (Luthers „erregen“ verstand man in der Schweiz nicht, das schweizerische *ufwiggeln* gelangte in die Schriftsprache zuerst in die Form *aufwickeln*, so auch in Bodmers Miltonübersetzung 1732, das Zeitwort gehört aber nicht zu „wickeln“, sondern zu „Weg“, „bewegen“), *Augenschein, Ausmaß* (fehlt in den meisten Wörterbüchern, so z. B. bei Grimm, Heyne, Weigand und wird im Jahrgang 1936 der „Muttersprache“ — sowohl was die Verwendung im wörtlichen als die im übertragenen Sinne anbelangt — als „Modewort“ abgelehnt), *bildsam, Ehrenmann* (diese Lehnübersetzung von lateinisch *vir honestus* taucht zuerst Ende des 15. Jahrhunderts in schweizerischen Texten auf und verbreitet sich dann von dort zunächst nur im oberdeutschen Sprachgebiet), *erschweren, Faulpelz* (s. dieses Stichwort in „Wörter und ihre Schicksale“), *Fehde* (nach etwa zweihundertjährigem Todesschlaf 1732 von Bodmer neu belebt), *geistvoll, Heimweh, kernhaft, Porporz, Putsch* (vgl. dieses Stichwort im ersten Teil dieses Buches), *Stichentscheid, Töchter Schule, verzetteln, Vorspiegung, Wächter, Zerwürfnis*.

1) „Wie angenehm ist doch die Liebe / Erregt ihr Abbild zarte Triebe / Was wird das Urbild selber sein?“ — Von Börne wird das Hauptwort *Abbild*, das bei Adelung als „ungewöhnlich“ gekennzeichnet wird, mit Vorliebe gebraucht.

Aus dem Wortschatz des Wienerers

Abbetteln

gebraucht der Wiener meistens im antiphrasischen Sinne. (Antiphrase nennt man in der Stilistik die Ironie, die sich der gegenteiligen Aussage bedient; sie liegt z. B. vor, wenn man jemand, dessen Gebaren alles eher denn sauber ist, einen sauberen Herrn nennt, oder wenn man statt „fällt mir nicht ein, es zu tun“ sagt: „ich kann mich beherrschen“ oder „ich bin nicht so vergnügungssüchtig“.) Wenn der Wiener also sagt, etwas könne ihm abgebettelt werden, so will er gewöhnlich ausdrücken, daß er das Betreffende überaus gerne hergeben oder tun möchte. Die kunnts mir ohbeddln, sagt der „Biez“, der Vorstadt-Dandy, zu seinem Begleiter von einem vorübergehenden Mädchen, das ihm gefällt; er darf es nur nicht zu laut sagen, sonst könnte er bei der Dame, wenn sie den liebenswürdig gemeinten Ausdruck als zynisch empfindet, sich selbst „ane ohbeddln“, d. h. sich eine Ohrfeige zuziehen. Auf Ohrfeigen bezieht sich auch die gebräuchliche Wendung: wannst ka Ruah gibst, wirst mir no ane ohbeddln.

Äußerln

oder äußerl gehn (Hügel, 1847, schreibt: eiserl gehn) = den Hund ins Freie führen, damit er seine Notdurft verrichte. Die Stunde des Äußerln nennt man scherzweise die Zeit vor 10 Uhr abends, in der man gewöhnlich, knapp vor Haustorschluß, die Hunde zum letztenmal auf die Straße führt. Man sagt auch vereinfacht: der Hund hat geäußerlt (paradoxerweise: „der Hund hat schon drinnen geäußerlt“). Es gibt auch die Scherzbezeichnung „Ministerium des Äußerln“ für jenen verschwiegene Ort, in dessen mannigfaltiger, euphemistischer Umschreibung alle Sprachen einfallsreich sind.

Gelegentlich gebraucht man „äußerln“ scherzhaft übertragen auch vom Menschen im Sinne von: spazieren gehen. So sagte einmal die berühmte Schauspielerin Gallmeyer, als sie anläßlich eines französischen Gastspiels eine Zeitlang pausieren mußte: „Da können wir halt äußerln gehen.“

Bahöll

oder Pachöll (meist in der Verbindung mit machen, z. B. „machens kan Pahöll“) bedeutet Lärm, Geschrei, Tumult. Der Bemerkung Prof. Hintners, „außer die Mauern der Stadt Wien scheint das Wort nicht gedrunzen zu sein“, ist entgegenzuhalten, daß Unger-Khull das Wort in den Formen Pahele, Pachöll, Bachöll 1903 auch als steirisch anführt. Nicht weniger als vier Etymologien liegen für das wienersische Bahöll vor: 1. eine germanische, 2. eine romanische, 3. eine hebräische und 4. eine magyarische.

1. Grienberger sieht in Bahöll eine Versteifung des Fluches bi helle (bei Hölle), ähnlich wie im Falle bigott (aus „bei Gott“, wobei aber zu bemerken ist, daß diese Deutung von „bigott“ mit Recht angefochten wird). Weder der vorauszusetzende Lautwandel von bi helle zu Bahöll, noch die Bedeutungsentwicklung von einer Fluchformel zur Bedeutung Tumult ist sehr wahrscheinlich.

2. Eduard Pötzl, der Wiener Lokalhumorist der Vorkriegsjahrzehnte, der sich über den Wortgebrauch des Wiener oft Gedanken gemacht hat, leitete Bahöll von französisch bahuter = lärmern ab, aber auch hierfür müßten Belege erst beigebracht werden.

3. Hintner identifiziert Bahöll mit hebräisch behala = Schrecken, Bestürzung, Lärm (Lev. 26, 16. Ps. 78, 33. Jer. 15, 8). Um diese hebräische Herkunft des wienersischen Wortes glaubhaft zu machen, müßte das hebräische Wort erst im Judendeutsch oder im Rotwelsch, der deutschen Gaunersprache — das wären die beiden nächsten Vermittlungsmöglichkeiten — nachgewiesen werden.

4. Vollkommen aus der Luft gegriffen ist die Angabe J. Jacobs in seinem 1929 erschienenen Wörterbuch des Wienerischen, Bahöll käme von ungarisch páholni = hauen, prügeln.

Wir müssen uns damit abfinden, daß eine befriedigende Etymologie von Bahöll noch aussteht. Es würde mich nicht überraschen, wenn bei fortschreitender Erforschung der oberdeutschen Mundarten sich genügend Belege dafür einstellen sollten, daß es sich bei Bahöll einfach um ein lautmalerisches Volkswort handelt.

Blaazen

bedeutet (mit verächtlichem Beigeschmack) weinen, heftig weinen, plötzlich in Weinen ausbrechen. Der ursprüngliche Sinn in der österreichischen Mundart ist: blöken (vom Rind und vom Schaf). Ein Sprichwort lehrt: blatzete Küah vergeßn am liabsten eanere Kaibln. Im derb übertragenen

Sinne wird blaazen auch für singen gebraucht. So heißt es 1817 in den Briefen des neuen Eipeldauers: „schon blätzen's d'Wäschetrampeln beim Wäschaufhenken“. Aus blaazen gebildet ist das Hauptwort G'blaaze und das Eigenschaftswort blatzed. Ein leicht zum Weinen neigendes Mädchen ist a blatzadi Gredl.

Blad

bedeutet dick und wird besonders von Menschen gesagt. „A bladi Blunzen“ stellt eine doppelte Charakterisierung dar, denn schon Blunzen allein (eigentlich Wurst, besonders Blutwurst) bedeutet im übertragenen Sinne ein dickes Kind oder eine dicke Frau.

Die sprachliche Herkunft des Wortes blad ist nicht ohne weiteres erkennlich. Keineswegs ist es eine lautliche Variante von brät (breit), noch ist es eine Abzweigung von blöd, zumal da blöd ursprünglich durchaus nichts „Blades“ bezeichnete, vielmehr die Bedeutung gebrechlich, zaghaft, unbehaglich hatte. Blad ist nichts anderes als das Partizip „gebläht“, das in der Mundart sich zu einem selbständigen Eigenschaftswort verdichtet hat. Für diesen Vorgang gibt es auch in der Schriftsprache reichlich Beispiele, wie etwa dick aus gediehen, dünn aus gedehnt, drall aus gedreht usw.

Gflickt

oder gsteppt bedeutet blatternarbig. In dem sein Gesicht steckt an Arbeit, sagt man spöttisch von einem Blatternarbigem. Gflickter oder Gsteppter kommt häufig als Beiname in Unterweltskreisen vor („der gflickte Ferdl“). Eine Quelle aus 1905 verzeichnet für ein blatternarbiges Gesicht auch den Ausdruck „jüdischer Friedhof“ („nämlich nur kleine Hügel und Täler, aber keine Kreuze“). Ein anderer wienerischer, der Herkunft nach wohl ländlicher Ausdruck zur Bezeichnung eines Blatternarbigem: auf den hat der Teufel Arwes droschen (Erbsen gedroschen¹).

1) Auch im Badischen: uff dem hett der Deufel Ärbse ussdrosche. Ähnlich lautet ein in Ostpreußen übliches Gleichnis: er sieht aus, als wenn der Teufel Bohnen auf ihm gedroschen hätte, — es wird aber mehr auf jemand bezogen, der schlecht gelaunt ist. Man vgl. auch die berlinische Apostrophierung des Blatternarbigem: dir hamse woll mit Kirschkuchen jeschmissen. Auch heißt es dort von ihm, er sei mits Jesichte ufn Rohrstuhl jesessen. In Schlesien: er hot an Frotze wie a Berliner Steenflaster. Sächsisch: der mit sein' ausgeknapelten Kirschkuchengesicht. In Lützelflüh (Berner Oberland) heißt e plaaterigs oder plaatere-hipflets Gesicht auch: es' bäsewurfets. Man spricht sonst auch vom abgeknabberten Kirschkuchengesicht, und in manchen Gegenden Deutschlands heißt es vom Blatternarbigem, er sei mit dem Gesicht in die Erbsen gefallen.

Die Blatternkrankheit selbst heißt übrigens in Wien nicht nur Bladdern, sondern auch Bockerl (von Pocken). Für heftig erschrecken sagt man: „die Bockerlraas kriagn“ (Fraas von Freisen, althochdeutsch freisa = Gefahr, Schrecken).

Gizzi

Ein sonderbares Wort ist das wienerische Hauptwort Gizzi = Ärger, verhaltener Zorn. Mayr (1902) definiert: „Wort, das der Schuljunge anwendet, wenn er einerseits bei dem andern einen im Entstehen befindlichen Unwillen vermutet, anderseits aber nicht ansteht, dieses aufkeimende Gefühl zu Zornesflammen anzufachen. Er fragt ihn dann: Hast an Gizzi?“ Mit Recht stellt Schranka 1905 fest, daß zu dieser Neckfrage auch eine bestimmte reibende Handbewegung am Kinn gehört. Der Sinn der Frage und der Gebärde ist gewissermaßen: „Zeige doch deine Wut, es gelingt dir doch nicht, sie zu verbergen!“

Wenig befriedigend sind die gewöhnlich vorgebrachten Etymologien für Gizzi¹. Der Hinweis auf italienisch *guizzo* = Zappeln (z. B. bei Jacob 1929) ist fast so unbegründet wie die Hypothese einer substantivierenden Verschmelzung von „gift(et) sich“. Es wäre auch an das veraltete österreichische Wort „der Gidi“ = Aufregung, körperliche Verwirrung, zu denken, das Höfer 1815 anführt („es kommt mir der Gidi, so oft ich in dem Theater auftreten muß“) und nicht nur neben englisch *giddy* = schwindlig, sondern kühn auch neben griechisch *gyion* = Glied, *gyioein* = die Glieder brechen, und neben hebräisch *gid* = Nerv stellt. Auch muß es auffallen, daß Gizzi im Wienerischen ein Synonym hat, das lautlich anklingt: Der Biez² oder Bitzl ist ein plötzlich auftretender, aber nicht gerade heftiger Zorn. Er ist bitzli = er ist leicht reizbar; es steigt ihm gleich der Bitzl. Bitzlbalg ist ein reizbares Kind. Bitzlgeher oder Bitzltreiter nannte man früher einen Soldaten, der stets unzufrieden ist und nörgelt. Dieses „Biez“ leitet sich,

Im französischen Argot ist das blatternarbige Gesicht: *poêle à marrons* oder *à châtaignes*, Pfanne mit Kastanien, *grenier à lentilles*, Linsenkammer, *moule à gaufres*, Waffelkuchen oder *morceau de Gruyère*, ein Stück (löchriger) Schweizerkäse; auch *ne pas s'être fait assurer contre la grêle* (sich gegen Hagel nicht versichert haben lassen) ist eine Metapher für das blatternarbige Gesicht.

1) Die Vermutung von M. Mayr „Gizi könnte von dem alten *gehiuze* = Lärm, Aufregung hergeleitet sein“ entbehrt jeder Grundlage.

2) Das auf S. 167 im Sinne von Vorstadt-Dandy gebrauchte Biez scheint auch zu Biez, Bitzl = Zorn zu gehören. Den Übergang zum Begriff Stutzer liefert wohl die Vorstellung des Schneidigen, Draufgängerischen.

ebenso wie das Wort „bitter“, wohl vom Zeitwort „beißen“ ab¹ (man denke an die übertragene Bedeutung von „bissig“ und „Bißgurn“), aber zwischen „Biez“ und „Gizzi“ läßt sich schwer eine etymologische Brücke schlagen.

Meines Erachtens geht der Ausdruck Gizzi auf den Zuruf zurück, mit dem Kinder Ziegen rufen, locken, necken. Der süddeutsche Name der Ziege ist Geiß, welches Wort mit „Ziege“ wahrscheinlich irgendwie verwandt ist. Das schweizerische Gitzi = Zicklein dürfte früher einmal im ganzen oberdeutschen Sprachgebiet, also auch in Österreich, die Bezeichnung der jungen Ziegen gewesen sein.² In der Schweiz ist auch noch der Lockruf Gitzi erhalten geblieben. So verzeichnet z. B. das Schweizerische Idiotikon aus Graubünden den Lockruf „gitzi gä gä“: bei entsprechender Fingerhaltung, zunächst an die Ziegen, um sie zum Stoßen zu reizen, dann aber auch, verbunden mit der Gebärde des Rübenscabens, an Menschen gerichteter Zuruf oder Ausdruck der Schadenfreude. Die Ähnlichkeit in der Anwendung jenes graubündnerischen Neckrufes und in der des wienerischen Ausdrucks ist augenfällig. Vielleicht darf man auch in der wienerischen Handbewegung am Kinn, die in der Reizfrage das Wort begleitet, eine Spur der Ziegenbartverspottung sehen. Zur Stützung dieser Erklärung des wienerischen Wortes Gizzi aus der Verspottung und Reizung der Ziege sei noch daran erinnert, daß der Sprachgebrauch auch sonst noch Spuren vom Necken und Verhöhnern der Ziege beim Volke aufweist. Man denke an das Necken der Schneider durch den Zuruf Mekmek und ihre Darstellung mit Ziegenbart, auf den judenfeindlichen Ruf Hep Hep (aus Heppe = Habergeiß)³, an den Gebrauch von „Ziege“ als Scheltwort für alte Frauen im Berlinischen, vielleicht auch an die Bezeichnung „Ziegenpeter“ für die Erkrankung der Ohrspeicheldrüse, wenn nämlich Kluge damit recht hat, daß dieser Namen sich auf das ziegenartig tölpelhafte Aussehen gründet, das der Erkrankte vorübergehend annimmt.

1) Eine andere Ableitung führt Bitzl = Jähzorn auf das gleichbedeutende italienische bizza zurück. Webinger meint, daß der Bitzl, der dem Jähzornigen aufsteigt (auch: „der Bitzl rent eam aufi“) körperlich aufzufassen ist. Bitz bedeutet im Steirischen: Anschwellung, Stümpfchen und hängt wohl mit Butz (Schreckgestalt) und Butze (Knospe, verdickte Stelle) zusammen (zu althochdeutsch bozzan = stoßen s. S. 123 „Putsch“).

2) Gitzi (= Ziege) heißt im Emmental auch ein unbesonnen dreinfahrens Kind; Übergitzi ein übermütiger junger Mensch; gitzisprung macht, wer ausstolzt (man vgl. damit die Herkunft von Kapricen und Kapriolen — und daher auch von Kabriolett — aus lateinisch caper = Ziegenbock).

3) Vgl. das Stichwort „Hephep“ in „Wörter und ihre Schicksale“.

Keppeln

Daß keppeln in Wien nörgeln, keifen, einen Streit immer wieder neu beginnen, bedeutet, muß man dem „Zug'rasten“ aus dem Reiche erst erklären. Und doch ist dieser Ausdruck altes gemeindeutsches Sprachgut, das der Schriftsprache und den meisten Mundarten allerdings verlorengegangen ist. In der Würzburger Landgerichtsordnung von 1618 ist noch zu lesen: Procuratoren sollen sich vor Gericht alles Schmähens, Zankens oder Kippelns enthalten. Und auch im Simplizissimus des Grimmelshausen: sie fingen an mit uns zu kippeln. Eine niederösterreichische Strophe aus der Biedermeierzeit lautet: Mein Weiberl ist g'sund, b'sunders 's Brüstel is guet, i g'spürs alle Tag, wanns mi ankeppeln tuet. Ein zänkischer Kerl ist ein Keppelmaster.

Das Wort keppeln hat nichts mit kappen und kippen = abschneiden (Kapaun = verschnittener Hahn, Kipper = Geldbeschneider, Münzfälscher) zu tun, wie mitunter vermutet worden ist. Keppeln (mittelhochdeutsch kibel, kivel) ist vielmehr urverwandt mit der Wortsippe kauen (althochdeutsch kiuwan) und Kiefer (althochdeutsch kewa). Wahrscheinlich auch mit keifen; entfernt möglicherweise auch mit Kinn. Es handelt sich offenbar um eine von der Bewegung des Gebisses selbst bestimmte Wortwurzel. Keppeln scheint die Iterativform, die das Wiederholen der Tätigkeit anzeigende Form von „kauen“ zu sein. Der Ausdruck Keppelzähne, womit der Wiener scherzhaft die Schneidezähne meint, besonders die oberen, wenn sie übermäßig ausgebildet sind und aus dem Mund herausragen, scheint die Ableitung von keppeln aus kauen zu bestätigen.

Im Schweizerischen entspricht dem wienerischen keppeln die Lautform chiben; z. B.: „er het albig eppes (alleweil etwas) z-chiben“; oder „der Mueters Reden hilft mehr als des Vaters Chiben“.

Eine Nebenform des wienerischen keppeln ist kifeln = nagen; z. B. am Hungertuch kifeln, oder an Baan o-kifeln (ein Bein abnagen); bei Abraham a Santa Clara beginnt ein Volkslied mit den Worten: Es küffelt ein Schneider ein Gaisfuß ab.

Klachel

bedeutet heute einen starken, rohen Jüngling. Wie in vielen Fällen, hat das Wienerische auch hier einen mittelhochdeutschen Ausdruck lebendig bewahrt, den die neuhochdeutsche Schriftsprache verloren hat. Mittelhochdeutsch kleckel, klechel bedeutete den *Glockenschwengel*,¹ von welcher Bedeutung aus dann die Übertragung auf einen plumpen, robusten,

1) In Tirol wird Klachö auch heute gebraucht mit der Bedeutung: Glockenschwengel und Ohrgehänge in Tropfen- oder Klöppelform.

groben Menschen erfolgte. Das Wienerische verfügt auch über die Zeitwörter klacheln = sich plump bewegen, umaklacheln, umanandaklacheln = herumschlendern, faul und untätig herumlümmeln, sich hinklacheln, z. B. sich aufs Sofa hinklacheln. Sehr häufig finden sich alle diese Ausdrücke in den zur Zeit des Wiener Kongresses vielgelesenen „Briefen des Eipeldauers“, z. B.: „damit die ehrlosen Klacheln nit vom Volk san todtgeschlagen worden“ — „endlich san m'r um ans hamklachelt“ — „ein Mensch, der 's Ummerklaclien in der Stadt so gwont is“ — „in den Theater führn s' nix als Mörder- und Galgenklachelnkomödien auf.“ Im Ausdruck Galgenklachel = Verbrecher spielt wohl angesichts der volkstümlichen Gleichung Galgenschwengel = Gelenkter auch die ursprüngliche Bedeutung Klachel = Glockenschwengel mit.

Nicht nur die „Roheit“ des Glockenschwengels bietet eine Grundlage zu einer Bedeutungsübertragung, auch ein anderer Umstand, das Herunterhängen des Schwengels, führt zu bildhaften Volksausdrücken: für das bayrische Sprachgebiet verzeichnet Schmellers Wörterbuch für „Klachel“ noch drei Bedeutungen: Hoden (z. B. Widderklächeln¹⁾), männliches Glied², Nasensekret (in Tirol: Rotzklachl).

Analogien für die beim wienerischen Worte Klachel wirksame Bedeutungsübertragung (von Glockenschwengel zu Rohling) bieten die zu Scheltwörtern gewordenen Gegenstandsbezeichnungen: Bengel (ursprünglich Knüppel, im Englischen mundartlich bangle = Knotenstock, und in der deutschen Buchdruckersprache Bengel oder genauer Preßbengel als Bezeichnung der Hebelstange, mit der die Spindel einer Presse angezogen wird), Flegel (von lateinisch flagellum = Geißel zur Bedeutung Dreschflegel entwickelt und dann auf einen groben Kerl übertragen) und schweizerisch

1) Man beachte den holländischen Slangausdruck het Klokhenspel (Glockenspiel) für Hoden. Ein englischer Slangausdruck vergleicht die Hoden mit den Gewichten einer Pendeluhr: clock-weights. Aus dem Pariser Argot: carillonner à l'italienne (nach italienischer Art die Glocken läuten) = sich pädcastisch betätigen.

2) Die sprachsymbolische Verknüpfung der Vorstellungen Glockenschwengel (= Klachel) und männliches Glied ist verschiedentlich belegt. So wird schweizerisch Ginkel, Güngel, Ginkel (für etwas baumelndes, sich hin- und herbewegendes) auch im sexuellen Sinne gebraucht. Für Frankfurt verzeichnet Kühlewein 1909 Bimbam = Penis, gleichbedeutend ist in Tirol Gimpelgampel, in Ostpreußen Pimmel, in Waldeck Pümmel, im Elsaß Bimmel oder Klüpfel. Unter den Kosenamen, die bei Rabelais die Kinderfrau dem Glied des jungen Gargantua gibt, kommt auch pendilloche (Pendelchen, Schwengelein) vor. — Auch die Doppelbedeutung plumper Mensch und Penis, die im Worte Klachel zu Tage tritt, ist für die Mundarten nicht untypisch. So hat z. B. dieselbe Doppelbedeutung das bayrisch-österreichische H a l l a w a c h l.

Hegel (ursprünglich Hagmesser, grobes Klappmesser, geeignet zum Hag-, d. h. Strauschneiden und im übertragenen Sinne Lümmel, Grobian, Fastnachtsnarr, übrigens auch Penis).

Pamstig

wird besonders von einer Frucht gesagt, deren Inneres ausgetrocknet, schwammig ist. Der nicht mehr junge Rettich ist pamstig.¹ Anfangs des vorigen Jahrhunderts bezeichnete man auch einen unbeholfenen Menschen als pamstig: der Kerl is pamsti wie an Radi. Daneben war wohl auch die Vorstellung des Hohlen, lächerlich Aufgeblasenen im Spiel. Fürst Pamstig war eine Possenfigur, eine Art Serenissimus in einer Komödie, die während des Wiener Kongresses Abend für Abend im Leopoldstädter Theater gespielt worden ist. Daher noch in den siebziger Jahren die Redensart: er glaubt, er is der Fürst Pamsti, d. h. so aufgeblasen ist er. Dem Eigenschaftswort pamstig liegt vermutlich das mundartliche (z. B. bei Lexer als kärntnerisch verzeichnete) Hauptwort „der Pampf“ = teigartige Masse, dicker Brei zugrunde. Daraus wird auch das Eigenschaftswort pampfet und das Zeitwort pampfen, sich anpampfen = in sich hineinstopfen, beim Essen den Mund vollnehmen, gelegentlich auch in dem Sinne: mit vollen Backen etwas Heißes im Mund behalten, bis es abkühlt. Das in Schmellers Bayrischem Wörterbuch verzeichnete Pamfili = gefräßiger Mensch zieht wohl den Namen des heiligen Pamphilus nur wegen des Anklangs an pampfen heran. Pampfen oder mampfen = mit vollem Mund essen kennt auch das Schwäbische. Ungar-Khulls Steirisches Wörterbuch führt auch an: Pampferei oder Pampfwerk = gieriges, überhastetes Essen. Dieses Dialektwörterbuch scheint übrigens pampfet, pampfig (von Pampf = dicker Brei, der rasch sättigt) und bamstig = schwülstig, aufgeschwollen (von Bamst = Dickbauch) als etymologisch nicht zusammengehörig auseinanderzuhalten. Sonnleithner, 1824, leitet pamstig — mehr nach dem Gefühl als mit Begründung — von „Bams“ ab, „einem ausgestopften Sitze oder einem dicken, vollhaarigen Felle auf dem Sitze des Sattels“.

Zu erwähnen wäre noch das berlinische pampig = widerspenstig,² das vielleicht irgendeine weitläufige Verwandtschaft zum oberdeutschen pamstig, pampfet hat.

1) In gewissen Zusammenhängen hat pamstig auch die Bedeutung weich, schlapp. So bucht Reiskel 1905 in seinem wienerischen erotischen Glossar den Ausdruck „bamstige Nudel“.

2) „Zu Anfang darf man nicht zu pampig sein im Bau, mit der Zeit lernt man dann schon, wo man was riskieren kann“, heißt es in Falladas bekanntem Gefängnisroman; das dort vorkommende Gauneridiom ist dem Nordwestdeutschen zuzuordnen.

Pflanz

gilt dem Wiener als lächerlich.¹ Dieses männliche Hauptwort bedeutet Prahlen oder „großartiges“ Auftreten, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob jener, dem dieses verächtlich machende Wort gilt, mit Mitteln protzt, über die er tatsächlich verfügt, oder ob er durch das „Pflanztreiben“ hochstaplerisch über seine Verhältnisse hinausgeht. Daß der Ausdruck mit „Pflanze“ zusammenhängt, empfindet wohl jeder; nicht ohne weiteres durchsichtig ist aber, wie es zu dieser weitbogig erscheinenden Bedeutungsübertragung gekommen ist. Den Schlüssel bietet uns das schon abgestorbene alte Zeitwort „sich pflänzeln“ = sich mit Pflanzen schmücken, und allgemeiner: sich schmücken, putzen überhaupt. In einer alten, in München bewahrten Handschrift heißt es: auch ire haubter sein gephlentzt, mit krautern, laub und gras gekrenzt. Bei Sebastian Franck ist zu lesen: „so vil Geschmuck, so vil Pflanzes.“ Und Abraham a Santa Clara predigte einmal in Wien zur Türkenzeit: Das Gotteshaus ist kein Haus, wo die Jesabel sich soll aufpflänzeln. In der Kongreßzeit spottet „der Eipeldauer“ in einem seiner berühmten Briefe: da san s' aufpflanzlt und frisiert, als wenn s' glei auf d' Redutt gehen wollten.

Im heutigen Wienerisch sind die Formen sich pflänzeln, sich aufpflänzeln schon abgestorben, es wird nur noch das Hauptwort „der Pflanz“² gebraucht, und zwar meistens in Verbindung mit machen oder treiben. Daneben gibt es noch das Zeitwort jemanden pflanzen = necken, zum besten halten.³ (Damit verwandt ist vermutlich schwäbisch Pflounz = Tadel, einem einen Pflanz anhenken = ihm einen üblen Ruf machen; in der

1) Felix Weingartner schreibt in einem musikgeschichtlichen Essay: „Der Wiener hat ein urkräftiges Wort für alles, was etwas zu sein scheint, ohne es zu sein; es heißt Pflanz.“ Und fügt hinzu, daß er die Absicht gehabt hatte, eine „Geschichte des Pflanz in der Kunst“ zu schreiben.

2) Aus der Wiener Verbrechersprache: Pflanzmoß = falsches Geld, pflanzen = Wahnsinn simulieren (nach Max Pollak 1904). Pflanzmurrer ist ein Scheinstreit, der ein den Taschendieben günstiges Gedränge hervorrufen soll. In der Hantyrka, der Prager Gaunersprache, bedeutet flanc: Schwindel, Betrug, Vortäuschung.

3) Mehr noch als im Wienerischen haben die Ausdrücke pflanzen und Pflanz machen im Schweizerischen übertragene Bedeutungen angenommen. Zunächst kommt Pflanz oder Pflänz machen wie im Wienerischen mit der Bedeutung vor: den Vornehmen spielen; z. B. „der macht den Pflanz nicht übel“, oder „was will der so der Pflänz mache, man weiß ja, was er isch“. In anderen Fällen sind in der Schweiz unter „Pflänz“ falsche Vorgaben oder Flausen zu verstehen: mach mer keine Pflänz, si nützed di dermol nüd. Der Wiener würde in solchen Fällen Faxen oder Schmeih sagen. Nit lange Pflänz mache, gebraucht der Schweizer wie „nicht viel Federlesens“. In

Pfalz: jemand einen Flenzel anhängen = an ihm etwas aussetzen. Hingegen kommt das frankfurterische — u. a. bei Friedrich Stoltze belegte — flaan-zeln, herumflaanzeln = sich aus Langeweile faul herumtreiben, vermutlich von flanieren.)

Ramasuri

bedeutet: lärmende Unterhaltung, Unordnung, Gepolter. Die ältere Form ist Remisori. So heißt es z. B. 1814 in den „Briefen des Eipeldauers“: Wer ein rechter Siffling war, der hod sein Remisori tüchti habn kinnen, denn d' Wein waren unvergleichlich. Eine Übergangsform zeigt das Wort in einem Gedicht von Castelli in niederösterreichischer Mundart: Au'm Freidhof (Friedhof) soan an'm Ab'nd nach'n Sög'n (Segen) — dö Stück'ln von sein'n Leib zafetzta (zerferzt) g'lögn — Und voa da Kiachndia (Kirchentür) hods bei da Nacht — durch vieli Jahr a Römassori gmacht. Hier bedeutet Ramasuri: Spuk, Gespenstergepolter. (Übrigens bucht Josef Sonleithners 1824 anonym erschienenen *Idioticon Austriacum* auch ein Zeitwort ramatten = poltern; Hügel's *Idiotikon Viennense* 1873 bezeichnet dieses Zeitwort bereits als veraltet.) Schmellers *Bayrisches Wörterbuch* erklärt Ramasuri: Ausgelassenheit der Kinder und des Gesindes in Abwesenheit der Eltern.

Ramasuri gehört anscheinend zu jenen Wiener Volkswörtern, die — wie Ambuschurl = Mundstück der Trompete (embouchure), Adrattär = Lehrer (adoreur), schmafu = gleichgültig (je m'en fous) und viele andere — französischer Herkunft sind. Es gibt ein französisches Hauptwort rama = Haufen, Plunder. Das zugehörige Zeitwort ist ramasser. Neben dem Element re- (zurück, wieder) ist in diesen Wörtern enthalten das lateinische massa = Klumpen, woher mittelbar auch unsere Fremdwörter Masse, massiv kommen. Ramasser bedeutet französisch sammeln, einheimsen, zusammenraffen. (Ramasser toutes les cartes heißt alte Karten zusammenraffen; daher auch der Name eines Kartenspiels Rams, Ramsch¹ oder Ramschl: man hat in diesem Spiel möglichst viele Stiche zu machen.)

Sätzen wie „der Bueb hat nüt as Pflänz in Chopf“ oder „i will der dini Pflänz scho ustribe“ hat unser Wort die Bedeutung: närrische Einfälle. Ein Basler „Fastnachtzettel“ des Jahres 1935 beginnt mit der Verszeile: „Trotz Liedli, Spiel und andere Pflänz...“ Mit „Mutwillen, Übermut“ ist die Bedeutung von „Pflänz“ wiederzugeben in der Redensart: us luter Pflänz nit wüsse was a-fah (anfangen). Das Schweizerische *Idiotikon* bucht ferner die Redensart „einem die Pflanz mache“ = einem schön tun (Graubünden), den Text lesen, ihn zurechtweisen (Aargau, Schwyz).

1) Auch der in deutschen kaufmännischen Kreisen übliche Ausdruck Ramsch ist hier zu nennen. Im Jahre 1911 versteht Schirmers Wör-

Verwandte von „Ramasuri“, d. h. andere Abkömmlinge von französisch *ramas*, *ramasser*, finden sich in der schweizerischen Mundart. Man gebraucht in der Schweiz *ramussiere*, *ramissiere*, *ramüsiere* (meist z'sämme-*ramüsiere*) für zusammenraffen, meist mit scherzhaftem Beigeschmack. Aus Luzern sind folgende Sprüche aufgezeichnet worden: Der g'hört au ned zu de Schenierte, der ramussierti alles mit enander, Dreck und Koriander... D' Engländer sind nie ful, wenn's a's Ramassiere god. Auf den Namen des Kartenspiels Rams, das früher, bevor es durch das Spiel Jass (Klaver-Jass) verdrängt wurde, in der Schweiz stark verbreitet war, spielt die schweizerische Redensart an: *rams sin* (sein) = im Rams verlieren, keinen Stich machen, in übertragenem Sinne: geschäftlich zugrunde gerichtet sein oder schwanger sein.

Scheppern

In seinem „Judas“ schreibt Abraham a Santa Clara: „Herr, seynd wir doch dein Geschirr, und wann du an uns schlaegst, wollen wir nicht scheppern, sondern einen guten Klang geben.“ Dieses rasselnde Geräusch, das das zerbrochene Geschirr verursacht, scheint das lautmalerische Zeitwort *scheppern* ursprünglich zu bezeichnen. Vor Kälte *scheppern* einem die Zähne, vor Angst die Knie, vor Müdigkeit die Knochen, in Aufregung spricht man mit *gscheppreter* Stimme. Ein altes Klavier, eine schlechte Schreibmaschine, ein

terbuch der Kaufmannssprache das Wort *Ramsch* mit dem Vermerk „fast nur norddeutsch“. Aber schon Schmellers Bayrisches Wörterbuch führt das Zeitwort *ramschen* (*zamramschen*) = raffen und das Hauptwort *Ramsch* = ungeordneter Haufen. Den Eingang in die allgemeine Umgangssprache fand aber dieses Volkswort wohl durch Vermittlung der Kaufmannssprache und da mag es zutreffen, daß diese sich zuerst in ihrem norddeutschen Bereiche des Ausdrucks bemächtigt hatte. Neuerdings hat das Wort im ganzen deutschen Sprachgebiet Aufnahme in die Umgangssprache gefunden. In einzelnen Wirtschaftszweigen, z. B. im Buchhandel, ist es geradezu ein Fachausdruck geworden und selbst in gerichtlichen Entscheidungen ist davon die Rede, ob und wann ein Verleger befugt sei, die Vorräte ohne Verletzung der Interessen des Verfassers zu „verramschen“. Die Ableitung von *Ramsch* aus französisch *ramas*, *ramasser* ist übrigens nicht unbestritten. Man hat auch auf das hebräische Wort *ramuz* (= Betrug) hingewiesen, das in der deutschen Gaunersprache, dem Rotwelsch, in der Form des Zeitwortes *ramschen* = betrügen fortgelebt haben soll (daher *Ramsch* = Diebserlös, *Ramschkone* = Hehler). Eine andere Erklärung führt zum mittelniederdeutschen Ausdruck „in rampe“, das bedeutet etwa: in Bausch und Bogen. 1663 wird „Ramp“ jedenfalls definiert als „eine Menge bunt zusammengewürfelter Sachen“. (Mit *Rampe* = Erdaufwurf, Auffahrt, das — zunächst als Fachausdruck des Festungsbaus — aus dem Französischen entlehnt ist, hat dieses norddeutsche „Ramp“ nichts zu tun.)

ausgedientes Taxi scheppert, Münzen und Schlüssel scheppern in der Tasche. In einem Schnadahüpfel heißt es: Zwo kuaschwarzi Rösser / a schebarnda Wagn / das ist ja mei Bueberl / i kenn erhm in Fahrn. Ein Geschepper auf dem Pflaster verursacht der lange Säbel („die Dragoner mit de schebraten Säbel“), bei Hebbel heißt es auch: sie scheppern mit den Helmen.

Als steirisch gibt Unger-Khulls Wörterbuch an: Tschreappn = 1) alter Topf, 2) zerbrochenes Geschirr, Scherben, 3) schwatzhaftes Weib; ferner tschreappad = mißtönend, heiser; tschreappn = mit gebrochener, heiserer Stimme reden.

Vergleichsweise erwähnen wir hier die Bezeichnung für „Scherben“ in slawischen Sprachen: russisch tscherepok, tschechisch stěp usw. (dazu ungarisch cserép).

Stier

sein heißt in der Wiener Volkssprache keine „Marie“, d. h. kein Geld haben (potz, blank, schwarz, neger, parterre sein). „Unsere Edelknaben“, die Deutschmeister, sangen: Mir san vom ka und ka Infantrieregiment Hoch- und Deutschmeister Numro Vier — aber stier. Man spricht von stieren (geldlosen, übertragen: langweiligen, ereignislosen) Zeiten, von einem stieren (schlechtbesuchten) Theater; auch ein Ball, eine Unterhaltung, ein Wirtshaus kann stier sein, wenn dort „nichts los ist“, wenn es öde und langweilig zugeht. Bei Mayr, 1902, wird das Wort „stier“ erklärt als „der nach seiner Bedeutung recht unangenehme Ausdruck, der zunächst das Leere in der Brieftasche, im weiteren aber alles Öde und Unangenehme bezeichnet und die Grundlage für ein eigentümliches Hauptwort, die Stierität, gebildet hat, das in der Verbindung ‚die höchste Stierität‘ den Inbegriff alles Grauens und der gähnenden Hoffnungslosigkeit darstellt“.

Zum Eigenschaftswort stier gehört neben Stierität auch ein zweites Hauptwort: „der Stier“. Man sagt von jemand, der an Geldmangel leidet, den rennet der Stier, er komme aus dem Stierkampf nie heraus, der Stier sei sein Wappentier... Aber diese tierische Personifizierung der Geldnot ist bloß ein Wortspiel, der Ausdruck stier ist mit dem Namen des männlichen Rindes nicht in Verbindung zu setzen, auch wenn die Nähe der Redensart „der schwarze Ochs hat seinen Fuß getreten“ (the black ox has trod on his foot) = er ist in Not geraten, leicht dazu verlocken könnte. Völlig unbegründet ist es auch stier = geldlos in Verbindung zu bringen mit der „stierigen“ Kuh, d. h. der Kuh, die „stiert“, sich nach dem Stier sehnt.

Auch mit dem Sternbild des Stiers hat die Geldnot des Wieners nichts zu schaffen, wenn es auch feststeht, daß eine andere oberdeutsche Mundart, das Schweizerische, jenem Neumond, der eintritt, während die Sonne im

Frühling im Zeichen des Stieres steht, einen besonderen Einfluß auf den Menschen zuschreibt. Es ist Stier-Nüw (d. h. Stier-Neumond) bedeutet: es herrscht üble Laune; im Stier-Nüw gibore si = dumm sein.

Unbegründet ist auch der Einfall von Prof. Gaheis, das wienersche stier gehe auf lateinisch sterilis = unfruchtbar zurück.¹ Wenig überzeugend ist auch die Ableitung von stier = geldlos aus mittelhochdeutsch stoerare = Störer (Leopold Höfer: „Geldlosigkeit, Unordnung, die sind eine Störung zünftigen Wesens: der goldene Boden des Handwerks ist zerstört“.)

Man muß zur Aufhellung der Herkunft des wienerschen Eigenschaftswortes stier auf das mundartliche Zeitwort stieren zurückgreifen², dessen Urverwandschaft mit stören und starren, und auch mit stark und griechisch stereós = hart, nicht unwahrscheinlich ist. Die vielerlei Bedeutungen von stieren wollen wir (unter Anlehnung an Mareta, 1865) in vier Gruppen ordnen:

a) Die greifbarste Bedeutung ist herumstochern, herumstöbern. In einer 1605 im Kloster Bruck gedruckten Christlichen Postille heißt es: Gäns stüren und wüten im Koth umb. Bei Abraham a Santa Clara: daß euch der Henker die Zäehn stüühr. Zahnstierer nannte man in Wien im 19. Jahrhundert den Zahnstocher, Pfeifenstierer das Gerät zum Reinigen der langen Pfeife. Wer keinen rechten Appetit hat, tut mit der Gabel in den Speisen „ummerstieren“ (herumstochern). Den Quark aufstieren, war eine häufige, bildlich gebrauchte Redensart. (Im Erzgebirge sagt man: in e Wesp-nast sterln, und der Stab, mit dem gebuttert wird, ist der Butter-Sterl.)

b) Eine Weiterentwicklung der Bedeutung von stieren führt zum Bilde des Suchens³. In den „Briefen des Eipeldauers“ ist zu lesen: Endli hat er sein Beutl außerzogen, un da hat er lang mähti im Geld herumg'stiert (1818), der junge Herr stiert alles auf, wo's a Tanzel gibt (1814). Alle Kneipen aussterln (absuchen, besuchen) ist ein studentischer Ausdruck. Die armen Leute, die Abfallhaufen nach verwertbaren Dingen (früher besonders

1) Derselbe Klassikophilologe treibt in den „Wiener Blättern für die Freunde der Antike“ die Freundschaft zur Antike so weit, daß er z. B. auch im wienerschen „g'haut“ = gewitzigt (z. B. „g'hauter Kerl“, „o du g'scheidter, o du ganz gehauter Fratz“) ein lateinisches Wort erkennt: cautus (zu caveo) = vorsichtig.

2) „Die begierden des fleisches durch den bösen Geiste auffgestürlet werden“ (Caspar Schwenckfeld, Vom Artikel der Vergebung der Sünden, 1593). „Es ist aber auch kein so strenges Gesetz, . . . daß du es alles so genau austierlen und beschnarchen oder begautzen müssest“ (Johann Riemer, Der trunkene Träumer, 1689).

3) Im Rotwelsch wird das Huhn auch Stier oder Stierche genannt, weil es in der Erde „herumstiert“ (scharrend sucht).

nach industriell verwendbaren Knochen) absuchen und dabei zum Herumstochern sich eines Stabes bedienen, heißen Baandlstierer. Ein Couplet aus der Mitte des 19. Jahrhunderts: A Kaffeehaus war vor Zeiten bloß bestimmt für noble Leut — Jetzt gibts drin, 's ist kein Schenierer, Schusterbubn und Banerstierer.

c) Im übertragenen Sinn bedeutet stieren ferner: ärgern. Des stiert mi (Schranka, 1905, schreibt: das stiert mir's) = das ärgert mich, das ist mir zuwider. Ein Stierer ist daher nicht nur ein neugieriger Schnüffler (der in den Angelegenheiten anderer herumstiert), sondern auch ein hartnäckiger Nörgler, ein Stänkerer.

d) Seltener ist eine weitere übertragene Bedeutung von stieren: grübeln, nachgrübeln. Vielleicht wirkt bei dieser Bedeutung das andere Zeitwort stieren = unbewegt schauen mit, das von starren kommt und mit unserm stieren nicht unmittelbar zusammenhängt.

Das österreichische stieren deckt sich in seiner Bedeutung vielfach mit dem wurzelverwandten englischen Zeitwort to stir = rühren, bewegen, schüren (z. B. das Feuer). My blood was stirred bedeutet: mein Blut war erregt. „Meine Seele ist verwirrt“, heißt es bei Shakespeare, „like a fountain stirred“, wie eine aufgerührte Quelle. There is no money stirring = da rührt sich kein Geld, da gibt es kein Geld unter den Leuten.

Diese letztgenannte englische Redewendung läßt uns zum wienerischen stier = geldlos zurückkehren. Wie entwickelt sich diese Bedeutung des Eigenschaftswortes aus den oben angeführten Bedeutungen des Zeitwortes? Von stieren kommt der Ausdruck abstieren (sprich oh-schtieren oder oh-schtierln) der Wiener Unterweltssprache im Sinne: einem Schlafenden oder Schwerbetrunkenen die Taschen durchsuchen (durchstöbern), um ihn um das ganze Bargeld zu erleichtern. Auch unter Kartenspielern heißt es, wenn man jemandem, gleichsam wie einem wehrlos Schlafenden, alles abgenommen hat, man habe ihn oh-gschtierlt.

Stier sein ist also eigentlich eine Abkürzung von abgestiert sein, und stier ist ein zum selbständigen Eigenschaftswort verdichtetes Partizipium, wie dick aus gediehen, dünn aus gedehnt, drall aus gedreht oder das wienerische blad aus gebläht.

Andere Erklärungen für das wienerische stier gehen von der allgemeinen Wurzel starren aus; stier wäre demnach ein Synonym von starr = bewegungslos, und eine stiere Börse wäre wie ein stieres Gasthaus: leer und ohne Bewegung. Aber die oben gegebene Ableitung aus stieren = stochern, suchen und aus abstieren = absuchen, ausplündern gibt sich viel ungezwungener.

Tiernamen als Krankheitsnamen

Sprachliche Spuren der parasitären Dämonologie
(*Pathologia animata*)

Das Wort *Krebs* (althochdeutsch *chrebazo*, *krebaz*, *krebiz*) ist dunkler Herkunft. Mit griechisch *karabos*, lateinisch *carabus* = Seekrebs ist es nicht verwandt. Viel eher hängt Krebs mit althochdeutsch *krapho* = Haken zusammen, in welchem Falle der Benennung des Tieres der Hinweis auf seine Scheren zugrundeliegt, oder mit dem Zeitwort *krabbeln* und dann wäre der Krebs (und auch die Krabbe) nach der Fortbewegungsart benannt. Französisch *écrevisse* ist germanischen Ursprungs und mit deutsch Krebs verwandt.

Der Tiername Krebs hat verschiedene Bedeutungsübertragungen erfahren. An der mittelalterlichen Rüstung bezeichnete man wegen der Ähnlichkeit mit dem Panzer des Krustentieres den Brustharnisch und die Schutzdecke der Oberschenkel als Krebs. Auch Luther übersetzt das griechische *thorax* (Epheser 6, 14) mit Krebs.

Aus der Beobachtung der sonderbaren Fortbewegungsart des Krebses¹ erwachsen die Ausdrücke *krebslings*, *Krebsgang*. Vom faulen Schüler, dessen Leistungen „zurückgehen“, heißt es, daß er *krebst*. Auch der Franzose spricht vom *marche de l'écrevisse*, wenn es statt vorwärts zurück geht, italienisch heißt es *fare il viaggio del gambero*, spanisch *andar como uno cangrejo*. Der Engländer hingegen spricht vom *sidling walk* (Seitwärtsgehen) *of a crab*.

Seit ungefähr 1830 ist in deutschen Buchhändlerkreisen für unverkaufte Bücher, die vom Sortimenter zum Verleger zurückwandern (Remittenden), das Spottwort „Krebse“ bekannt.² (Man vgl. damit das

1) Von einer wirklichen Rückwärtsbewegung kann eigentlich nur beim schwimmenden Krebs die Rede sein, nicht beim gehenden.

2) Französische Buchhändler sagen *rossignol* (Nachtigall), womit sie aber nicht nur das an den Verlag remittierte Buch bezeichnen, sondern auch das im Laden verbliebene, aber unverkäufliche Buch. Man versucht diese son-

bei freien Schriftstellern gebräuchliche „Bumerang“ für Manuskripte, die, von Redaktionen oder Verlegern abgelehnt, an den Verfasser zurückgelangen, ähnlich der Bumerang genannten Wurfkeule der Australier, die, wenn sie ihr Ziel verfehlt, zum Werfer zurückschwirrt.¹⁾

Mit der Fortbewegungsart des Krebses hängt auch das Zeitwort *krebsen* zusammen, das außer *Krebse* fangen auch bedeutet: sich lebhaft bewegend bemühen. (E. Friedli erklärt für das Berner Deutsch: So wie das gefangene Tier, seines Lebens sich wehrend, zappelt, so heißt „chräbse“ auch: ohne Aussicht auf Erfolg sich abmühen.) Die Redensart *mit etwas krebse* gehen = etwas schnöde ausnützen verbindet man — nicht sehr glaubhaft — mit einer Volkserzählung von einem Bauern, der mit der Leiche seiner Frau *Krebse* fing.

Die bemerkenswerteste Bedeutungsübertragung, die sich am Worte *Krebs* vollzieht, ist jene, die diesen Tiernamen als *Krankheitsnamen* erscheinen läßt. Schon die Griechen hatten für die böartige Geschwulst den Namen des Krebses (*karkinos*) verwendet, womit Galenos, ihr großer Arzt, auf eine Ähnlichkeit der Aderzeichnung, der strahlenförmigen Ader-schlängelung um das Krebsgeschwür herum mit den Füßen des Flußkreb-ses verweisen wollte.² Unwahrscheinlich ist die Vermutung einiger Wort-forscher, man habe die Röte der Geschwulst mit der Farbe der gekochten *Krebse* verglichen. Hingegen mag die Vorstellung von der Gefräßigkeit des Krebses für diese Krankheitsbezeichnung mitbestimmend gewesen sein. Die böse Geschwulst sei gleichsam ein feindseliges, gefräßiges Tier, das den Menschen schließlich ganz auffrißt. Der seit dem 13. Jahrhundert vor-kommende deutsche Krankheitsname *Krebs* (mittelhochdeutsch *krebez*) ist eine Lehnübersetzung aus dem Griechischen.

Auch der lateinische Name des Krebses, *cancer* hat die Grundlage für ein deutsches Wort abgegeben. Er hat auf Umwegen zum Worte *Schanker* geführt, zur gemeinsamen (erst mittels der Voraussetzung des Eigenschaftswortes *hart* oder *weich* unterscheidenden) Bezeichnung für den syphilitischen Primäraffekt und für den *Ulcus molle*. Die Vermittlung von

derbare Bezeichnung des „Ladenhüters“ als „Nachtigall“ so zu erklären, das unverkäufliche Buch hocke auf dem unzugänglichsten, dem obersten Fach, wie ein Vogel auf dem Baum. Die Deutung ist nicht zwingend.

1) Im Argot der französischen Schriftsteller heißt ein oft zurückgewiesenes Bühnenstück oder ein von Verlegern abgelehntes literarisches Werk: *ours*, Bär; der Verfasser eines solchen: *marchand d'ours*, Bärenhändler.

2) Im Spanischen heißt die Hautflechte, die sich im Auftreten von gewun-den Linien auf der Hand äußert: *culebrilla*, kleine Schlange.

cancer zu Schanker besorgte das Französische, wo das lateinische cancer in drei Formen fortlebt: erstens in unveränderter Schreibweise cancer für Krebs als gelehrter Krankheits- und Sternbildname, zweitens in halbgelehrter Form cancre für die Krabbe und übertragenweise für einen armen Schlucker, einen Knicker oder einen Faulpelz und drittens, in bereits ganz französischer Form, chancre für die Krebskrankheit und den Schanker und auch in einer übertragenen Bedeutung, entsprechend dem deutschen „Krebsschaden“.

Neben Schanker besteht im Deutschen auch die volkstümliche Form Kanker (ungarisch kankó) und das veranlaßt Höfler zur Annahme, daß in Schanker-Kanker neben dem lateinischen cancer auch das griechische gangraina = um sich fressendes Geschwür sich sprachlich fortgepflanzt hat. Als „gesetzlicher“ Abkömmling des letzteren griechischen Wortes lebt im Deutschen heute noch das Wort „Gangrän“ als Bezeichnung für gewisse brandige Erkrankungen.

Mit dem Ausdruck Polypen (griechisch: Vielfüße), dem früher üblichen Namen der Tintenfische, bezeichnet man gutartige geschwulstförmige Wucherungen der Schleimhäute in Nase, Kehlkopf, Speiseröhre, Harnröhre usw. Bei dieser Übertragung ist vielleicht daran gedacht worden, daß die personifizierte Krankheit wie ein Tintenfisch mit seinen Armen in Aushöhlungen nach tiefliegenden, schwer zugänglichen Stellen hinreiche¹.

Frosch (althochdeutsch frosk, wahrscheinlich mit der Grundbedeutung „Hüpfer“) als Krankheitsname ist eine Lehnübersetzung von lateinisch ranula = Fröschein. Als ranula bezeichnete die mittelalterliche Medizin jede unter der Zunge zu beiden Seiten des Zungenbändchens, besonders bei Kindern vorkommende Geschwulst, entzündete Drüsen, da solche prall gefüllte, glatte Bälge unter der Mundschleimhaut schön durchscheinen und den Vergleich mit dem glatten Froschbauch nahelegen (Höfler). Der volkstümlichen Bezeichnung „Frosch“ entspricht auch die offiziell-medizinische: „Fröscheingeschwulst“. Als Froschblähen bezeichnete die ältere Medizin eine Lymphdrüsenanschwellung am Halse, als Froschquaken ein gewisses Geräusch bei organischem Herzfehler und bei Verwachsung des Herzens mit lufthaltigen Organen.

1) L. Günther glaubt auch, daß die aus der Studentensprache in die Gaunersprache übergegangene Bezeichnung Polyp für „Polizist“ nicht nur eine scherzhafte Umgestaltung des letzteren Hauptwortes darstellt (wie im Falle „Polente“ = Polizei), sondern daß auch „ein ganz leidlicher Sinn“ vorliegt, wenn man an die Fangarme jenes Meeresungeheuers erinnert; aus dem gleichen Gedankengang heraus heißt der Polizist in der polnischen Gaunersprache pajok, d. h. Spinne.

Einen Frosch im Halse haben wird mit der Bedeutung gebraucht: mit heiserer Stimme singen,¹ mit verquollener Stimme reden. Ähnlich im Amerikanischen: to have a frog in the throat; daher froggy = heiser. Im Venezianischen sagt man aver le rane, Frösche haben, von einem Schwermütigen oder einem Hypochonder. Pare che abbia una rana nel corpo, es scheint, daß er einen Frosch im Leibe hat, sagt man in Italienischen von einem, dem der Magen knurrt.

Die Vorstellung, daß ein Frosch sehr gut im menschlichen Leibe leben könne, ist überhaupt ziemlich verbreitet. Es wird daher auch scherzhaft davor gewarnt, zu viel Wasser zu trinken, es könnten sonst leicht im Magen Frösche zur Welt kommen.² Hysterikerinnen haben sich nicht selten über Frösche im Bauch beklagt.

So wie der Frosch auch in Wirklichkeit oft mit der Kröte verwechselt wird, vermengt sich auch die übertragene Bedeutung dieser beiden Tiernamen. Auch die Kröte gehört zu den unheimlichen, elbischen Wesen, Hexen und böse Weiber stehen in Beziehung zu ihr. Von einem verkrüppelten oder mißgestalteten, z. B. mit einem Buckel zur Welt gekommenen Kinde heißt es, es sei verkrottet (vom Krötenalpe gezeugt). Der Krampf der Gebärmutter wurde im Volke als „Krot“ bezeichnet und in Bayern und Österreich wurde daher eine in Krötenform dargestellte Gebärmutter an heiligen Orten als Opfergabe dargebracht.³ Man bezeichnet im

1) Der Franzose sagt von solch einem Sänger, er habe eine Katze in der Kehle, avoir un chat dans la gorge.

2) Tu attraperas des grenouilles, du wirst dir Frösche zuziehen, warnt der Franzose scherzhaft den Wassertrinkenden.

3) Die kranke Gebärmutter wird auch als eine lebendige Maus im Leibe aufgefaßt, d. h. als ein elbischer Dämon in Mausgestalt. Als Maus bezeichnet man auch den sichtbar beweglichen und bei der Handbewegung anschwellenden Handballen; auch der Franzose nennt ihn souris = Maus (die Isländer vergleichen dieses Muskelspiel mit dem Zappeln eines Fisches und nennen es Lebensfisch). Die Stelle am inneren Oberarm, wo der Muskelballen bei der Bewegung anschwillt (Biceps), ist die Stelle, „wo das Mäuslein läuft“; 1706 schrieb noch der Arzt Scheuchzer über den Anteil der Muskeln bei der Fortbewegung: wenn die einten (einen) Mäuslein arbeiten, andere können ruhen. „E par Mūs ha“ wird in der Schweiz gebraucht für: muskelstarke Oberarme haben. Lateinische Schriften des späteren Mittelalters und der frühen Neuzeit bezeichnen den Oberarm als lacertus = Eidechse. Auch das Wort Muskel ist nur eine Eindeutschung von lateinisch musculus = Mäuschen. Schließlich ist Maus und Mäuschen (Kammermäuslein) eine stark verbreitete Bezeichnung für den weiblichen Geschlechtsteil. (Das Grimmsche Wörterbuch verzeichnet auch: mausen, blinde Maus spielen für Geschlechtsverkehr.) Goethe gebraucht in seinem Tagebuch und

Volke daher solche in Kapellen aufgehängte oder als Amulett gegen Frauenkrankheiten getragene Krötennachbildungen auch einfach als „Mutter“ (Hovorka-Kronfeld). Auch wird überhaupt die Gebärmutter selbst als Tier aufgefaßt.¹

Auf dem Vergleich der unebenen Krötenhaut mit gewissen Veränderungen der Menschenhaut bei der Erkrankung beruht wohl, daß im Lettischen *kraupis* = Kröte auch zur Bezeichnung der Krätze dient. (Man vgl. dazu im Slavischen *rapúch*, *rapavý* = blatternarbiger Mensch von *rapucha* = Kröte.) Vielleicht ist angesichts des gemeinsamen Anlauts auch an eine Urverwandtschaft zwischen Krätze (kratzen) und Kröte zu denken.

In anderen Fällen wird Kröte oder Krott einfach statt Frosch (oder Fröschein) mit den bei diesen Tiernamen angeführten Krankheitsbedeutungen gebraucht. Ausdrücke wie „Kröte im Hals“, „Krott unter der Zungen“ sind schon für das 16. Jahrhundert belegt. „Wann im Hals eine Krott oder anderer Unflath wächst“, heißt es in einer Quelle aus dem Jahre 1740.

in seinen Briefen wiederholt das elsässische *Misel* = Mäuschen für junge Mädchen, *Mieseln* für Liebelei, „nicht ohne allen lüsternen Beigeschmack“, wie H. Schrader sagt. Bei Shakespeare kommt *mouse-hunt*, Mäusejäger, im Sinne von „Schürzenjäger“ vor. Auch das Wort *Muschel* (*Venusmuschel*), das ebenfalls von lateinisch *musculus* = Mäuschen kommt, dient zur Bezeichnung der weiblichen Scham (vgl. das Stichwort „Porzellan“ in „Wörter und ihre Schicksale“); daher auch der obszöne Berliner Ausdruck „in die Muschel rotzen“ = *coire*. Hier ist auch anzuführen aus dem französischen Argot: *gaspard* (Kaspar) = *vulva*. Dieser Ausdruck wird erst verständlich, wenn wir wissen, daß *gaspard* im Argot eine Bezeichnung der Ratte ist. Für diese Übertragung auf den weiblichen Geschlechtsteil ist nach Chautard die Ähnlichkeit mit dem Fell dieses Nagetiers maßgebend. Schließlich erwähnen wir noch einen deutlichen Beleg aus 1466: *Mautze* = *vulva*, bei dem allerdings nicht klar ist, ob der Schamhügel mit dem Mauspelz oder dem Katzenfell verglichen wird. Die Gleichung *Maus* = *vulva* hindert nämlich nicht die gleichzeitige Auffassung der weiblichen Scham als einer (mäusefangenden) Katze sprachsymbolisch zu wirken. (Vgl. im französischen Argot: *boulotter le chat*, die Katze aufessen, für *cunnilingus*.) Noch mit einem anderen Tiernamen, dem des *Kuckucks*, wird die Behaarung des *mons Veneris* belegt: in der Volkssprache werden die ersten Schamhaare als *Gauch* bezeichnet (auch „der erste Gauch“). Allgemein wird auch für Flaumhaare überhaupt („Milchhaare“) *Gauchhaare* verwendet.

1) Nach dem pfälzischen Arzt Tabernaemontanus (16. Jahrhundert) soll schon Plato gesagt haben, „die Gebärmutter sei ein lebendiges Tier, des Gebärens begierig, derohalben wo es unzeitig aufgehoben und lange unfruchtbar bleibt, so wird es unwillig und ungeschlacht, erhebt sich, durchschleift den Bauch...“ usw.

Die Augenkrankheit *Star* hat ihren Namen nicht vom Singvogel *Star* (althochdeutsch *stara*, verwandt mit lateinisch *sturnus*), sondern steht zum Zeitwort *starren* in Beziehung. Im Althochdeutschen hieß es von dem an dieser Augenkrankheit Leidenden, er sei *staraplint*, d. h. er sei blind (schlechtsehend) bei offenen („starrenden“) Augen. Hingegen hat im Französischen eine andere krankhafte Erscheinung am Auge einen richtigen Vogelnamen: das „Gerstenkorn“ wird außer *orgelet* (zu lateinisch *hordeum* = Gerste) auch *compère-loriot* (Goldamsel, Pirol) genannt. Die Vergleichsgrundlage für die Übertragung dieses Vogelnamens auf die eitrige Entzündung am Augenlid scheint die gelbe Farbe zu sein.

Die Gicht heißt im deutschen Volksmund auch *Bock*. Es handelt sich wohl um den Tiernamen, aber es liegen zwei Bedeutungsübertragungen dahinter. Tiernamen werden häufig auf Waffen und Geräte übertragen (vgl. das Stichwort „Tiger“ in „Wörter und ihre Schicksale“) und so ist der *Bock* auch eine Bezeichnung für die Daumenschraube der Tortur geworden. Wenn man nun die Gicht als *Bock* bezeichnet, so ist eigentlich nicht der Tiername, sondern unmittelbar nur der Name eines Foltergeräts auf die Krankheit übertragen worden, um auszudrücken, der Kranke habe das Empfinden, als wären seine Beine in einem „Bock“, einem Schraubstock.

Eine große Rolle spielt der *Wolf* auf dem Gebiete der Krankheitsnamen. Die linsenförmige Geschwulst unter der Haut nannten die Römer *lupa* = Wölfin, nach dem reißenden Umsichgreifen des Übels.¹ Daher ist auch italienisch und spanisch *lupia*, französisch *loupe* Bezeichnung einer gewissen runden Geschwulst. (In diesem Zusammenhang verdient eine sonderbare Bedeutungsübertragung angeführt zu werden. Bei der Übertragung des lateinischen Tiernamens auf die Geschwulst ist das gierige Umsichgreifen die Vergleichsgrundlage. Französisch *loupe*² wird aber nun auch weiter übertragen, diesmal geht die Übertragung von einem anderen Merkmal der Geschwulst, von ihrer flachen, runden Form aus und auf diesem Umwege wird französisch *loupe* und daraus deutsch *Lupe* die Bezeichnung

1) Im älteren englischen Armeeslang hieß ein zu raschem Absterben von Hautteilen führendes Geschwür, das sich britische Soldaten in Portugal holten, *black-lion*, schwarzer Löwe.

2) Im Französischen hat *loupe* auch noch weitere Bedeutungen: Knorren des Baumes, Höcker des Kamels. Bei beiden Bedeutungen scheint von der ausgebuchteten Gestalt der Geschwulst, vom Angeschwollensein ausgegangen worden zu sein. Nicht klar ist die Bedeutungsgrundlage bei dem gauner sprachlichen Ausdruck *loupe* = Faulenzerei (vielleicht ist bestimmend die Vorstellung des Herumstreifens).

für ein gewisses rundes, flaches Glasgerät.¹ Wer würde ohne Wissen um diesen Zusammenhang ohne weiteres erkennen, daß unsere Lupe, unter die wir wörtlich und bildlich die genau zu betrachtenden Dinge nehmen, eigentlich eine — Wölfin ist? Der semasiologische Vorgang ist hier nicht anders, wie wenn man in einem Dorfe einem Mann, der einen Schnurrbart bestimmter Art trägt, den Spitznamen „Ungar“ gäbe, und man dann, weil dieser Mann zufällig auch ein lahmes Bein hat, später einen anderen Hinkenden ebenfalls „Ungar“ nannte.)

Wolf² selbst diente in der deutschen Sprache im Laufe der Jahrhunderte zur Bezeichnung verschiedener Erkrankungen, was bei den mangelhaften medizinischen Kenntnissen und der dadurch bedingten Vermengung der Krankheitsbilder nicht Wunder nehmen darf.

a) Eine Zeitlang bezeichnete man auch die sonst Krebs genannte Krankheit als Wolf, weil sie sich gleichsam wie ein wilder unersättlicher Wolf immer weiter in das gesunde Fleisch frißt.

b) Unter Wolf verstand man ferner feuchte Feigwarzen am After, die die Haut wund machen und Erythema intertrigo verursachen³.

c) Diese wundmachende Eigentümlichkeit, die auch bei anderen Erkrankungen vorkommt, erklärt nach Höfler, daß der Name Wolf sich auch

1) Fördernd für diese Übertragung von der runden, flachen Geschwulst auf das runde, flache Glasstück war vielleicht auch die Metapher, die beim Auge und in der Optik von einer Linse sprechen läßt. Französisch *lentille* (von lateinisch *lenticula*, Verkleinerung von *lens* = Linse) bezeichnet außer der Linsenfrucht im allgemeinen auch einen linsenförmigen Körper, im besonderen die Glaslinse. Der Engländer gebraucht *lentil* für die Frucht und *lens* im anatomischen (Augenlinse) und im optischen Sinne. Das deutsche Wort „Linse“ — das auch mit diesen drei Bedeutungen gebraucht wird — dürfte übrigens nicht vom lateinischen *lens* kommen, sondern mit diesem auf eine gemeinsame unbekannte Quelle zurückgehen.

2) Die Frage der Verwendung von Tiernamen für Krankheiten berührt sich auch mit der Frage der Tiermetaphern zur Bezeichnung des Heißhungers und der krankhaften Unersättlichkeit (bayrisch: *fressat Krankat*). Ich verweise auf das Stichwort „Hunger“ in „Wörter und ihre Schicksale“ und auf das dort erörterte österreichische Mäder (*Marder*) = Heißhunger. Hungrig wie ein Wolf ist man übrigens nicht nur im Deutschen. He is hungry like a wolf oder he has a wolf in his stomach, sagt der Engländer; wolfish = gefräßig, wolfer = Fresser. Dem Italiener ist der Heißhunger „die Krankheit der Wölfe“: *il male della lupa*; er sagt auch: *avere una lupa in corpo*.

3) „Die Beschwerung des Hindern, welche die Latini *intertrigium* und wir Deutsche den Wolf nennen“, heißt es 1591 im „Gifftjagenden Kunst vnd Haussbuch“ des Pfarrherrn Michael Bapst.

übertragen läßt auf jede beißende, die entzündete Haut blutigrot eröffnende Hautkrankheit, wenn sie, wie z. B. die venerische Erkrankung oder der Ruhrfluß, ihren Sitz am After, am Gesäß, an den Leisten usw. hat. Wie sehr der Name Wolf auch die Behandlung beeinflusste, zeigt, daß man frisches Fleisch oder vier lebende Hühner auf den „Afterwolf“ legte, um den hungrigen Wolf zu besänftigen. Die Bezeichnung Wolf für das Aufgeriebensein der Innenschenkel ist bereits für den Anfang des 16. Jahrhunderts belegt („Arswolff“ oder „Wolff an den Schenkeln“). Man unterscheidet, je nachdem ob man sich die Aufreibung beim Gehen oder beim Reiten erwarb, einen ergangenen Wolf und einen Reitwolf.¹

d) Als Wolf oder fressenden Wolf bezeichnet das Volk auch jene Hautkrankheit, die sonst auch der Laie heute meistens mit dem lateinischen Namen *Lupus* bezeichnet; wissenschaftlich heißt dieser Wolf Narbenflechte oder *Lupus vulgaris* zum Unterschied von der Schmetterlingsflechte, *Lupus erythematosus*.

Die zuletzt genannte Hautkrankheit, die Schmetterlingsflechte, gibt uns hier Anlaß auch den Schmetterling unter den Tiernamen als Krankheitsnamen anzuführen, wenngleich es sich bei diesem Tier nicht um deutsche Krankheitsnamen handelt. Wir verweisen auf das Stichwort „Schmetterling“ in „Wörter und ihre Schicksale“ (spätgriechisch *psora* = Nachtfalter = Krätze, rumänisch *strelicii di moarte* = Todesschmetterlinge = Nesseln, litauisch *drugys* = Schmetterling = Fieber). Entscheidend für die Verwendung von Schmetterlingsbezeichnungen für Krankheiten ist jedenfalls die Auffassung dieses Tieres als eines dämonischen Wesens.

*

Noch unheimlicher und unheilvoller als das „was da fleucht“, wie etwa der Schmetterling, ist das „was da kreucht“. Daher der große Anteil des Wurm es an der „*Pathologia animata*“². Als Würmer bezeichnete z. B. die ältere Naturkunde lange Gewebefasern, z. B. abgestorbene Sehnen

1) In älteren Schriften ist scherzhaft von Reitern die Rede, die die Wölfe, von denen sie angefallen werden, mit Hirschtalg füttern müssen.

2) Der „Urwalddoktor“ Albert Schweitzer berichtet von den Negern im Ogowegebiet (Äquatorialafrika): „Der Wurm ist für sie die Verkörperung des Schmerzes. Werden sie aufgefordert, über ihren Zustand zu berichten, so erzählen sie die Geschichte des Wurmes, wie er zuerst in den Beinen war, dann in den Kopf kam, von hier nach dem Herzen wanderte, aus diesem in die Lunge ging und sich zuletzt im Bauch festsetzte. Alle Medikamente sollen gegen ihn gerichtet sein.“

oder Bindegewebspfröpfe beim sogenannten Fingerwurm (Panaritium), den die Volksmedizin durch bloßes Zusammendrücken wie ein belebtes Wesen „tötet“. Auch die madenähnlichen Talgpfröpfe der Haut werden als Würmer bezeichnet. (Auch der Ausdruck Mitesser, comedones, stellt sie gleichsam als parasitäre Lebewesen am Menschen dar.) „Würmer“ sind ferner geschlängelte Gefäßknäuel, z. B. die Krümmungen der „Goldader“.¹ Auch die wie eine Made in der Wabe im Zahnfleisch sitzende Zahnwurzel wurde nach Höfler in der älteren Medizin als Wurm bezeichnet (so übrigens auch bei den Negern im ägyptischen Sudan). Die Zahnwurzelentzündung hieß: roter Wurm.

Im Faust, in Auerbachs Keller, heißt es: „Zieh ich wie einen Kinderzahn den Burschen leicht die Würmer aus der Nase.“ Die Würmer aus der Nase ziehen war zu Goethes Zeiten nur mehr ein heiteres Gleichnis. Im 17. und 18. Jahrhundert heilten auf den Jahrmärkten herumziehende Quacksalber auf ihren schnell aufgeschlagenen Schaugerüsten Leute, die sie als krank oder schwermütig vorstellten, dadurch von ihren Leiden, daß sie vortäuschten, einen Wurm, die Ursache der Krankheit, aus dem Gehirn durch die Nase herauszuziehen², ähnlich wie die Hirten die Bremsenlarven aus der Nase des Viehs entfernen.

Aber was im Zeitalter der Aufklärung nur mehr als Scherz wirkte, war vordem einmal voller Ernst. Das kriechende Tier, in schlechtem Angedenken seit dem Sündenfall des ersten Menschenpaares, hat eine besondere Eignung dazu, krankheitsverursachende Dämonen zu personifizieren. So wie dem primitiven Menschen als der natürliche Tod der Tod zufolge Einwirkung äußerer Gewalt gilt und staunenerregend und Geheimnisahnungen hervorruhend nur jener Tod ist, den wir als den „natürlichen“ bezeichnen, so hat auch das der Wortbildung zugrundeliegende primitive Denken die Neigung,

1) Für Hämorrhoiden kommt auch die deutsche Bezeichnung Schlange vor. In einer Quelle aus dem Jahre 1482 wird dieses Leiden „Unterschlang“ genannt. Vielleicht ist auch die Vorstellung Verschlungensein hier wirksam.

2) Aus der ursprünglichen Bedeutung der Redensart vom Würmer-aus-der-Nase-ziehen: jemanden von krankheitverursachenden Lebewesen, von parasitären Dämonen befreien, entwickelte sich die heutige: jemandem stückweise ein Geheimnis entlocken. Im Französischen: tirer à quelqu'un les vers du nez; englisch: to worm a secret out of a person; spanisch: sacar el gusano (los lombreos) de la nariz. Der Italiener zieht Spatzen aus der Nase: tirare le passere del naso. Im Erzgebirge sagt man übrigens: dar tut os wullt 'r en a Wermel aus'n Orsch ziehen = er zeigt eine Scheinfreundlichkeit, um etwas abzulocken. Vgl. auch die Redensart: jemandem etwas aus dem Steiß ziehen. Vielleicht ist die Nase in die Redensart von den herausgezogenen Würmern überhaupt nur als euphemistische Ersetzung von After hineingeraten.

die Krankheit als das Ergebnis der unmittelbaren Einwirkung eines Dämons, als das Eindringen eines Lebewesens, eines Tieres in unseren Körper aufzufassen. Wenn man Sodbrennen hat, so nagt an einem der *Herzwurm*, erkrankt der *Haarboden*, so ist der *Haarwurm* am Werke, die *Gürtelrose* zeigt die Spuren des *Gürtelwurmes* auf der Haut. Den *Knochenfraß* verursacht der *Bein- oder Gliederwurm*, die *Hämorrhoiden* der *Blutwurm*, die *Zungenkrankheit* des *Rindes* der *Zungenwurm*. Die *Bauchschmerzen* werden einem *Bauchwurm* zur Last gelegt, die *Kopfschmerzen* einem *Kopfwurm*. Das „*Gerstenkorn*“ hieß früher auch *Augenwurm*.

In das sittliche Gebiet gehört der an einem nagende *Gewissenswurm* (englisch worm of conscience, italienisch verme della coscienza, tarto del rimorso, spanisch gusano de la conciencia, französisch ver rongeur). Auch die Redensart *mich wurmt etwas*¹ (= etwas nagt an mir) erinnert daran, daß der Wurm nach altem Volksglauben die Metamorphose eines elbischen Wichtes ist, der den Menschen oder das Tier nagend „wurmt“,² der sich von seinem Opfer wie eine Fleischmade nährt. (Über Würmer als Personifizierung von Sorgen, Marotten, Launen, „Grillen“ wird im nächsten Abschnitt die Rede sein.)

Natürlich gehören nicht hierher die Bezeichnungen jener Krankheiten, die tatsächlich von „Würmern“ (Bandwürmern, Finnen usw.) verursacht werden³; sie sind, nebstbei bemerkt, so zahlreich, daß eine eigene Wissenschaft, die Wurmkunde oder Helminthologie, sie behandelt.

*

Zur Vorstellung von den in einem und an einem nagenden Würmern ist in Parallele zu stellen das Bild: Mücken (Mucken) oder Grillen im Kopf haben. Wohl verstehen wir unter Mucken und Grillen heute

1) Im 18. Jahrhundert wurde das Zeitwort noch intransitiv gebraucht (z. B. bei Schiller: das wurmt^{te} beim alten Karl; so wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin).

2) Auch der Engländer hat ein Zeitwort, das dem deutschen wurmen entspricht: to worm. Übrigens sagt er auch: it gives me a snake, das gibt mir eine Schlange.

3) Zu den Krankheiten, an denen wirkliche Würmer die Schuld tragen, gehört auch die vom sogenannten Gehirnblasenwurm (*Coenurus cerebralis*) verursachte Drehkrankheit der Schafe. Ich nehme an, daß der Bezeichnung des menschlichen Irrsinns als *holo* = Schaf in der Sprache der Wanjamwesi in Ostafrika der Gedanke an jene Schafskrankheit zugrunde liegt.

nur wunderliche Einfälle, seltsame Launen, trübe Gedanken, ursprünglich ist aber an eine schwere Erkrankung im Gehirn gedacht worden. Es handelt sich bei den Mücken und Grillen im Kopf nicht etwa um dichterisch angehauchte Gleichnisse, sondern um echte Beispiele der parasitären Dämonologie des Volksglaubens¹. Es ist eine uralte, wohl den meisten Völkern geläufige Vorstellung, daß sich im Kopf des Menschen Elben in Tiergestalt einnisten, die außer Krankheitszuständen, wie z. B. Kopfweh, auch Störungen der Denktätigkeit oder des seelischen Gleichgewichts verursachen (R. Riegler). Für die mittelalterliche Medizin gab es wirklich eine *musca in cerebro* (eine Fliege, Mücke im Gehirn); die quälenden Geister, die in Mückengestalt Fieber verursachen, hatte man auszutreiben oder im Patienten zu töten.² Bei Bonaventura des Périers (16. Jahrhundert) ist von einem Ritter die Rede, der seiner Frau die Grillen durch einen Aderlaß aus dem Kopfe treibt.

Im 16. und 17. Jahrhundert tritt bereits in der deutschen Sprache der Gebrauch von „Grillen“ und „Mucken“ im übertragenen Sinne auf. Von der 1558 erschienenen Schwanksammlung „Katzipori“ des Michael Lindener heißt es auf dem Titelblatt, daß „darinn newe Mugken, seltsame Grillen, unerhörte Tauben, visirliche Zotten verfaßt und begriffen sind.“ Johannes Fischart („Bienenkorb“ 1579) spricht von „spitzfündigen fremden Grillen“ und in Grimmelshausens *Simplicissimus* heißt es: „wann ihm die Mucken ein wenig verfliegen“ (3, 406) und „wann ich meine alte Possen und Grillen übe“ (3, 190). Bei Fischart ist übrigens auch von „Humeln im Kopf“ die Rede. Bei Scheffel heißt es einmal: „Es hat jeder Mensch seine eigenen Mucken und Käfer und Grillen, doch ihr habt einen Hornschröter im Haupt“ (Hornschröter = Hirschkäfer.)

Auch in anderen Sprachen werden Insektennamen zur Bezeichnung von geistigen Störungen herangezogen.³ He has his head full of

1) Obschon es sich ursprünglich um die Auffassung der Schrullen als wirklicher Mücken handelte, hat sich dann der Sprachgebrauch dahin entschieden, daß er die sichtbaren Insekten vorzugsweise als *Mücken*, die „im Kopfe“ meistens als *Mucken* bezeichnet. (Bei Grillparzer begegnen sich einmal diese beiden Formen: „Mücken seihen und Kamele schlucken, — Waren stets des deutschen Geistes Mucken.“)

2) Geisteskranke, die sich über Insekten, Spinnen u. dgl. im Kopfe beklagen, finden sich auch heute in Irrenanstalten.

3) Krankheitsbezeichnungen aus dem Bereich der Insektennamen, die sich nicht auf geistige und seelische Störungen beziehen, sondern auf körperliche Affektionen, sind: französisch *teigne* (= Motte) für Kopfgrind und verschiedene Tierkrankheiten, deutsch „Raupe“ für Räude.

wasps, sein Kopf ist voller Wespen, sagt der Engländer. Maggot = Made bedeutet auch: Schrulle; maggot-headed, wörtlich madenköpfig, kommt im Sinne von grillenfängerisch auch bei Shakespeare vor.

Aus dem Französischen erwähnen wir: il a des grillons dans la tête (er hat Grillen im Kopf); papillons noirs (schwarze Schmetterlinge) für düstere Gedanken (vgl. dazu portugiesisch borbetar = phantasieren, von borbeta = Schmetterling); la mouche lui monte à la tête (die Fliege steigt ihm zu Kopf). Im Französischen heißt es von einem, bei dem es nicht richtig im Oberstübchen ist, auch, er habe Spinnen oder Maikäfer unter seiner Zimmerdecke: il a des araignées (des hannetons) sous le plafond. Auch fragt der Franzose: quelle guêpe vous a piqué le cerveau? welche Wespe hat Sie im Hirn gestochen? In der französischen Seemannssprache bedeutet: avoir un cancrelat dans la boule (eine Schabe in der Kugel haben): ein wenig übergeschnappt sein. Im Provenzalischen heißt es: a la testo pleno de grasulés, er hat den Kopf voller Hornissen. Eine andere provenzalische Redensart von einem, der zu tollen Streichen aufgelegt ist: a uno toro comme un coulounbré, er hat eine Raupe; so groß wie eine Natter.

Auch der Italiener spricht wie der Deutsche von Grillen im Kopfe: ha il capo pieno di grilli (cicale); levare i grilli dal capo ad uno = jemandem die Grillen vertreiben. Im Spanischen heißt es von jemandem, der schlecht gelaunt und leicht reizbar ist, er habe die Fliege, está con mosca oder va con mosca. Auch der Rumäne spricht von Käfern (a avea gândaci în cap) oder von Hornissen im Kopf (are gargauni în cap.)

Dem Wurm als Krankheitsnamen sind wir bereits oben begegnet. Hier ist noch nachzutragen, daß er auch zur Benennung geistiger und seelischer Störungen herangezogen wird. In Fischarts Gargantua ist zu lesen: „Hirn, das euch bringet so seltsame Wurm.“ Aver i bachi, Würmer haben, bedeutet im Italienischen: unruhig, unstet, schlechter Laune sein. Tuer le ver, den Wurm töten, bedeutet im Pariser Argot: ein Glas Schnaps trinken, um ein unangenehmes Allgemeingefühl zu beseitigen. Im Englischen bedeutet das Hauptwort worm auch: Sparren, Marotte, Qual, Kummer.

Auch dem Frosch und der Maus (s. oben S. 183 ff) sind wir schon begegnet. Auch zu diesen Tiernamen ist in diesem — gleichsam psychiatrischen — Kapitel einiges nachzutragen: aus dem Italienischen aver delle rane nella testa (Frösche im Kopf haben) = geistig nicht ganz normal sein; aus dem Holländischen: muizennestern in dem kopp hebben (Mäusenester im Kopf haben) = von Sorgen geplagt werden. Auch im Deutschen ist gebräuchlich: ihm steckt der Kopf voller Mäusenester. Mehr noch als

der der Maus,¹ wird der Name der Ratte zur Bezeichnung von Sorgen, Schrullen, Verrücktheiten, herangezogen. „Wenn dir eine Ratte durch den Kopf läuft“, heißt es einmal bei Goethe. Der Engländer sagt von einem, der geistig nicht normal ist: he has rats in his garret, er hat Ratten im Dachstübchen; der Franzose von einem, der verärgert, launenhaft ist: il a des rats, er hat Ratten oder un rat lui trotte dans la tête, eine Ratte steigt ihm im Kopf herum.²

Auch Vögel kann nach der *Pathologia animata* der geistig gestörte Mensch im Kopf haben. Einen Vogel haben bedeutet im Deutschen: nährisch sein, eine Schrulle haben. Daher die ablehnende Frage: hast wohl 'nen Vogel? Im Berlinischen: dir pickt er wohl (nämlich der Vogel im Schädel herum). Früher sprach man auch von T a u b e n im Kopf. (Vgl. oben auf S. 191 das Zitat aus dem Titel der „Katzipori“ des Michael Lindener.) Ein Beleg aus dem 16. Jahrhundert: so ihm dann die Tauben ausgeflogen (Zimmerische Chronik, 3, 168); aus dem nächsten Jahrhundert: wunderseltsame Tauben und kauderwelsche Grillen stiegn mir damals im Him (Simplicissimus 1, 19.) Auch in den romanischen Sprachen weiß man es gewöhnlich genau, was für Vögel die Narren im Schädel haben, es sind Spatzen (französisch: avoir des moineaux dans la tête), Schwalben (im französischen Argot: avoir une hirondelle dans le soliveau) oder Stieglitze (rumänisch: a avea stigleti în cap). Dafür, daß ursprünglich nicht bloß ein sprachliches Bild vorlag, sondern daß die animistisch-dämonologische Auffassung der Krankheiten an wirkliche Vögel dachte, die im Kopf des Menschen nisten, sprechen ähnliche Vorstellungen primitiver Völker. Nach Hovorka-Kornfeld wird z. B. auf der Sundainsel Timor, in dem Glauben, es sitze ein Geist in Vogelgestalt im Wahnsinnigen, zu Heilungszwecken eine künstliche Vogelfigur mit Pfeilen beschossen.

*

In die Reihe der Krankheiten, zu deren Bezeichnung der volkstümliche Sprachgebrauch Tiernamen heranzieht, gehört auch die akute Alkoholvergift-

1) Aus der Mundart Hessen-Nassaus führen wir an: Mäuse machen = Unsinn reden, Ausflüchte machen. (Auch bei Goethe: Sie macht Mäuse und will sich nicht ergeben.)

2) Das Pariser Argot kennt übrigens auch eine „Ratte im Rüssel“, avoir un rat dans la trompe = verärgert sein, erbittert sein. Es scheint hier ein ähnliches Bild vorzuliegen wie in der deutschen Redensart: mit einer langen Nase abziehen.

tung, der Rausch. In vielen Fällen wird hier die Bedeutungsübertragung von ähnlichen Vorstellungen gefördert, wie es jene sind, die der Bezeichnung von seelischen Absonderlichkeiten als Grillen, Mucken, Mäusen im Kopf zugrunde liegen. Dem Betrunkenen brummt der Schädel, irgendwelche Lebewesen treiben Unfug in seinem Kopfe. Daher wird der Rausch als eigenes Lebewesen aufgefaßt und ein Tiername wird die Bezeichnung des Rausches selbst.

In den romanischen Sprachen wird der Rausch oft mit einem Vogelnamen belegt. Der Rausch ist eine Elster oder ein Hänfling im Französischen (pie,¹ linotte²) und im Provenzalischen (agassa, lignoto), eine Eule im Italienischen (civetta) und im Provenzalischen (machola), eine Lerche im Rumänischen (ciocîrlan) und im Provinzialischen (calandra), ein Turmfalke im Spanischen (cernicalo), eine Nachtigall im Provenzalischen (rosinhol), eine Wachtel im Rumänischen (prepelita) und sogar ein Truthahn³ im Portugiesischen (perna). Im Spanischen und Provenzalischen wird der Rausch auch als cigalo (Zikade) bezeichnet. Schuchardt sieht für die Verwendung von Vogelnamen als Rauschbezeichnung in der stimmlichen Betätigung der Vögel die Vergleichsgrundlage; dem Betrunkenen „singe“ es im Kopf. Ganz abzulehnen ist jene Deutung, die vom Gedanken ausgeht, die Betrunkenheit lasse einen wie einen Vogel singen; diese rationalistische Deutung vertritt z. B. Mistral für die angeführten provenzalischen Ausdrücke.

Auch mit Namen von Säugetieren bezeichnet man mitunter den Rausch, bzw. gewisse Rauscharten, Trunkenheitsgrade. Im Spanischen bezeichnet man den Rausch als Fuchs, zorra⁴ (auch englisch foxed = betrunken, to catch a fox, einen Fuchs erwischen = sehr betrunken sein), als Wolf, lobo (vgl. französisch louter = saufen), als Hund, perra,

1) Bei der Bezeichnung des Rausches als einer Elster dürften noch zwei volkstümliche Vorstellungen mitspielen: daß die Elster ein besonders durstiges Tier sei (vgl. in „Wörter und ihre Schicksale“ im Anschluß an das Stichwort „Anger“ die Ausführungen über das Brüssler Gasthaus „zur hinkenden Elster“) und daß sie besonders schwatzhaft sei (vgl. in „Wörter und ihre Schicksale“ das Wort „Gazette“, seine falsche Ableitung von der „gazza“, der schwatzhaften Elster).

2) Auch redensartlich: französisch siffler la linotte, dem Hänfling etwas vorpfeifen = über den Durst trinken; entsprechend provenzalisch carga la lignoto, dauphinesisch soufler la linota.

3) Beim Vergleich des Betrunkenen mit einem Truthahn wird wohl an die lärmende Gerciztheit des Vogels gedacht.

4) Daher desollar la zorra, den Fuchs häuten = den Rausch ausschlafen.

chucha.¹ Der Italiener bezeichnet den Rausch als Bären, orso oder als Katze, gatta. Die Katze dient zur Bezeichnung der Trunkenheit auch im Katalanischen, gat und im Portugiesischen. Auch im Baskischen von Biskaya und Guipuzkoa bedeutet katu = Katze auch Rausch, daher katutu = sich betrinken. Ob auch der deutsche Ausdruck Kater zur Bezeichnung der Nachwirkung des Rausches² hierher gehört, d. h. ob er ein übertragener Tiernamen ist, gilt als strittig. Wohl kommen gelegentlich Vergleiche vor, wie etwa „besoffen wie ein Kater“ (bei Magister Laukhart), und auch Forscher vom Range eines Hildebrand, eines Schuchardt vertreten die Auffassung, Kater im Sinne von Katzenjammer sei gleichsam eine Steigerung von Katze = Rausch³; man muß aber doch jener Deutung den Vorrang geben, nach welcher Kater eine volkstümliche Eindeutschung des griechischen Wortes Katarrh (katárrhus = Herabfluß aus katá = herab, rheo = fließe) ist⁴. Der Umstand, daß Kater ein Synonym des älteren Ausdrucks Katzenjammer⁵ ist, könnte allerdings dazu veranlassen, die Möglichkeit eines Zusammenhangs zwischen dem Ausdruck Kater (im Sinne von nachalkoholischem Zustand) und der Vorstellung der Felis domestica nicht endgültig preiszugeben.

1) Deutsch Spitz = leichter Rausch, ist aber nicht von Spitzhund tiergenommen, sondern hängt wohl mit spitz = fein zusammen (ähnlich im Französischen pointe = Spitze = leichter Rausch).

2) H. Schrader führt den Scherz an: „Ich bin ganz Menagerie. Gestern abend habe ich Schafskopf gespielt, Schwein gehabt, Bock getrunken, Spitz erwischt, Affen nach Hause gebracht, heute scheußlicher Kater!“

3) Eine andere Deutung von Kater = Katzenjammer knüpft nach Borchart-Wustmann an ein schweres Stader Bier an, das man Kater genannt habe, weil es am nächsten Morgen den Menschen wie ein Kater kratze.

4) Noch mit einem anderen griechischen Worte wird der Name des „Katers“ in wortgeschichtliche Beziehung gesetzt, mit griechisch katharos = rein, das über den Namen der Sekte der Katharer auch zu den Wörtern „Ketzer“ und „Katzelmacher“ führen soll (vgl. S. 84 ff.).

5) Katzenjammer (manchmal scherzhaft zu Lamentatio felium übersetzt) taucht zuerst 1768 auf (Wichmann: „Es gibt eine Krankheit des Leibes, die zuweilen unglückliche Menschen mit den Katzen gemein haben und die deswegen der Katzenjammer genannt wird.“) An der Verbreitung des Ausdruckes dürften besonders Heidelberg und Frankfurt großen Anteil haben. Er kommt auch bei Goethe, im Westöstlichen Diwan, vor (Welch ein Zustand! Herr, so späte — Schleichst du heut aus deiner Kammer — Perser nennens Bidamag buden — Deutsche sagen Katzenjammer). Ein anderer Frankfurter, Börne, spricht von Katzenjammer als der Reue des Magens. „Katzenjammer“ ist vermutlich eine in studentischen Kreisen erfolgte Parallelbildung zu „Katzenmusik“, worunter man eine mit feindseliger oder verhöhrender Absicht veranstaltete lärmende Kundgebung (Charivari, Poltermusik) verstand.

Das Säugetier, das am häufigsten den Alkoholrausch des homo sapiens personifiziert, ist der Affe. Bei den Bezeichnungen des Rausches als eines Affen, eines Bären, eines Wolfes usw., scheinen andere bedeutungsgeschichtliche Verhältnisse vorzuliegen, wie bei den Grillen, Vögeln, Mäusen im Kopf. Nicht um böse Elben oder lustige Schmarotzer, die im Schädel in Vogel- oder Insektengestalt Unfug treiben, handelt es sich hier anscheinend, sondern gleichsam um die Vorstellung von einer Verwandlung des ganzen Menschen in ein Tier unter dem Einfluß des Alkohols. (R. Riegler; „Diese Tiermetaphern hängen zusammen mit der auf jüdischer Tradition beruhenden Vorstellung von der durch den Wein bewirkten Verwandlung der Menschen in Tiere.“) Auf einem Bilde von Caspar Scheit aus dem 16. Jahrhundert, das ein Zechgelage darstellt, finden wir unter den zwölf im Gefolge des Bacchus auftretenden, in Tiere verwandelten Trinkern die genannten, den Rausch symbolisierenden Tiere (Affe, Bär usw.) wieder. In einem Gedichte auf einem „fliegenden Blatte“ des 16. Jahrhunderts, das von der verschiedenen Wirkung des Weines auf die vier Temperamente handelt, heißt es, der Sanguiniker werde sanft wie ein Lamm, der Choleriker grimmig wie ein Bär, der Phlegmatiker unflätig wie ein Schwein, der Melancholiker närrisch und ausgelassen wie ein Affe. In manchen Gegenden Frankreichs unterscheidet man Weine, je nach ihrer Wirkung, als Esels-, Hirsch-, Löwen-, Elster-, Schweine-, Fuchs-, Affenweine (*vin d'âne, de cerf, de lion, de pie, de porc, de renard, de singe*). Im Englischen bezeichnen die Ausdrücke *ape drunk, lion drunk, goat drunk, fox drunk* (Affenrausch, Löwenrausch, Bocksrausch, Fuchsräusch) verschiedene Trunkenheitsgrade.

Die Bezeichnung des Rausches als eines Affen tritt auch in mehreren deutschen Redensarten in die Erscheinung. Einen Affen sitzen haben bedeutet: betrunken sein; sich einen Affen kaufen: sich betrinken; einen Affen loslassen („Traugott, laß den Affen los“, hieß es in einem alten Gassenhauer) oder seinem Affen Zucker geben (u. a. bei Holtei und Fritz Reuter belegt): im Rausch lustig, ausgelassen sein. Im Englischen bedeutet *to suck the monkey* (den Affen saugen): sich betrinken, in Matrosenkreisen besonders: sich hinter dem Rücken der Vorgesetzten betrinken.¹ Als Affen bezeichnen den Rausch auch die Italiener (*monna, scimia, bertuccia*²), die Spanier und Portugiesen (*mona*), die Tschechen (*opice*).

1) Im englischen Slang sagt man von einem, der in Zorn geraten ist: *his monkey is up*, sein Affe ist auf.

2) *Ha pigliato la bertuccia, la monna*, er hat den Affen gekriegt; *è cotto*

Daß es sich bei der Bezeichnung des Rausches mit dem Namen des Affen nicht einfach darum handelt, auf das im Betrunkenen in die Erscheinung tretende Tierische schlechthin (die „Bestie im Menschen“) anzuspielen, sondern daß gerade die Vorstellung vom Affen sich zu dieser Metapher gedrängt hat, ist begreiflich. Nicht in dem Sinne allerdings wie einzelne Wortforscher (Sainéan u. a.) es meinten, die an die Vorliebe des gefangenen Vierhänders für den Alkohol dachten. Maßgebend dürfte vielmehr gewesen sein, daß der Betrunkene, wie Riegler ausführt, durch die Lebhaftigkeit seiner Gesten, seine Neigung zu allerhand Possen und nicht zuletzt durch gesteigerte Reizbarkeit und daraus sich ergebende Streilust unwillkürlich an den Affen erinnert.

Im Anschluß an die Betrachtung der Tiernamen, die zur Bezeichnung von Krankheiten und krankheitsartigen Zuständen verwendet werden, sei schließlich noch erwähnt, daß die Sprache mitunter für einzelne pathologische Erscheinungen zwar nicht gerade Tiernamen, aber Verweisungen auf die Tierwelt verwendet, z. B. die betreffenden Erscheinungen am Menschen durch Vergleiche mit Körperteilen von Tieren kennzeichnet. Das bekannteste Beispiel dieser Kategorie ist Hühnerauge für die auch Leichdorn genannte Verdickung der Hornhaut, besonders an den Zehen. Die Deutung, Hühnerauge sei eine Volksetymologie aus „hürnen Auge“ (Hornauge) ist abzulehnen, der deutsche Ausdruck ist zweifellos eine Übersetzung des im gleichen Sinne verwendeten mittellateinischen *oculus pullinus* (7. Jahrhundert). Übrigens kommt landschaftlich auch Elsterauge und Krähenauge statt Hühnerauge vor. Der Franzose gebraucht neben *oeil de poule* auch *oeil de perdrix*, Rebhuhnauge, der Spanier *pata de gallo*, Krähenfuß.

Die Bezeichnung *Hasenscharte* für die angeborene Spaltung der Oberlippe beim Menschen ist ein Hinweis auf diese Eigenschaft des Hasen. Auch das Angelsächsische hatte *haresceard*, im Englischen wird von *hare-lip*, Hasenlippe gesprochen; ähnlich italienisch *labbro leporino*, doch auch *voglia della lepre*, Hasenmal, im Französischen *bec du lièvre*, Hasenschnabel.

Für die Spaltung des harten Gaumens, eine angeborene Mißbildung, ist im Deutschen der Ausdruck *Wolfsrachen* üblich (englisch *wolf's jaw*, italienisch *bocca di lupo*, französisch *gueule-de-loup*), vielleicht, weil diese Gaumenspalzung den Mund größer, als einen „tiefen Rachen“, erscheinen läßt.

Bei einem schmalbrüstigen Menschen spricht man von einer *Hühnerbrust* (der Engländer spricht von taubenbrüstigen, *pigeon-breasted Men-*

comme una monna, er ist gekocht (berauscht) wie ein Affe (Bezeichnung eines besonders starken, eines „Kanonenrausches“). Spanisch: *dormir la mona*, den Affen ausschlafen.

schen) und dünne Waden bezeichnen wir als Hühnerwaden (französisch pattes de coq, Hahnenfüße) oder Spatzenbeine. Andererseits bezeichnet man als Elefantenfüße oder Elephantiasis eine Gewebeerkrankung, die zur ungeheuren Vergrößerung der Extremitäten führt.

Die mit zunehmendem Alter stärker werdenden Furchen in der Schläfenhaut, die von den äußeren Augenwinkeln strahlenförmig ausgehen, nennen wir auch Krähenfüße.

Hervorstechende Augen, wie sie besonders die Basedowsche Krankheit zeigt, bezeichnet man als Froschaugen (spanisch ojos de sapo = Krötenaugen). Im Pariser Argot nennt man Augen mit geröteten Lidern: yeux bordés d'anchois, mit Anchovis (Sardellen) umranderte Augen (scheint sich auf das rötliche Fleisch der konservierten Sardellen zu beziehen).

Die Namen der fünf Erdteile

I) Europa

Vom Namen Europa ist mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß er eine asiatische Prägung ist. Für die Ionier Kleinasiens mußten das Ägäische und das Schwarze Meer eine gewisse Trennung innerhalb der ihnen bekannten Gebiete bedeuten und daraus erwuchs für sie ein Bedürfnis nach einer gemeinsamen Bezeichnung der jenseits dieser Meere gelegenen Länder. Nichts ist natürlicher, als anzunehmen, daß sie diese Gebiete nach ihrer Lage im Verhältnis zum Sonnenlauf benannten und daher zu versuchen, „Europa“ als „Abendland“ zu deuten. Man hat daher Europa als eine Abwandlung von *erebos* aufgefaßt, welches Wort im Griechischen ein phönizisch-hebräisches Lehnwort ist mit der Bedeutung: das Dunkel, Schattenreich, Unterwelt. Andere leiten „Europa“ unmittelbar aus semitisch *ereb* = *Abend* ab und setzen dabei als wahrscheinlich voraus, daß die Vorstellung vom Erdteil Europa überhaupt zuerst von den Phöniziern gefaßt worden sei.

Nach anderen Etymologen ist das erste Element in „Europa“ das griechische *euros* = schwarzer Anlauf, Moder, Rost, Schimmel, schwarze Farbe.

Man hat den Erdteilnamen Europa auch aus einem mythologischen Namen deuten wollen, aus dem jener Jungfrau Europa, der Tochter des Phönix oder des phönizischen Königs Agenor, die Zeus in Stiergestalt übers Meer schwimmend nach Kreta entführt.¹ Aber die entführte Stierbraut hat in der Mythologie ihren Namen wohl erst nach der Erdteilbezeichnung und ihr *zufolge* bekommen. (Aus guten Gründen, wenn auch ein wenig

1) Bei Horaz, Oden III, 27, 75 weissagt Venus der entführten Jungfrau Europa, daß ihren Namen ein ganzer Erdteil führen wird, *tua sectus orbis nomina ducet*, und schon bei Herodotos, IV, 45 heißt es: *ei me apo tes Tyries phesomen Europas labein to ounoma ten choren* (wenn wir nicht glauben wollen, daß das Land seinen Namen von der Europa aus Tyros erhalten habe).

auf die Spitze getrieben, schrieb Hugo Schuchardt: Alle Mythologie beruht im wesentlichen auf sprachlichen Mißverständnissen.)

Solmsen deutet das Wort Europa als „Breitgesicht“ — aus den griechischen Wörtern eury und ops. Der Ausdruck sei besonders in ebenen, weiten Gegenden gedacht, so auch in Böotien, als Bezeichnung für eine Ebene und übertragen für ganz Böotien,¹ aber auch als Name einer böotischen Erdgöttin. Das Böotien bezeichnende Wort sei dann der Name ganz Mittelgriechenlands und schließlich des ganzen festländischen Griechenlands (im Gegensatz zu den Inseln und zu Kleinasien) geworden.

Obschon gegen die Ableitung des Namens für den ganzen Erdteil aus der Bezeichnung der böotischen Ebene grundsätzlich nichts einzuwenden ist (man denke daran, daß die Schweiz nach dem Kantone Schwyz heißt, daß Italia ursprünglich nur der Name der äußersten Südwestspitze der Halbinsel war, daß die Franzosen Deutschland nach den Alemannen, einem einzigen seiner Stämme, als *Allemagne* bezeichnen), so besticht andererseits die Ableitung des Namens Europa aus semitisch *ereb* = Abend (unmittelbar oder durch Vermittlung von griechisch *erebos*) durch ihre Einfachheit.²

II) Asien

Das etymologische Gegenstück dazu wäre der Nachweis, daß der Name Asien ebenfalls semitischer Herkunft sei und die ursprüngliche Bedeutung

1) Ich verweise auch darauf, daß nach der Sage die geraubte Europa die Schwester des Phönikers Kadmos war, der über das böotische Theben herrschte.

2) Neuestens (1936) hat allerdings Hans Philipp mehrere Einwände gegen die Deutung von Europa aus *ereb* erhoben. Für die Griechen sei „Europa“ nie ein Westland, sondern ein Nordland gewesen. Hekataüs von Milet soll als erster Erdteile unterschieden haben, u. zw. soll er, nach der Rekonstruktion seiner nicht erhaltenen Karte (517 v. Chr.) durch Sieglin, die Erdscheibe in eine Nord- (Europa) und in eine Südhälfte (Asien) zerlegt haben. Nach H. Philipps Gedankengang sei Europa nicht von Anfang an der Name eines ganzen Erdteils gewesen, sondern er hafte ursprünglich allein im nördlichen Randgebiet der Ägäis und in Nordgriechenland, an den thrakischen oder mazedonischen Küstengebieten. Europa sei also — wie das ja nach gewissen Deutungen auch für andere alte Erdteile gelte — der Name eines Randgebietes. So will z. B. nach Herodot VII, 8 der Perserkönig sein Heer zur Unterwerfung der Griechen „durch Europa (also wohl: Thrakien) nach Hellas führen“. Wenn nun Europa wirklich ursprünglich der Name einer thrakischen oder mazedonischen Landschaft war, so ist unser Erdteil nach H. Philipp von dem Makel, einen semitischen Namen zu führen, befreit. Das Wort könnte dann der Sprache einer vorindogermanischen Bevölkerungsschicht in Griechenland, der der Karer oder der Leleger zugeschrieben werden.

Morgenland habe.¹ Man hat denn auch Asia mit dem akkadischen (babylonischen) Worte *āqu* = Osten in Verbindung gebracht, aber dies ist eine Hypothese neben anderen. Andere auf semitischen Ursprung abzielende Etymologien denken an hebräische Wurzeln, die dem Worte *Asien* die Bedeutung „Mittelland“ oder „Glanzland“ gäben.

Auf die Feststellung, daß als *Asien* ursprünglich nur ein Teil von *Lydien* bezeichnet wurde, der zwischen dem *Tmolus*-Gebirge und dem *Kayster*-Fluß gelegene, legt *Solmsen* Gewicht. Die an der kleinasiatischen Küste wohnenden *Ionier* hätten die Bezeichnung dieses landeinwärts liegenden *lydischen* Gebietes dann auf das Binnenland überhaupt ausgedehnt.

Auf *Asioi* (*Arshi*), den einheimischen Namen der *Tocharer* in *Ostturkestan* (eines indoskythischen Volkes, d. h. eines indogermanischen Volkes mit mongolischem Einschlag) führt *Sieg* den Namen *Asien* zurück (Sitzungsberichte der Preussischen Akademie, 1911).

Der mythologische Personenname *Asia* — für die Tochter des *Prometheus* nach *Herodot*, für eine Tochter des *Okeanos* und der *Tethys* nach *Hesiod* — ist wohl erst aus dem Erdteilnamen entwickelt.

III) Afrika

Die verschiedenen Deutungen des Erdteilnamens *Afrika* bewegen sich fast ausschließlich auf semitischem Sprachboden. Wir erwähnen

a) die Ableitung aus dem hebräischen Männernamen *Epher*; so heißt nach 1 *Moses* 24, 4 einer der Enkel *Abrahams* aus seiner zweiten Ehe mit *Keturah*;

b) die Ableitung aus dem hebräischen Männernamen *Ophir*; so heißt einer der Nachkommen *Sems* nach 1 *Moses* 10, 29.

c) die Ableitung aus dem Namen des Landes *Ophir*, aus dem König *Salomon* zu Schiff Gold und Edelsteine, Pfauen und Affen bezog, das man aber heute nicht nur in *Afrika* (nach *Peters* und *Frobenius* in *Südafrika*), sondern auch in *Südarabien* (*Oman*), in *Ostindien* (wo es am *Indus* ein Hirtenvolk namens *Abhira* gegeben hat) und an verschiedenen anderen Stellen *Asiens* sucht.

d) Eine andere Deutung denkt an hebräisch *afar* = trockene Erde, Staub.

1) Länderbezeichnungen mit der Bedeutung „Land des Sonnenaufgangs“ sind nicht selten. Wir nennen z. B. *Anatolien* (von griechisch *anatole* = Anfang) und *Nippon* oder *Japan* (aus chinesisch *jih-pen* = Sonnenursprung). Man denke auch an die Bezeichnungen *Orient* (lateinisch *oriens* sol = aufgehende Sonne, zu *oriri* = sich erheben), *Levante* (zu italienisch *levare* = sich erheben) und an den deutschen Ausdruck „Morgenland“.

e) Als Kuriosum sei die Ableitung von Afrika aus arabisch *feriq* = Divisionsgeneral angeführt.

f) Eine Etymologie von Afrika, die nicht auf semitische Wortwurzeln zurückgeht, sondern auf indogermanische, aber nur als Wortwitz gewertet werden kann, findet sich in der Diderot-d'Alembertschen Enzyklopädie, wo französisch *Afrique* in *a-phrike* zerlegt wird und daher bedeuten soll: kältelos, Land ohne Kälte.

Daß im Namen Afrika semitische Sprachelemente stecken, kann als wahrscheinlich gelten, denn das Gebiet, das die Römer zunächst als Afrika bezeichneten, war tatsächlich ein semitisches. Das am Libanon beheimatete Seefahrervolk der Phönizier gründete im Altertum an vielen Küsten des Mittelmeeres (bis weit nach Spanien) Handelskolonien. In Nordafrika entwickelte sich aus den phönizischen Siedlungen um den Kern von Karthago das mächtige punische Reich. Mit diesen Puniern (in Erinnerung an die eigentliche phönizische Heimat am Libanon nannten sich die punischen Bauern noch zur Zeit des heiligen Augustinus Kanaaniter), deren Herrschaft sich auch auf die Inseln Sardinien und Sizilien erstreckte, kamen dann vom 5. vorchristlichen Jahrhundert an die Römer in Berührung. Als die aus dem Zusammenprall der beiden Großmächte schließlich als Sieger hervorgegangenen Römer die erste Provinz in Nordafrika, nördlich der großen Syrte, errichteten, nannten sie diese nach den Afarika oder Awrighas, einem dort ansässigen — und wie auch die sonstige Bevölkerung des engeren karthagischen Gebietes wohl semitischen — Volksstamme: *Africa*. Dann dehnen sie diese Bezeichnung auf alle Länder der nördlichen Küste westlich von Ägypten aus. Ägypten selbst und Äthiopien zählte noch nicht zu Afrika. Die Griechen andererseits, denen Nordostafrika näher lag, hatten für diesen Teil eine umfassende Bezeichnung *Libye*, nach dem Volke der Libu oder Rbu in Cyrene, dem ersten Stamme, den sie dort kennen lernten. Auf dem Gebiete des heutigen Tripolitaniens und der Cyrenaika überschritten sich die Bezeichnungen *Africa* (der Römer) und *Libye* (der Griechen). Während aber Libyen, die bei den Griechen übliche Bezeichnung für den Erdteil Afrika, so weit es ihnen bekannt war, schließlich nur noch in eingeschränkter Bedeutung bestehen blieb, heute nur noch als Bezeichnung für den italienischen Kolonialbesitz in Nordafrika (Tripolitaniens und Cyrenaika), hat sich die römische Bezeichnung *Africa* für den ganzen Erdteil durchgesetzt, dessen ganzer Umfang den abendländischen Völkern allerdings erst später bekannt geworden ist, als die Portugiesen ihn als die ersten umschifften.

IV) Amerika

Daß die von ihnen nacheinander entdeckten Küstenstriche mit dem vom Mittelmeer aus bekannten afrikanischen Kontinente zusammenhängen und daher dem gleichen Erdteil zuzurechnen waren, konnten die Portugiesen leicht und mit Recht annehmen. Weniger leicht hatten es zur gleichen Zeit die spanischen Entdecker, die nach dem fernen Westen segelten. Es ist allgemein bekannt, daß Kolumbus einen Seeweg nach dem asiatischen Indien suchte und daß man, als die ersten Inseln in Mittelamerika entdeckt wurden, von „Westindien“ sprach, noch immer in der Voraussetzung eines geographischen Zusammenhangs mit dem längst bekannten asiatischen Indien (seither zur Unterscheidung Ostindien genannt).¹

Der neue Erdteil mußte sozusagen zweimal entdeckt werden. Zunächst entdeckte ihn Kolumbus, als er am 12. Oktober 1492 seinen Fuß auf die Insel Guanahani setzte. Aber es mußte auch noch der Umstand entdeckt werden, daß ein neuer Erdteil entdeckt worden war. Dieses Verdienst wird dem Florentiner Amerigo Vespucci zugeschrieben. Vespucci, 1451 geboren, war viele Jahre im großen Kaufhaus des Lorenzo di Piero Francesco de Medici, eines Vettters des berühmten Lorenzo, tätig. 1492 übersiedelte er nach Sevilla, wo das Haus Berardi eine Filiale der großen Florentiner Firma war. Im Jahre 1499, also sieben Jahre nach der weltgeschichtlichen ersten Fahrt des Genuesen, nahm Vespucci (vielleicht in Vertretung der Handelsinteressen des Hauses Berardi) an einer Expedition des Alonzo de Hojeda teil und gelangte mit ihm nach Guyana, Venezuela, Nordbrasilien. In einem ausführlichen Briefe, den Vespucci im Jahre 1503 an seinen Freund, Gönner und früheren Chef Lorenzo di Medici schrieb, und in einem Reisebericht, den er an Soderini, den Gonfalonier von Florenz, schickte, stellt Vespucci einige unwahre Behauptungen auf, indem er angibt, daß er an mehreren Entdeckungs- und Forschungsreisen teilgenommen habe, insbesondere, daß er bereits im Jahre 1497 eine Expedition nach dem fernen Westen unternommen habe. In Wirklichkeit lebte er in jenem Jahre noch als Schiffsmakler und „Heringverkäufer“, wie die strengen Kritiker des Florentiners höhnen, in Spanien. In Vespuccis Bericht an den Mediceer stehen aber ge-

1) Kolumbus hielt so eigensinnig an dem Gedanken fest, Teile des asiatischen Kontinents gefunden zu haben, daß er auf der zweiten Fahrt die Mannschaften seiner drei Schiffe am 12. Juni 1494 veranlaßte, eidlich und schriftlich zu erklären, das entdeckte Land gehöre zu Asien, damit er dieses feierlich beglaubigte Dokument den Zweiflern entgegenhalten könne. Als Strafe sollte jedem Mitglied der Besatzung, das jemals das Beschworene in Abrede stellte, die lügnerische Zunge aufgeschlitzt werden.

wichtige Worte über die neu entdeckten Gebiete: „es ist angemessen, sie eine neue Welt zu nennen“. Diesen (italienischen) Brief ließ Fra Giovanni Giocondo, Dominikanermönch, Schiffs- und Brückenbauer, ins Lateinische übersetzen und 1504 in Paris veröffentlichen. Die Schrift fand große Verbreitung, wurde oft nachgedruckt, und die Bezeichnung *Mundus Novus* wurde allgemein. Im Sommer 1505 ließ der elsässische Dichter Matthias Ringmann bei dem Straßburger Drucker Matthias Hüpffuff eine neue lateinische Ausgabe des „Neue-Welt-Briefes“ erscheinen. Im nächsten Jahre ließ Ringmann bei demselben Drucker — ohne Angabe von Drucker, Übersetzer und Verlagsort — eine deutsche Übersetzung erscheinen unter dem Titel „Von den nüwe Inseln und landen so yetz kürztlichen erfunden durch den Künig von Portugall.“¹

Das Verdienst des Vespucci besteht darin, durch die erstmalige Verknüpfung des Begriffes „neu“ mit dem Begriffe „Welt“ in seiner durch Übersetzen und Nachdruck stark verbreiteten Schrift die Grundlage für den stehenden Ausdruck „Neue Welt“ geschaffen zu haben. Ähnliche Bezeichnungen tauchten allerdings schon sofort nach Bekanntwerden der ersten Entdeckungen des Kolumbus (z. B. schon 1494 in Sebastian Brants Narrenschiff) auf (im Deutschen z. B. *Newes Land*, *Nüwe Insulen*, *Neugefundene Inseln*). Die Wirkung des Vespucci ist im Grunde genommen die eines smarten Journalisten, der sich nicht scheut, den Mund möglichst voll zu nehmen und von einer neuen „Welt“ zu sprechen, und bei der Prägung eines solchen Schlagwortes auch das Glück einer großen Publizität hat.

Dieses Glück ging aber noch weiter. Am Gymnasium zu St. Dié, dem Hauptort des Herzogtums Lothringen, das damals zum Deutschen Reich gehörte, bestand um jene Jahrhundertwende eine kleine Arbeitsgemeinschaft einiger tüchtiger Gelehrten. Von den beiden Elsässern Walter und Johann Lud war der erste, Sekretär des Herzogs René, ein wohlhabender Mann, was ihm ermöglichte, 1494 eine Druckerei zu errichten. Die Mitarbeiter der Brüder Lud waren die Kollegen: Matthias Ringmann, der als Übersetzer des Vespuccischen Briefes bereits genannte Dichter und Schulmann, der aus dem Badischen stammende Martin Waltzemüller, eigentlich Waldseemüller, der sich nach Mode der Humanisten auch Martinus Hylacomylus (oder Ilacomilus) nannte und der Kanonikus Jean Basin, der einzige Franzose in der Gesellschaft. 1507 erschien unter dem Namen von Waldseemüller-

1) Vespucci stellte nämlich in seinem Briefe auch die unwahre Behauptung auf, er habe zwei Reisen im Dienste der portugiesischen Krone unternommen und daher ist auch im lateinischen Gedichte, das Ringmann dem Vespuccischen Briefe hinzufügt, vom König von Lusitanien die Rede.

Hylacomylus in der Druckerei zu St. Dié eine *Cosmographiae Introductio*, eine Einführung in die Kosmographie des Ptolemäus, wohl eine gemeinsame Arbeit der genannten Männer. Zu dieser Schrift wurde auch noch eine von Waldseemüller gezeichnete Weltkarte herausgegeben und diese war die erste gedruckte Karte, auf denen die überseeischen Entdeckungen der Spanier und Portugiesen eingezeichnet waren.

Auf dieser Karte erschien auch zum ersten Male die Bezeichnung *Terra America* für die neuentdeckten Gebiete. Zweifellos war eine Ehrung des Amerigo Vespucci damit beabsichtigt. Es heißt in der *Cosmographiae Introductio*: *quam quin Americus invenit Amerigen, quasi Americi terra, sive America*. (Aus einer Fußnote geht hervor, daß im Akkusativ *Amerigen* die griechische Wurzel *gé* = Erde gedacht war.) Es erscheint ziemlich sonderbar, daß einige Schulmeister in einem Vogesenstädtchen sich anmaßen, einen großen Erdteil nach eigener Willkür zu taufen und noch dazu nach einem Manne, der an den Entdeckungen einen ganz geringen Anteil hatte. Vielleicht waren dabei irgendwelche Sonderinteressen im Spiel. Ringmann hatte sich besonders für die Verbreitung des Vespuccischen Neuweltbriefes eingesetzt und vielleicht war es gleichsam ein verlegerisches Interesse, den erfolgreichen „Verlagsautor“ in der Öffentlichkeit mit allen Mitteln zu fördern. Der Deutschamerikaner H. Charles führt in einem von affektiven Übertreibungen strotzenden Buche, das die Überschrift „Urdeutsch — Alldeutsch — Made in Germany“ trägt, viele Gründe dafür ins Feld, daß es Ringmanns Idee gewesen sein muß, den neuen Erdteil nach dem Vornamen Vespucci zu benennen. Als Dichter sei er eben „entzückt vom romantischen Vornamen“ gewesen¹. Auch habe Ringmann damit einem urgermanischen Namen² zur Weltgeltung verhelfen wollen.

Nach Veröffentlichung seiner „Weltkarte“, scheint Waldseemüller doch Zweifel darüber bekommen zu haben, ob es berechtigt sei, die neuen Gebiete nach Vespucci zu benennen, da ihm mittlerweile bekannt geworden

1) „Ein gelehrter Pedant“, schreibt Oskar Peschel, „oder ein verknöchertter Bürokrat wäre nie auf so eine Idee gekommen.“ Wenn Vespucci nicht den hochtrabenden und zugleich wenig bekannten Namen Amerigo geführt hätte, meint Humboldt, oder wenn er in der Taufe, wie mehrere seiner Vorfahren Michael oder Romulus oder Blasius Vespucci genannt worden wäre, so würde man zu St. Dié nicht daran gedacht haben, von diesem Namen die Benennung des neuen Erdteiles zu entlehnen.

2) Im germanischen Namen Amalrich, Amalareik (so hieß der Sohn des Gotenkönigs Alarichs II.) ist die letzte Silbe, —rich, allerdings keltisches Sprachgut (vgl. S. 40 f). Eine bekanntere Nebenform von Amalrich (Amerigo) ist Emmerich (ungarisch Imre).

sein dürfte, daß Vespucci den größten Teil der Reisen, deren er sich rühmte, gar nicht unternommen hat. Auf der Karte, die Waldseemüller 1513 für die Ptolemäus-Ausgabe zeichnete, und auch auf seiner 1516 veröffentlichten Seekarte (*Carta Marina*) erscheint jedenfalls der Name *America* nicht mehr.

Aber es war bereits zu spät. Die in 1000 Exemplaren gedruckte Karte von 1507 war mittlerweile schon stark verbreitet¹.

Der große Anteil der Weltkarte von Waldseemüller an der Verbreitung des Namens *America* blieb lange unbeachtet und so konnte die (von Hertslet zu den „Treppenwitzen der Weltgeschichte“ gezählte) Auffassung Platz greifen, Vespucci hätte dem von anderen entdeckten Kontinent absichtlich durch schlaue Ränke den Namen *America* verschafft. „Selfsam“, schreibt Ralph W. Emerson 1856, „daß das große *America* den Namen eines Diebes tragen muß. Amerigo Vespucci, der Heringhändler von Sevilla, der im Jahre 1499 als Untergebener von Hojeda ausfuhr und dessen höchster seemännischer Rang der eines Bootsmannmaates² in einer Expedition war, die niemals segelte, hat es in dieser lügnerischen Welt fertiggebracht, den Kolumbus zu verdrängen und die halbe Welt mit seinem unehrlichen Namen zu taufen.“ Das ist eine Übertreibung. Vespucci, der, wie es scheint, als erster erkannt hat, daß es sich um einen neuen Weltteil handelte, und den Begriff „Neue Welt“ prägte, hat durch seinen Bericht, in dem er auch Beobachtungen anderer über Land und Leute der neuen Gebiete in großsprecherischer Weise als eigene Wahrnehmungen ausgab, andere unbeabsichtigt dazu veranlaßt, wegen seines ver-

1) Zu bemerken ist, daß auf Waldseemüllers Weltkarte 1507 (und auf den auf ihr beruhenden späteren Karten, z. B. auf der Weltkarte, die 1510 von Henricus Glareanus, dem späteren Freiburger Professor, gezeichnet wurde) die Bezeichnung *Terra America* eigentlich nur dem südlichen Teil des neuen Erdteiles galt. Die von Kolumbus entdeckten westindischen Inseln und die spärlichen, damals schon bekannten Teile der Nordhälfte des Kontinents waren im Begriff „*Amerika*“ noch nicht enthalten, da man eben immer noch glaubte, man habe es bei diesen Gebieten mit Asien (Indien) zu tun. Auf der Karte von Glareanus ist die *Terra Americana* von Westindien und den nördlichen Gebieten durch einen Streifen des Ozeans und durch andere Farbengebung geschieden (Solmsen).

2) Dem ist aber entgegenzuhalten, daß Vespucci — allerdings erst nach Verfassung und Veröffentlichung seiner Briefe über die „Neue Welt“ — 1508 *piloto mayor*, Großlotse wurde, d. i. etwa Vorsteher eines hydrographischen Amtes zur Herausgabe amtlicher Seekarten. In dieser Eigenschaft dürfte er in seinen letzten Lebensjahren auch noch einige Reisen an die südamerikanische Ostküste unternommen haben.

meintlichen großen Anteils an den Entdeckungen die neuen Gebiete nach seinem Vornamen zu benennen, er selbst hatte sich aber keineswegs als Laufpate der Neuen Welt aufgedrängt und scheint sogar bis zu seinem 1512 erfolgten Tode in keiner Weise die damals schon in Verbreitung befindliche Benennung des neuen Erdteils gefördert zu haben. Sogar sein Neffe Juan Vespucci, der nach ihm das Amt eines Großlotsen bekleidete und im Jahre 1523 eine Weltkarte entwarf, hat auf dieser Karte nirgends den Namen Amerika verwendet.

Daß der Erdteil zwischen dem Stillen und dem Atlantischen Ozean den Namen Amerika wegen eines läppischen Zufalls bekommen habe, weil eben einige Geographen und Kartenzeichner in einem kleinen Vogesenstädtchen das Verdienst eines große Töne machenden Briefschreibers und „Journalisten“ höher einschätzten als die heroische Leistung des wirklichen Entdeckers oder weil buchhändlerische Interessen ihnen den Gedanken einer solchen kartographischen „Schiebung“ eingaben, daß also Amerika nach dem Vornamen des Vespucci seinen Namen trägt, ist aber nicht unbestritten. Es gibt noch andere Etymologien des Wortes Amerika, die in ihm eingeborenen amerikanischen Sprachstoff, also indianische Sprachwurzeln vermuten. Drei solcher Deutungen nennen wir:

a) Karl Lokotsch gibt eine aus dem Toltekischen an; die Bedeutung von Amerika wäre demnach: großes Gebirge (zu merik = Berg, ike = groß).

b) Im Jahre 1888 gab der Amerikaner Thomas de St. Bris folgende Deutung: Die Augsburger Handelsherren Welser, die von Karl V. das Land Venezuela bekamen, fanden dort einen Ortsnamen Ameraca und nannten diesen im Bericht an den Kaiser, der dann seinen Kartographen Mercator beauftragte, den Namen Amerika über den ganzen Erdteil zu schreiben (worunter damals nur Mittel- und Südamerika gemeint war).

c) Im Jahre 1875 stellte der französische Amerikanist Jules Marcou im Bulletin der Geographischen Gesellschaft in Paris folgende Behauptungen auf. Als Americ oder Amerrique wurde eine Bergkette östlich vom Nikaraguasee zwischen Juigalpa und Libertad bezeichnet; wie Thomas Belt 1872 feststellte, heißt ein goldführendes Gebirge in Nikaragua heute noch Sierra de Amerique oder de Amerriques; ebenso nennen sich die dort lebenden Indianer Ameriques oder Ammerisques. Das Land wurde von Kolumbus auf seiner letzten Fahrt entdeckt, wenn auch weder er, noch irgend ein anderer Entdecker und Schriftsteller im 16. und 17. Jahrhundert den Namen verwendete. Kolumbus ließ sich von der Mosquitoküste zu den Ammerisques führen, welche Indianer besonders dadurch auffielen, daß sie ganz nackt gingen, um den Hals aber goldene Spiegel trugen. Da dieses Land großen

Eindruck machte auf die Begleiter des Kolumbus, verbreitete sich sein Name Amerique, der in der Sprache der dortigen Indianer die Bedeutung „Goldland“ hatte, bald unter den Seeleuten über alle Häfen Westindiens und auch Europas. Americus ist nach Marcou nicht der echte Vorname des Vespucci, sondern Albericus¹. Waldseemüller machte aus Versehen oder Mißverständnis aus Albericus den Vornamen Americus, also hat der Erdteil Amerika nicht seinen Namen nach Amerigo Vespucci, sondern umgekehrt, Vespucci hat die Abänderung seines ursprünglichen Vornamens zu Amerigo dem neuentdeckten Land zu verdanken.

Dreizehn Jahre später trat Marcou neuerdings für die indianische Herkunft des Namens Amerika ein, diesmal mit einer Modifizierung. Nicht Kolumbus habe 1502, sondern Vespucci selbst 1497 die Küste von Honduras entdeckt und folglich auch den Namen des Goldlandes Americ gehört. Vespucci selbst habe nach dieser glänzenden Entdeckung um 1503 sich den Namen Amerigo (Americus) beigelegt, ebenso wie römische Feldherren sich Germanicus, Africanus oder Asiaticus nannten.

Marcous Hypothese wurde 1899 von S. Ruge bekämpft². Daß Vespucci den Vornamen Amerigo nicht erst nach den überseeischen Entdeckungen angenommen habe, sondern bereits in der Wiege trug, wurde auch dadurch bestätigt, daß nachgewiesenermaßen sich unter den Vorfahren Vespuccis

1) Richtig ist, daß in einigen Ausgaben des Briefes über die Neue Welt Vespucci nicht Americus, sondern Albericus genannt wird. Sogar auf der zweiten Seite der von uns erwähnten ersten deutschen Übersetzung (durch Ringmann, Straßburg 1506) heißt es: „Von der nūwen Welt Albericus Vesputius sagt vil heils und guts laurentie petri de medicis.“

2) Die Hypothese von der nichteuropäischen Herkunft des Namens Amerika, d. h. die Hypothese, dieses Wort habe unabhängig von Amerigo Vespucci und noch vor der Entdeckung des Kolumbus auf dem Erdteil der westlichen Halbkugel bereits bestanden, hat neuerdings von unerwarteter Seite Sukkurs erhalten. Wie ich aus Zeitungsberichten ersehe, wurde im September 1936 in der Türkei auf dem Dil Kurultay, dem „Fest der Sprache“, von verschiedenen wissenschaftlichen Rednern in Gegenwart Atatürks, des Staatsoberhauptes, die neue türkische „Sonnen-Sprachtheorie“ verfochten. Die Sonne mit ihrer Wärme habe der menschlichen Kehle die ersten artikulierten Laute, die ersten Vokale, Konsonanten und Worte entlockt. Unter diesen Konsonanten gäbe es einige, die sich nur in der türkischen Sprache finden. Die ersten Laute, die sich zu den ersten Wörtern verbanden, seien türkisch gewesen, die türkische Sprache sei durch die Türken aus Zentralasien in die benachbarten Länder und schließlich in die ganze Welt getragen worden. Das Wort Amerika finde sich als „Emerik“ im Jakutischen, das zu den Türksprachen gehört (P. Holzingers Kongreßbericht im Berliner Tageblatt).

mehrere mit dem Vornamen Amerigo befinden. Im Jahre 1497 habe Vespucci keine Entdeckung machen können, da saß er in Sevilla. Wohl hatte er dann in seinem Briefe an Soderini angegeben, er habe bereits 1497, also früher als Kolumbus Festland gesehen, aber bereits Las Casas, der berühmte „Apostel der Indianer“, erhob gegen Vespucci die schwere Anklage der bewußten Fälschung.

V) Australien

Schon im Altertum hatte man, wie manche Landkarte bezeugt, die Vermutung, es müsse sich südöstlich von Afrika noch eine „andere Welt“ (alter orbis), ein großer Kontinent befinden. Man nannte ihn lateinisch: *terra australis incognita*, unbekanntes Sü d land.

Das Wort *australis* gehört zweifellos jener indogermanischen Wortsippe an, aus der die sprachvergleichende Wissenschaft auf eine Urwurzel „*ausos*“ = Morgenröte schließt. Zu dieser Sippe gehören die Morgenrötebezeichnungen im Altindischen, *usas*, im Griechischen, *eos*, im Lateinischen, *aurora* (frühere Form *ausosa*¹⁾. Da die Morgenröte im Osten erscheint, entwickelten sich aus der gleichen Wurzel auch die Bezeichnungen für diese Himmelsrichtung. Das althochdeutsche *ostan* führt zu unserem Osten, das angelsächsische *east* nicht nur zum neuenglischen Wort, sondern auch zu französisch *est*. Wortgeschichtlich wichtig sind auch die germanischen Formen für „im Osten“: althochdeutsch *ostar*, angelsächsisch *eastene*; „nach Osten“: althochdeutsch *ostar*, angelsächsisch *eastan*, altnordisch *austr*; „von Osten“: althochdeutsch *ostana*, angelsächsisch *eastan*, altnordisch *austan*. Hier ist auch die — allerdings nur bei Beda erwähnte und daher umstrittene — angelsächsische Frühjahrsgöttin *Ostara* zu nennen. Auch *Ostern*, althochdeutsch *ostarun* (die deutsche Entsprechung für hebräisch *passah*, das zu kirchenlateinisch *pasca*, gotisch *paska* führt), der Name jenes jüdisch-christlichen Festes, das bei den Germanen einfach nur die Stelle eines vorchristlichen Festes einzunehmen brauchte, gehört zur gleichen Wortsippe; schon das Wort *Ostern* selbst spricht dafür, daß es sich ursprünglich um den heidnischen Kult der Morgenröte, im Besonderen um die Feier der germanischen Tageslichtgöttin bei Frühjahrsanbruch handelte.

Bei den Italikern hatte aber, wie schon erwähnt, *australis* nicht die Bedeutung von östlich, sondern die von südlich. Auch bezeichneten die Römer

1) Über die Verwandlung des *s* zu *r* (*ausosa* — *aurora*) s. den Abschnitt Rhotazismus in „Wörter und ihre Schicksale“ (im Anschluß an das Stichwort „Hoffart“).

den Südwind als auster. Wie konnte es zu dieser Verwirrung der Himmelsrichtungen kommen?

Die Apenninische Halbinsel erstreckt sich von Nordwesten nach Südosten. Das Unbewußte, das für Wortbildung und Namengebung nicht von minderer Wichtigkeit ist als das genaue naturkundliche Wissen, läßt sich aber nicht auf die Feinheiten „halber“ Himmelsrichtungen ein. So wie wir, wenn wir von Mailand nach Brindisi gefahren sind, nicht etwa sagen, wir seien nach dem Südosten gefahren, sondern vereinfacht: nach dem Süden, obschon wir uns auf dieser Fahrt erheblich weiter nach Osten, als nach dem Süden entfernt haben, so vereinfachte sich der Italiker des Altertums sein Bild von der Lage seiner Halbinsel derart, daß er sich schematisch sie von Westen nach Osten erstreckt vorstellte. Auch auf den Karten des Altertums (z. B. auf jener des Ptolemäus, ungefähr um 150 n. Chr.) erscheint zufolge übermäßiger Längenerstreckung des Mittelmeeres die Achse Italiens stark nach Osten abgelenkt. Andererseits war in anderen Vorstellungen, die unmittelbar vom Bild der aufgehenden Sonne ausgingen, die Richtung des Ostens unverrückbar, so daß es naturgemäß dazu kommen konnte, daß die Vorstellungen Osten und Süden einander näherrückten und daß man auch den Wind, der tatsächlich aus dem Süden oder aus dem Südosten kam, mit einem Worte bezeichnete, der von einer den Sonnenaufgang, also die Richtung des Ostens bezeichnenden Wurzel stammt.

Aber auch einen zweiten Umstand möchte ich zu bedenken geben. Man betrachte eine Karte des alten römischen Reiches. Im Westen reichte das Imperium weit nordwärts bis nach Schottland, indes die südlichsten Ausläufer des Reiches im Osten (in Südägypten) zu sehen sind. Dieser Expansion Roms nach Nordwesten und nach Südosten entsprechen auch ungefähr die damaligen geographischen Kenntnisse. So begrenzte z. B. der Hadrianswall die Kolonie Britannia ungefähr in 55 Grad nördlicher Breite, aber was weiter ostwärts ungefähr so nördlich lag, z. B. die Gebiete der heutigen Hauptstädte Kowno und Moskau, war den Römern völlig unbekannt und schon weit draußen über die Grenzen der bekannten Welt. Andererseits reichten im Osten die geographischen Kenntnisse verhältnismäßig weit südwärts, nilaufwärts weit über Theba hinausgehend, während im Südwesten das Weltbild des Altertums in diesen geographischen Breiten bereits große weiße Flecken aufwies.

Aus diesen Umständen erklärt sich hinreichend die Verlötung der Vorstellungen Süd und Ost und damit die Bezeichnung „auster“ (eigentlich der „Östliche“) für den Südwind und die Bezeichnung *terra australis incognita* für den vermuteten südlichen Erdteil.

Lange vor der Entdeckung Australiens mußte aber das Wort *australis*, bzw. mancher seiner Abkömmlinge, vorerst für geographische Bezeichnungen innerhalb Europas erhalten. Der Namen *Ostarrichi* (Österreich) taucht urkundlich zwar erst 996 (in einer Urkunde Kaiser Ottos III.) auf, aber schon das Fränkische Reich zerfiel seit 561 in einen westlichen Teil, Neuster genannt (oder Neustrien, wahrscheinlich aus *niwester* = niederwestwärts) und in einen östlichen, Auster oder Austrasien. Jenes umfaßte Nordwestfrankreich und das Land bis zur Schelde, dieses reichte von Nordostfrankreich bis über den Rhein. Auch das langobardische Reich kannte eine Scheidung von Oberitalien in Neustria und Austria, die Grenze bildete die Adda. Aus deutschen Geschichtsquellen des 8. Jahrhunderts geht hervor, daß damals der Name Austria im Sinne eines Teiles von Ostfranken gebraucht wurde, das ungefähr den jetzigen fränkischen Teilen Bayerns entspricht. Es ist eine naheliegende Vermutung, schreibt Oberhummer, daß die aus jener Gegend stammenden Babenberger nach ihrer Belehnung mit der Markgrafschaft 976 den Namen Österreich in die Kanzleisprache ihres neuen Landes einführten und ihm so neue Geltung verliehen. Die Bezeichnung Österreich war jedenfalls bei der Erhebung der Mark zum Herzogtum (1156) bereits vorhanden; „sie ist der Ausfluß eines gehobenen Machtbewußtseins und einer neu erworbenen Machtstellung des bisherigen markgräflichen Landesherren“ (K. J. Heilig). In lateinischen Geschichtsquellen kommen bis ins 16. Jahrhundert die Bezeichnungen *terra australis* für Österreich (oder *marchia orientalis*, Ostmark), *australes* für Österreicher vor. Auch die lateinische Bezeichnung *austrasii* für die Bewohner der Ostmark ist für das 13., 14. und 15. Jahrhundert mehrfach belegt. In der byzantinischen Chronik des Johannes Kinnamos (um 1200) heißt Heinrich Jasomirgott: *Errikos doux Ostrichion*. Dante spricht vom Lande *Ostric*. Im Französischen wird *Austriche* zu *Autriche*. Der ungarische Nachbar nennt den Österreicher: *osztrák*.

Demnach haben also die Namen *Austria*, *Australia*, *Austrasia* eine doppelte Bedeutung: sie dienten der Bezeichnung der östlichen Teile europäischer (merovingischer, karolingischer, langobardischer) Reiche, entledigten sich aber dessen ungeachtet auch nicht jener älteren Bedeutung, die sich auf den vermuteten unbekannten südlichen Erdteil bezog.

Mit Beginn der Neuzeit, der Auffassung der Erde als einer Kugel, mit dem Einsetzen der großen Entdeckungsreisen nach allen Richtungen, bekam das Interesse für die *terra australis incognita* neuen Antrieb. Es müsse dort, meinte man, schon darum noch ein großer Kontinent vorhanden sein, weil die schon bekannten Landmassen der südlichen Halbkugel nicht hinreichend

seien, den Ländern der nördlichen das Gleichgewicht zu halten (Oberhummer). Als Pedro Fernandez de Quirós, der seine Reisen im Dienste Philipps III. unternahm, am 3. Mai 1606 eine zu der Gruppe der Neuhebriden gehörende Insel entdeckte, die er für das große unbekannte Südland Terra australis hielt, nahm er mit großem Pomp „Besitz von dieser Bai, genannt San Felipe y Santiago, und ihrem Hafen Vera Cruz... und von allen Ländern, welche ich gesehen habe und sehen werde, und von diesem großen Teil des Südens bis zum Pol, der von nun an heißen soll la Austrialia del Espíritu Santo, mit allem, was dazu gehört.“ Quirós gebraucht bewußt statt Australia: Austrialia, um noch deutlicher an Austria-Osterreich als die Heimat der habsburgischen Dynastie Spaniens zu erinnern, wie auch aus seinen Worten in der 1607 veröffentlichten Denkschrift an den König deutlich hervorgeht: por felice memoria de V. M. y por el apellido de Austria. Man ist fast geneigt anzunehmen, schreibt Lodewyckx, daß Quirós selbst das Wort austrial, anlehnend an Austria, als eine feierliche Nebenform von austral geprägt habe. Trotz dieser Anlehnung an Austria habe aber auch er bei der Benennung seiner Entdeckung in erster Reihe einen Namen finden wollen, der dasselbe besagte, wie der zu ersetzende alte Name Terra australis. Die Form Austrialia setzte sich aber nicht durch und selbst Australia blieb zunächst nur eine vage Bezeichnung für neu entdeckte Gebiete südöstlich von China.

Gleichzeitig ungefähr mit den Entdeckungen des Quirós stießen holländische Seefahrer an verschiedenen Punkten auf die Küste des australischen Festlandes, aber es dauerte noch viele Jahrzehnte, bis die Umrisse dieses Kontinents in groben Zügen einigermaßen festgelegt waren. Auch hatte man die Hoffnung, einen ganz großen — etwa an Größe mit Asien wett-eifernden — Kontinent in der Südsee zu finden, noch nicht ganz aufgegeben und den Namen Australien, der seit dem Altertum darauf wartete, einem Erdteil verliehen zu werden, daher offiziell noch nicht verausgabte. Das australische Festland hieß zunächst — seit der Entdeckungsreise Abel Tasmans — Neu-Holland. 1772—1775 widerlegte James Cook auf seiner zweiten Weltumseglung endgültig die alte Vorstellung von einem die Südhalbkugel ausfüllenden Festland. Unter seinen Begleitern befand sich auch der deutsche Pfarrer Johann Reinhold Forster, der dann Professor der Naturgeschichte in Halle wurde. Forster war es, der besonders nachdrücklich dafür eintrat, man müsse die Insel „Neu-Holland“ als einen selbständigen Erdteil ansehen, — aber diesmal wiederholte sich nicht der Fall Amerigo Vespucci—Amerika, der neue Kontinent bekam weder den Namen Johannia, noch den Namen Reinholdia, es setzte sich vielmehr der seit

mehr als anderthalb Jahrtausenden für jene terra incognita bereitgestellte Name Australien schließlich durch, u. zw. ohne jenes zum höheren Ruhme des Hauses Habsburg-Österreich eingeschmuggelte „i“.

Eine Zeitlang blieb Australien die zusammenfassende Bezeichnung für das Festland und für die Inseln im Stillen Ozean und in der Südsee, neuerlich ist es aber üblich, unter Australien nur das Festland zu verstehen und für die mikronesische, melanesische und polynesische Inselwelt die zusammenfassende Bezeichnung Ozeanien zu gebrauchen.

Über Sprachmengerei

I) Makkaroni

Mit scherzhafter Anlehnung an das Wort Mausoleum erfanden frohmütige Soldaten im Weltkrieg den Namen *Lausoleum* für jene wohl-tuenden Anstalten, in denen sie — *lauseamus igitur* singend — Kleidung und Wäsche von den „Bienen“, den „stillen Marschierern“, reinigen ließen.¹ Vor einiger Zeit brachte in Wien eine Fabrik als Ersatz für Lino-leum einen Bodenbelag in den Handel, den sie Strapazoleum nannte; worauf ein Pfarrer aus der Gegend von Efferding in einer entrüsteten Zuschrift an eine Zeitschrift forderte, man solle dann in Hinkunft auch Tanzoleum für Tanzboden und Wandoleum für Tapete sagen.

Dieser sprachlichen Methode, deutschen Wörtern griechische oder lateinische Endungen anzuhängen, hat sich der Volkswitz stets gerne bedient. Vor dem Krieg nannte man in Berlin einen mit Cadiner Kacheln belegten Saal bei Kempinski in der Friedrichstadt Kachilleion. Um den Witz zu würdigen, muß man sich dessen erinnern, daß die Cadiner Porzellanfabrik Wilhelm II. gehörte und Schloß Achilleion auf Korfu ebenfalls.²

Das Versehen von Wörtern einer lebenden Sprache mit griechischen

1) Eine andere feldgraue Verquatschung von „Mausoleum“ ist das soldatische Scherzwort für den Fernsprecher: *Mauscholeum* (Synonym von Plapperschlange, Meilenzunge, Flüsterholz, Quasselstrippe usw.).

2) Nebenbei bemerkt, klingt das scherzhafte Kachilleion nicht nur an das Schloß Achilleion an, sondern auch an das aus dem Rotwelsch in verschiedene deutsche Mundarten gedrungene Zeitwort *acheln* = essen und seine Weiterbildungen (z. B. Achill = das Essen, Achillsore = Eßware, achelkess = hungrig, Achelputz = Gefängniskost). Acheliniken kommt, sagt man, wie schon Zimmermann 1847 notierte, in Berliner Gefängnissen, wenn das Mittagessen gebracht wird. Als Max Reinhardt einmal eine größere Gesellschaft Wiener Journalisten auf Schloß Leopoldskron bei Salzburg geladen hatte und diese durch die lange Besichtigung der baulichen Schönheiten schon ermüdet waren, seufzte ein besonders Hungeriger halblaut auf: Nun möchte ich aber endlich schon das *Achilleion* sehen.

oder lateinischen Endungen geht auf einen Renaissancescherz zurück. Die Literaturwissenschaft hat für Scherzdichtungen, in denen solche Sprachmengerei vorherrscht, in denen also Wörter der eigenen Sprache grammatischen Gesetzen einer fremden unterworfen werden, den alten Fachausdruck „makkaronische Poesie“ beibehalten. Der Erfinder dieser Gedichtsgattung ist der 1488 verstorbene paduanische Dichter Tifi degli Odasi (Typhis Odaxis). In seinem *Carmen Macaronicum*¹ erscheinen italienische Wörter lateinisch dekliniert und konjugiert. Bald nachher, in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, hat der Benediktiner Teofilo Folengo von Mantua, mehr bekannt unter den Decknamen Merlin Cocai und Coccajo Limerno Pitoco, durch parodistische Ritterepen das Makkaronisieren volkstümlich gemacht. Andere italienische Makkaronisten sind Bassano von Mantua, Alione von Asti, Fossa von Cremona. Durch die Neigung des Cinquecento zur Parodie des Feierlichen und Erhabenen (Burckhardt) wurde diese Kunstgattung, die auch *poesia pedantesca*² genannt wurde, jedenfalls stark begünstigt.

Das in Italien gegebene Beispiel der Sprachmischung wurde in Frank-

1) Wie Tifi degli Odasi dazu kam, seine Kunstform als makkaronisch zu bezeichnen, ließ sich bisher nicht aufklären. Es soll im letzten Jahrhundert des Mittelalters eine *secta maccaronea* gegeben haben, eine Gesellschaft von grundsätzlich groben Männern, und der Name dieser Gesellschaft, dem ein Vergleich mit der Grobheit jener Nudelart zugrunde liegen soll, mag vielleicht den Anlaß zur Benennung der makkaronischen Poesie gegeben haben. Zu beachten ist auch, daß viele Völker ihre komische Figur, ihren „Hanswurst“, nach einer Lieblingsspeise benennen. Man denke an die französische Gestalt des Jean Potage, die ungarische des Paprika Jancsi. Auf entlegene Belege weist Fritz Mauthner hin: *guru paramantar* („Lehrer Nudel“) heißt in einer Provinz Indiens der beliebteste Spaßmacher; Calderon nennt in seinem Drama „*El gran Principe de Fez*“ den Hanswurst „Alkuskus“, nach dem Lieblingsgerichte der afrikanischen Araber (al kuskus ist eine makkaroniartige Teigware). Vielleicht also darf im Namen der „makkaronischen Poesie“ ein Niederschlag des bei verschiedenen Völkern festgestellten Zusammenhangs zwischen der Benennung der Spaßmacher und der Spaßmacherei und dem Namen von nationalen Lieblingsspeisen gesehen werden. — In vielen Ländern werden die Italiener als „Makkaroniesser“ geneckt. Im Weltkrieg hießen bei den englischen Soldaten die Angehörigen der verbündeten italienischen Armee: *the macaronies*. Früher hatte *macaroni* im Englischen auch die Bedeutung: Stutzer.

2) *Pedant* ist hier nicht in der heutigen Bedeutung von Kleinigkeitskrämer, Splitterrichter zu verstehen, sondern im älteren italienischen Sinne: Schulmeister, von griechisch *paideuein*, Kinder erziehen. Der Übergang von *Pedant* = Pädagoge zu *Pedant* = Kleinigkeitskrämer wird verständlich, wenn wir daran denken, daß auch das deutsche Wort Schulmeister diesen zweifelhaften Beigeschmack bekommen hat.

reich besonders vom sprachgewaltigen Rabelais aufgegriffen; man sehe sich im Gargantua das 19. Kapitel des I. Buches an¹. (Viele Makkaronismen von Meister Rabelais — z. B. sorbonicolificabilitudinissement — sind gleichzeitig auch Beispiele für jene Wortmonstrosität, die wir im Abschnitt „Aristophanische Wortzusammensetzungen“ behandeln.) Im 16. Jahrhundert faßte die Scherzgattung des Makkaroni auch in Deutschland Fuß. Das älteste Erzeugnis des Makkaroni in Deutschland ist ein Heinrich Glareanus zugeschriebener und aus sieben Verspaaren bestehender protestantischer Mahnruf an die Führer des schmalkaldischen Bundes aus dem Jahre 1548. Der Rabelais-Übersetzer Fischart (er schreibt einmal: sic jacet in drecko, qui modo reuter erat) verlieh dann dieser Poesieart einen deutschen Namen: Nuttelveise (Nudelweise); vielleicht hängt das später auftauchende Wort Knüttelveise mit dieser Übersetzung von Makkaroni zusammen. 1593 erschien ein seither oft neu aufgelegtes deutsches makkaronisches Epos, die anscheinend von einem Hamburger verfaßte Floia (Flohiade). Es handelt, wie aus dem langen Untertitel ersichtlich, von flois, die die Menschos, Mannos, Weibras, Jungfras behuppere et spitzibus suis schnaflis stekere solent. Besonders die deutsche studentische Literatur bediente sich gern makkaronischer Wendungen. Im Trinkrecht (jus potandi) gibt es Paragraphen wie: qui bibit ex neigis, ex frischibus incipit idem, wer zur Neige trinkt, fängt von frischem an. 1772 veröffentlichte der Deutsch-Franzose J. Doucement eine Lustitudo studentica. Es gibt ganze Balladen und Epen im studentischen Makkaroni. Da kommen Stellen vor wie: sterna leuchtunt, oder monus scheinet ab himmlo, oder nachtwaechteri veniunt cum spiessibus atque laternis, oder schlaxiut jam zwelfius ura. Auch Börries von Münchhausen verschmähte nicht zu dichten: totschiago vos sofortissime, nisi vos benehmitis bene.

Aber nicht nur in scherzhafter Gedichtform kommt das deutsche Wort mit fremder Endung vor, gelegentlich ist dies auch ein normales Wortbildungsprinzip. Die Anwendung ist in der Regel zuerst eine scherzhafte, außergewöhnliche, improvisierte, oft verbleibt aber das so gebildete Wort dauernd im Wortschatz der Umgangssprache. Solche schließlich in das Bürgerrecht der Sprache aufgenommene Makkaroniwörter sind z. B.: amtieren, buchstabieren (bis Mitte des 17. Jahrhunderts hieß es noch buch-

1) Einige Beispiele aus diesem Gargantuakapitel (wir stellen neben die Makkaronismen des französischen Originals die deutschen der Übersetzung von Hegaur und Owlgläß): Date nobis clochas nostras (glockas unsras). Vultis etiam pardonos (ablassum)? Per diem, vos habebitis et nihilis payabitis (zahlebitis).

staben), drangsaliere, grillisierē (seinen Grillen d. h. Launen, Verstimmungen nachhängen), halbieren,¹ irrlichterieren, hausieren, inhaftieren, schattieren², gastieren³, sinnieren, hofieren, stolzieren⁴, Harfenist, Hornist⁵, Lieferant, Schlendrian (bei Weber-Demokritos sogar Schlendrianist), Grobian (schon 1494 bereichert mit ihm Sebastian Brant die Liste der Heiligen: *eyn nuwer heyling heist Grobian, den will yetz fyren yedermann*). Meistens war es die Studentensprache, die den Übergang in die allgemeine Umgangssprache ermöglichte. So entstanden Wörter wie Kneipant, Paukant, Moge-lant, Prellant, Bummelant, schnabulieren, erlustieren, tollisieren (Sebastian Frank: was ist anders dollisieren denn irrgehen im Gemüt), anordnieren (bei Fritz Reuter), schulmeisterieren, schlechtissime, sich verdünnisieren (sächsisch: sich dünne machen, verschwinden), dorfatim, gassatim (daraus mundartlich gassatengehen = nachts durch die Straßen bummeln, Unfug

1) Halbieren ist nach Kluge-Götze die älteste, schon im Mittelhochdeutschen belegte Mischbildung auf -ieren.

2) Vor einiger Zeit schrieb der „Würzburger Anzeiger“, man solle in heißen Tagen „die Pflanzen schattieren“, was nicht etwa eine Anweisung für Zeichner war, sondern der Rat, den Pflanzen Schatten zu verschaffen. Eine andere bayrische Zeitung leitetartelt über „Nordisierung“.

3) Gastieren tritt zuerst 1669 bei Grimmelhausen auf, und zwar im Sinne von bewirten; noch bei Goethe wiederholt mit dieser Bedeutung, z. B. „gut gastierte sie mich“ im Reineke Fuchs. Gastieren im intransitiven Sinne (als Gast auftreten) erscheint zuerst bei Jean Paul, 1795.

4) Die Endung -ieren wirkt schon ganz deutsch, die fremde Herkunft zeigt sich aber auch darin, daß die mit dieser Endung gebildeten Zeitwörter eben auf dieser Endung und nicht, wie die echt deutschen, auf dem Stamme betont werden. Kieseritzky sieht im Gebrauch von -ieren ein Mittel zur Pflege des Satztones. Gelegentlich wird aber das -ieren abgestreift und durch das einfachere -en ersetzt; dieser Vorgang, fordert Th. Matthias, soll anerkannt und nachgeahmt werden. „Kein volkstümlicher Darsteller sollte mehr auf einst häufigere Formen wie wandelieren, schwänzelieren, dokterieren, schmansieren statt wandeln usw. zurückgreifen... Schon Matthison sagt harfen statt harfenieren, die Grimm mit dem Volke drangsalen statt drangsaliere, die Süddeutschen (wieder oder noch) buchstaben statt buchstabieren.“ — Die Endung -ieren kommt übrigens von der französischen Infinitivendung -ier. „Es muß als die roheste Auffassung anständiger Gestalt angesehen werden“, schreibt Grimm, „daß der Deutsche in seiner Nachahmung das infinitivische Zeichen aufnahm und charakteristisch überall bestehen ließ, sein eigenes Zeichen noch dazu anhängte; außer dem Fleisch des genossenen Apfels ließ er sich auch den Grieb dazu wohlschmecken.“

5) Anfangs 1937 veröffentlichte ein Bremer Kreis eine besonders freie Verdeutschung des Johannesevangeliums. Im Geleitwort von Bischof Weidemann heißt es: „Alle Buchstabilisten dürfen sich über uns ärgern.“

treiben, Mädchen nachsteigen), trinkabel, schleunibus, Verschwindibus (im Ritus herumziehender Zauberkünstler), Futteralien, Fressalien, Schmieralien, Mittelimum (scherzhafte berlinische Bildung, an Minimum und Maximum angeglichen), Schielax, Faulax, Liederlikus, Wichtikus, Schwachmatikus, Klapmatismus, Sprechanismus, Lumpazius, Benehmität, Flottität, Grobität und (angelehnt an gravitatisch) grobitätisch, Schwulität, Wuppdzität, Landratur, schluckzessive und zickzackzive (wie sukzessive), und das alles ist meistens auch „burschikos“.

Wenn Schopenhauer aufwallte, flossen ihm kräftige Zwitterwörter aus der Feder, wie: mauschellieren, Schmierazius, Lumpazität. Franz von Liszt wandelte einmal den Spruch von der Welt, die betrogen werden will, wie folgt ab: Mundus vult Schundus. Heine makkaronisierte einmal in einem Brief: Schnödität. Andere Autoren gelegentlich: Schiefität, Kühilität, Albertität, Filzität. Der Jungdeutsche Orden prägte kurz vor seiner 1933 erfolgten Auflösung das Schlagwort Parteiismus, und sein Hochmeister erwiderte auf Einsprüche, das Wort solle nur getrost häßlich sein, denn es bezeichne eine häßliche Sache. In Fachzeitschriften findet man: kellnerieren, schneiderieren (sich vorübergehend unzünftig als Kellner, als Schneider betätigen), gärtnerisierte Landwirtschaft, altertümisierende Sprache. Das Hessen-Nassauische Volkswörterbuch verzeichnet aus der Gegend von Homburg v. d. H. das Sprichwort: Wo nicht ist Mistus, ist auch kein Christus (ohne Dung kein Erntesegeten). Das Wienerische verfügt über: Lagerist, Spurius (Spürsinn, Ahnung, Verdacht) und über Schimpfwörter wie Blödist, Fadist, Schäbian, Schmutzian, Fadian. Das niederdeutsche Wort Sammelsur = saures Gericht aus Fleischresten wird durch Makkaronisierung zum allgemeineren Begriff Sammelsurium erhoben. Ein Wörterbuch des Leipzigerischen verzeichnet die Zeitwörter schimpfieren, schändieren, schnabelieren; auch die scherzhafte Wendung: sofortio berappio. Gelegentlich makkaronisiert auch die Soldatensprache. Im Weltkrieg wurde in der Sammlung des Verbands Deutscher Vereine für Volkskunde aufgezeichnet: bei österreichischen Truppen Furzibus für eine Mischung von gemeinen, übelriechenden Tabaksorten, bei sächsischen Drückotismus für Drückebergerei.

Von makkaronisch gebildeten Scherzwörtern mit griechischen Endungen erwähnen wir die Krankheitsnamen Modernitis¹ und Dichteritis² und die Wissenschaftszweige Klistierspritzologie (Schopenhauer) und Hüh-

1) Modernitis soll von Adolf Bartels geprägt worden sein, Dichteritis (nach dem Nekrolog Mählys) von Johannes Scherr.

2) Man vgl. das sächsische Schlabberitis = Geschwärzigkeit (zu mundartlich schlabbern = schwatzen).

nerologie¹. (Die spanische Umgangssprache kennt die spanisch-griechischen Makkaronismen holgazanitis, von holgazán = Faulpelz, und mundologia = Weltweisheit; in den Vereinigten Staaten bezeichnet man gelegentlich die ausführliche Erörterung von Mord und Totschlag in der Tagespresse als murderology.) Das noch von Justinus Kerner eingeführte Makkaroniwort Klecksographie wird neuestens allen Ernstes auf das vom Schweizer Rorschach geschaffene Verfahren psychologischer Diagnostik angewendet. Ernst gemeint ist auch die deutsch-griechische Wortschöpfung eines Berliner Geschäftes, das eine Sichtothek (gemeint ist eine Sichtkartei, eine rasch durchsehbare Kartothek) ankündigt. Übrigens kann auch das Wort Telefunken (und solcher moderner griechisch-deutscher Wörter gibt es genug) als makkaronische Zusammensetzung gelten.

Daß in der Umgangssprache Zwitterwörter nicht nur durch das Anhängen von lateinischen oder griechischen Endungen gebildet, sondern daß auch französische Endungen nicht verschmäht werden, zeigten uns schon die vielen Zeitwörter auf -ieren. Auch andere französische Endungen erweisen sich als ergiebig. Heine schrieb einmal augenscheinlichement. Der Mecklenburger bildet nach der Art von justement, doucement Wörter wie gerademang, reinemang; bei Fritz Reuter häufig knappemang; in Stindes Familie Buchholz natürlichermang. In Thüringen ist schlampsermang (für langsam) verzeichnet worden. Im Vorkriegsösterreich trugen Damen und Herren Stiefeletten. Bekannt ist das scherzhafte verstandez-vous. Häufig muß die französische Endung -age erhalten; z. B. Schmierage, Kleedasche, Bammelage (besonders für das Gehänge an der Uhrkette), Bummelage, Schenkage, Freßsage (im Sinne von Speise oder von Gesicht). Aus der deutschen Pennälersprache ist das Wort Schifffoir; makkaronisch sind auch dessen Synonyme Schifferade bei Helmstedter, Pinkulative oder Pinkulatorium bei hessischen Schülern. Die Hochschüler französeln mit den Fachausdrücken Kneipier, Pankier, Wichsier². Im Berlinischen kommt Pumpier für Pfandleiher (der Geld pumpt), Kluftier für Kleiderhändler und Schlappier für Schlappmacher vor. Mit der französischen Endung -euse gebildete Eigenschaftswörter sind schauderös, pechös. Die „Neue Freie Presse“ in Wien hat einmal einem englisch-französischen Mischling das Leben geschenkt; sie ließ sich aus London schreiben: „Österreichs Schützen

1) Diese Wissenschaft beschäftigt sich mit der „Brutalität“ der Hennen.

2) Im sogenannten „Prager Lied“, einem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vielgesungenen Studentenlied (es beginnt mit den Worten „Hin nach Pragien, hin nach Pragien, sollst du Musengaul mich tragien), kommt das Wort „Lustwandlör“ vor.

waren die jüngsten unter allen Matcheuren.“ Es gibt auch Makkaroni-Deutsch mit spanischen Endungen. So sagt man z. B. seit Gustav Freytags Verlorener Handschrift (1864) Stinkadores für übelriechende Zigarren; gleichbedeutend ist Stinkomingo (im Pariser Argot werden schlechte Zigarren infectados genannt). Als wienerische Schimpfnamen für Zigarren gibt M. Mayr an: Ludros, Wegwerfos. Paul Lindau schreibt, daß zu seiner Zeit spanische Tänzer als Schnorreros bezeichnet wurden. Castelli verzeichnet 1847 als österreichisches Spottwort für einen sehr mageren Menschen: Don Stanglos. Spitzer notiert — anscheinend aus Wien — ein ebenfalls spanisch makkaronisierendes Scherzwort für Diarrhöe: Cacarilla.

Im Osten des deutschen Sprachgebietes kommen auch slawische Wortendungen vor, besonders wenn es sich um die Prägung von Schimpfwörtern handelt. Vielfach belegt sind z. B. Faulak, Liederak, Böhmak, Dämelack, Schofelinski; berlinisch ist Mitmachowski¹, Quatschkowsky; im oberen Erzgebirge heißt ein plumper Mensch Klumpatsch; in Leipzig und auch anderwärts in Sachsen sagt man Liederinsky, Schnüffelinsky, sogar französisch-polnisch makkaronisierend Poverinsky; ungefähr gleichbedeutend ist das Wiener Makkaroniwort Armitschkerl (hier wird der slawischen Verkleinerungsendung auch noch die bayrisch-österreichische angehängt). Castelli verzeichnet als österreichisches Spottwort für einen übelriechenden Menschen: Stinkowitz². Im alten k. u. k. Heer schuf sich die Mannschaft für die „länger dienenden Unteroffiziere“ den respektlosen Ausdruck Suppak (d. h. einer, der um der ärarischen Suppe willen freiwillig beim Militär verbleibt). Aus dem „Pennälderdeutsch“ der deutschen Mittelschüler in Prag führen wir an: Schulka für Schularbeit, Hauska für Hausarbeit, Füllka für Füllfeder. Bekannt sind die beiden Polen in Heines Gedicht „Zwei Ritter“ im Romanzero: Waschlapsky und Krapülinsky (letzterer Name ist französisch-slawisches Makkaroni, crapule bedeutet Lump). Hier sind auch Heines Eselinsky und Schnapphansky und Christian Reuters Schelmuffsky³ zu nennen. Der slawischen Endung -insky bedient sich auch

1) In Berliner homosexuellen Kreisen heißt es von jenen, die zwar nicht a. s. („auch so“) sind, aber andererseits auch nicht t. u. („total unvernünftig“, d. h. der homosexuellen Betätigung vollkommen abgeneigt), also von den Angehörigen der mittleren Kategorie m. m. („machen mit“), daß sie zur Familie Mitmachowski gehören.

2) Das Argot der Budapester Falschspieler (sipista) makkaronisiert ein deutsches Wort mit einer slawischen Endung: nimandovics = jemand, der so wenig Geld hat, daß es sich nicht lohnt, ihn im Spiel auszuplündern.

3) Ein Jahr früher als Reuters Schelmuffsky (1695) erschien Weises „Verfolgter Lateiner“, in dem die erlogenen Grafennamen Hahnefussicopolaminoficowsky und Ziegenbeinicoelkoribicirkulausimufsky vorkommen.

das Spottwort Buckelinsky¹. (Übrigens übersieht auch das deutsch-lateinische Makkaroni den Buckligen nicht: das rheinisch-mainische Buckelorum, das Goethe im Götz verwendet, ist schon für das 17. Jahrhundert belegt; aus Sachsen sei noch verzeichnet: Buckolomini, offenbar angelehnt an den Geschlechtsnamen Piccolomini; Piccolomini selbst hingegen ist in der Sprache des Berliners ein Mensch mit unreiner Gesichtshaut.)

Auch die satirische Kriesslyrik bediente sich nicht selten des Makkaronisierens als Kunstmittels, und der Parmesan dieser Sprachmischung war nicht sehr zart. So zeitigte z. B. der Kriegseintritt Rumäniens bequeme makkaronische Reime wie „in den kleinsten Winkelescu fiel ein Russentrinkgeldescu“, „Siebenbürginescu mechten wir erwürginescu“, „haite noch auf stolzem Roßcu, murgens eins auf den Poposcu“.

Eine besondere Abart von Makkaronismen gedeiht in gewissen Wiener Anekdoten zur (übrigens ungerechtfertigten) Verspottung der Czernowitzer deutschsprachigen Theaterkritiken, in denen der Eifer, im entlegenen Osten mit den geistigen Bewegungen des Westens Schritt zu halten, angeblich kuriose Blüten treibt. In diesen Anekdoten werden Czernowitzer Rezensenten Äußerungen angedichtet, wie „der Hauptrollist ist als Versteller ein großer Vorzugist, mangelhaft ist nur seine Betonierung“, — was jedenfalls richtige Makkaronismen sind. Muß man aber in die Bukowina schweifen? Vor einiger Zeit schrieb in einer Wiener Zeitung der Musikkritiker Balduin Bricht allen Ernstes von buffonesker Operistik. Und der Theaterzensent einer Danziger Zeitung verteidigte vor kurzem erstaunten Publikumszuschriften gegenüber sein Lieblingswort Spielastik. (Spitzer erwähnt übrigens in seiner Rabelais-Studie das „im Schauspieler-Argot gebräuchliche ‚Spielastik‘ = hohl-pathetische Gestikulation, wohl nach ‚Gymnastik‘“.)

II) Barbarolexis

Bei der „makkaronischen Sprache“ handelt es sich darum, daß Wörter der eigenen Sprache scherzweise fremde Endungen bekommen (wie z. B. in Mogelant, sofortissime, schauderös), was übrigens bei Verblässen der Scherzfärbung auch zu dauernden Wörtern (wie z. B. amtieren, Lieferant, Schlendrian) führt. Bei der sogenannten Barbarolexis handelt es sich aber nicht um die Anlötung fremder Wortendungen, sondern um die Aufnahme ganzer Wörter oder Wortgruppen fremden Sprachstoffes. Cicero schreibt in seinen Tuskulanen, er sei stets darauf bedacht, in seinen lateinischen Schrif-

1) Der Stichling oder Stachelbarsch (*Gasterosteus aculeatus*) hat nach Brehm auch den deutschen Namen Stachelinski.

ten kein griechisches, in griechischen Texten kein lateinisches Wort zu gebrauchen. Kaiser Tiberius, obwohl ein großer Griechenfreund, entschuldigte sich einmal im römischen Senat, als er sich mangels eines rein lateinischen des dem Griechischen entlehnten Ausdrucks *monopolium* bediente, und verlangte ein anderesmal, daß das in einem Senatsbeschluß vorkommende griechische Wort *emblema* übersetzt oder umschrieben werde. Quintilianus bezeichnete es ausdrücklich als barbarisch, das Lateinische mit griechischen Wörtern zu spicken. So bekam die ursprünglich verpönte, seit dem 10. Jahrhundert immer mehr auftretende Sitte lateinisch-deutscher Sprachmengerei den Namen „Barbarolexis“. In den französischen Mysterien des späten Mittelalters wurde Sprachmengung bewußt als Kunstmittel zur Charakterisierung der auftretenden Personen verwendet. Es redeten dort gewöhnlich Gott, Jesus, Maria, Engel, Päpste biblisches, Gerichtspersonen juristisches Latein, Henker und Diener als Halbgebildete makkaronisches, Bauern mundartliches Französisch (Patois) und Diebe französisches Rotwelsch (Argot). Mit Vorliebe bedienten sich gelehrtuende Quacksalber, Magier und sonstige Nutznießer des Aberglaubens der latinisierenden Sprachmengerei. (Auf dem Lande herumziehende Zauberkünstler tun es wohl auch heute noch beim „Verschwindibus“). Die um die Mitte des 16. Jahrhunderts niedergeschriebene Spruchsammlung des Werner Rolefink enthält Sprüche wie: *qui semper vult borgen et nunquam sorgen, ille muss verderben et in paupertate sterben*; oder, die Ohnmacht dessen lehrend, der kein Geld hat, und den Vorteil dessen, der in der Lage ist, zu bestechen: *qui non habet in numis, dem hilft nicht, dass er frum is, qui dat pecuniam, der macht wol recht das krum is*. In einer Wolfenbüttler Handschrift des 17. Jahrhunderts ist der seither oft wiederholte Wahlspruch zu lesen: *semper lustich, nunquam traurich* (immer lustig, nimmer traurig). Auch Andachtsbücher, z. B. die für die Nonnenklöster in Wöllingerode, Marienburg und Steterburg, verschmähten mitunter nicht deutsche Brocken im lateinischen Text, um die Berührung mit dem sprachlichen Volksempfinden nicht ganz aufzugeben, und es entwickelt sich geradezu eine religiöse Mischprosa. Auch kennen wir Liebeslieder in deutsch-lateinischer Mischsprache, besonders auch Gedichte zur Verhöhnung der den Priestern und Mönchen zugeschriebenen Liebesabenteuer¹. Eine Sonderform der Barbarolexis besteht darin, daß in einem Gedicht lateinische und deutsche Zeilen sich abwechseln. Derartiges hat sich in der Studenten- und Pennälerpoesie bis auf den heutigen Tag

1) Deutsche Scherzgedichte mit eingemengten lateinischen Brocken sind mancherorts selbst beim lateinunkundigen Landvolk beliebt; so z. B. bei den siebenbürgischen Sachsen („*ded ass det fuosnichlateinj*“, dies ist das Fastnachtlatein).

erhalten¹. Beliebte war die Barbarolexis besonders in solchen Versen, die Studenten auf die erste Seite ihrer Bücher schrieben zur Abschreckung von Bücherdieben. Einer dieser vielverbreiteten Verse beginnt z. B.: *Quis vult hoc librum stehlen — Pendebit an der Kehlen — Deinde veniunt die Raben — Volunt ei oculos ausgraben*².

Nicht schlechthin als Barbarolexis, die ja bewußtes Darstellungsmittel ist, hat die unwillkürliche Sprachmengerei in zweisprachigen Gebieten zu gelten. Von der Sprachmengerei im Elsässerdütsch brauchen wir keine Beispiele zu geben, sie ist allgemein bekannt, besonders in der Vorkriegszeit wurden wirklich erlauchte oder erfundene Beispiele dieser heiter wirkenden Wortmischung häufig in Witzblättern veröffentlicht. Eine andere reale Grundlage für Entstehung von Sprachmengerei ist der Heimatswechsel zufolge Auswanderung. Das mit englischen Brocken durchsetzte Deutsch der Deutsch-Amerikaner, das sogenannte *Pennsylvania-Dutch*, treibt mitunter sehr bunte Blüten. „Wenn die Hose berstet, wird die Kraut naß“ bedeutet: wenn der Spritzenschlauch (hose) platzt (to burst), wird die Menschenmenge (crowd) naß. Der Mischsprachler bürstet seinen Kot (coat = Rock), ißt Motten (mutton = Hammelbraten), hat eine gute Sellerie (salary = Gehalt). Dabei ist der Bindestrich-Amerikaner stolz darauf, die Sprache der alten Heimat bewahrt zu haben, und fordert dies auch für die Kinder: „Mei Eidie is, daß de Pärnts auch viel derbei tun könne, daß de Kinner mehr Pragreß im Deitsche mache. Vor alle Dinge derf me ihne kee englische Expreschens (Ausdrücke) durchgehe lasse.“³ Die deutsch-amerikanischen Zeitungen erzielten viel Hei-

1) Ein Gedicht, das in vielen Varianten in österreichischen Gymnasien bekannt ist, beginnt mit der Strophe: *Exibat olim logicus — In einen grünen Wald — Videbat pulchram virginem — Von reizender Gestalt*. Offenbar leitet sich dieses Gedicht von jenem Lied ab, das durch die berühmten „Dunkelmännerbriefe“ der Reformationszeit zur Verbreitung gelangte und mit den Zeilen begann: *Pertransivit clericus — Durch einen grünen Waldt, — Invenit ibi stantem — Ein Mägdlein wol gestalt*.

2) Ähnlich bei französischen Schülern und Studenten: *Qui ce livre dérobera — Pro suis criminibus — Au gibet pendu sera — Cum aliis latronibus. — Quelle honte ce sera — Pro suis parentibus — De le voir en ce lieu-là — Pedibus pendentibus*.

3) Die Hausfrau ärgert sich über die chambermaid; als diese ins Haus kam, war sie grün (sie meint „bescheiden“, nach Art der Greenhorns, der Frischeingewanderten), jetzt ist sie independent (wörtlich unabhängig, gemeint ist aber: nicht mehr so arbeitswillig wie früher). Der Gatte ist gut ob (well off, d. i. in guten Vermögensverhältnissen), gut gedreßt (to dress, kleiden), er eignet mehrere Häuser (he owns, er besitzt) und belongs (gehört) zur society.

terkeitserfolg mit Parodien dieser Mischsprache. Auch Gedichte in ihr werden veröffentlicht; in einem Frühlingslied heißt es u. a.: Laßt uns spazieren walken und dabei sweet von Liebe talken. Ein Auswanderer schreibt in die alte Heimat: Mir geht es sehr gut, ich habe zwei Lotten und eine Liese, ich gehe betteln und habe einen guten Stock in der Hand; er meinte, er habe zwei Bauplätze (lots), ein Pachtgut (lease), er gehe hausieren (to peddle) und habe ein gutes Warenlager (stock). Ein anderer rühmt sich, seinen Verwandten nach Deutschland am Jahresschluß ein schönes Weihnachtsgift und einen Neujahrswisch geschickt zu haben (gift = Geschenk, wish = Wunsch). Begreiflicherweise führt die Sprachmengerei am ehesten dann zu solchen Verwechslungen, wenn nahe Verwandtschaft zweier Sprachen vorliegt. Unter den in Dänemark lebenden Deutschen hört man z. B. derartige Gespräche: „Wo sind Sie von?“ — „Ich bin Sie von Aarhus.“ Oder: „Fräulein unschuld, ich bin den ganzen Tag auf Ihnen gelaufen.“ (Entschuldigen Sie, Fräulein, ich habe Sie den ganzen Tag gesucht.)

Das Paradies der Sprachmengerei war begreiflicherweise die alte k. u. k. Monarchie, besonders die österreichische Reichshälfte. Der Orientalist Hammer-Purgstall hat 1852 in der Wiener Akademie der Wissenschaften die Vielsprachigkeit des Habsburgerreiches in heute ziemlich abgeschmackt erscheinenden hohen Tönen gepriesen und das vielsprachige Reich der zehnblättrigen Lilie der persischen Dichter verglichen. Wenn man auch keinen Augenblick lang ernsthaft hatte erwarten können, daß es unter dem Doppeladler zu einem Verschmelzen von Sprachen kommen werde, so hat es immerhin Zeiten gegeben, in denen bestimmte allgemein-österreichische sprachliche Einflüsse sehr wirksam waren und dabei genau bis zu den letzten schwarzgelben Pflöcken gingen. Insbesondere schufen Eigenheiten der Amts- und Heeressprache Merkmale eines besonderen österreichischen Deutsch. Mehr als das Schriftdeutsch war die Umgangssprache in Österreich sprachmengerischen Einflüssen ausgesetzt. „Über der österreichischen Umgangssprache“, schrieb der große Sprachforscher Schuchardt, „schwebt gleichwie ein wunderbarer Baldachin, an welchem Welsche und Slawen in lustiger Weise gewebt haben, die österreichische Kanzleisprache.“ Zu den bekanntesten — in Witzblättern immer wieder abgedroschenen — Mischsprachen der alten Monarchie gehörte vor allem jenes Kauderwelsch, das man Kucheldeutsch oder Kuchelböhmisch nannte. Seit Ende des 18. Jahrhunderts erschien auf deutschen Bühnen Prags und Wiens immer wieder ein Possenheld namens Hans Klachls von Przelantich, der mit deutsch-tschechischer gegenseitiger Sprachverhunzung billige Lacherfolge

erzielen durfte. Oft zitiert ist der „deutsche“ Satz aus dem Böhmer Walde: Habt Ihr nicht gesehen die Prasatken (Schweinchen) über die Potutschken (das Bächlein) lafen? Ebenso bekannt ist der „tschechische“ Satz: stuben-madl pucovala fotrlinku na konku slafrok (das Stubenmädchen putzt auf dem Gang Väterchens Schlafrock).

Schließlich seien noch einige schrifttumlose Notbehelfssprachen genannt, die, nach barbarolexischer Art gebildet, eine gewisse Bedeutung im internationalen Geschäftsleben erlangt haben. Eine dieser Kompromißsprachen ist die sogenannte *Lingua Franca*, ein Gemisch aus Französisch, Italienisch, Spanisch, Neugriechisch, Arabisch, eine mündliche Hilfssprache an der Süd- und Ostküste des Mittelmeeres. Sie geht bis auf das Mittelalter zurück, erfreute sich in früheren Jahrhunderten einer großen Verbreitung, ist in der Levante fast schon zur Gänze verschwunden, beschränkt sich jetzt in der Hauptsache auf die Hafenorte von Algier, Tunis und Tripolis. Sie heißt „*franca*“, weil die Mohammedaner alle christlichen Völker Westeuropas Franken nannten. In Brasilien gedeiht eine Kreuzung des Portugiesischen mit der eingeborenen Tupisprache, und diese Notmischung für den Handelsverkehr mit halbzivilisierten Indianern (ebenso die Guaranimischung in Paraguay) heißt *lingoa geral* (*geral* = *general*, allgemein). In Nordamerika entstand im Staate Oregon am Oberlauf des Columbiaflusses eine englisch-indianische Zwittersprache, das sogenannte *Tschinuk*. Das *Kru-Englisch* ist portugiesisch durchsetzt und wird von Negeren an der Westküste Afrikas, besonders in Liberia gesprochen. In Indien ist das *Babu-Englisch* zu Hause (*babu* ist die hindostanische Ansprache „Herr“)¹.

Auf den Südseeinseln dient ein mit Brocken eingeborener Sprachen durchsetztes vereinfachtes Englisch als Verkehrssprache zwischen Weißen und Eingeborenen, es ist das *Sandelwood-Englisch* (*Sandelholzenglisch*) oder *Beach-la-mar*. (Der Name hat nichts mit englisch *beach* = Strand zu tun; er kommt von portugiesisch *bicho de mar*, was wörtlich Seewurm bedeutet; es ist der Name des Trepangs, der von den Chinesen als Leckerbissen geschätzten Seegurke; die Franzosen verderbten das Wort zu *bêche de mer* = Seespaten, woraus dann englisch *beach-la-mar* wurde.) Einige Beispiele aus dem Wortschatz des *Beach-la-mar*: *pisupo* = Lebensmittelkonserve (von englisch *pea-soup*, Erbsensuppe), *bulopenn* = Schmuck,

1) Das Slangwörterbuch von Barrère-Leland nennt das „*Baboo*“ the drollest dialect of English, und das von Farmer-Henley bezeichnet als seine Haupt-eigentümlichkeit „den Schwulst, als Ergebnis des Versuches, eine westliche Sprache der östlichen Vorstellungswelt und Übertreibungssucht anzupassen.“

Zierde (von blue paint, blauer Anstrich), nusipepa = Brief, Schriftstück, Druckwerk (von newspaper, Zeitung); he savee' look along nusipepa (er wissen schauen entlang Zeitung) = er kann lesen.

Die bekannteste von all diesen Not- und Handelssprachen ist das seit mehr als einem Jahrhundert blühende Pidgin-Englisch (früher auch Pigeon-Englisch, „Tauben-Englisch“ genannt). Es ist ein primitives Englisch, wie es sich in den ostasiatischen Häfen im Verkehr zwischen Chinesen und Europäern herausgebildet hat. Zufolge Überflutung der Kolonien durch chinesische Kulis und Gewerbetreibende ist es jetzt aber weit über den Stillen Ozean verbreitet und durch Zutaten sowohl aus dem Portugiesischen und dem Holländischen, als auch aus den eingeborenen Sprachen Melanesiens und Polynesiens gewürzt. Der Namen Pidgin dürfte die chinesische Aussprache des englischen Wortes business = Geschäft darstellen. Die Abgrenzung zwischen Beach-la-mar und Pidgin ist angesichts der starken Verkehrszunahme heute kaum noch durchzuführen und Pidgin-Englisch ist die vorherrschende und allgemeine Bezeichnung für das primitive Mischenglisch an der Küste Chinas und auf den Inseln des Stillen Ozeans und der Südsee geworden. Neuerdings ist besonders der Einfluß der amerikanischen Handelssprache sehr stark, wie Mencken hervorhebt¹.

Einige Beispiele aus Pidgin und Beach-la-mar: allo plopa (mit chinesischer Ersetzung des r durch l in englisch all proper) = sehr richtig, joss-house-man = Priester (joss = Gott, Götze von portugiesisch deos), cow-oil = Butter (eigentlich Kuh-Öl, wörtlich übersetzt aus dem Chinesischen), kai oder kaikai = essen, Speise (reines Eingeborenenwort), z. B. my betty no got kaikai (mein Wanst nicht kriegen Essen) = ich bin hungrig, pickaninny = Eingeborenenkind (nach spanisch pequeño, aus der spanischen Kolonistenzeit in Amerika). On piecee man no-hop dolla dat man so bad inisy as no-ho lifey bedeutet: wer kein Geld hat, ist so schlecht daran, als wäre er tot (wörtlich: ein Stück Mann nicht haben Dollar ist so übel unangenehm als nichthaben Leben). Jump inside, wörtlich: inwendig springen, bedeutet: erschrecken; die Frage you no savvy that fellow white man coconet belong him no grass = kennst du nicht jenen kahlköpfigen weißen Mann? (Wörtlich: du nicht kennen jener weißer Mann, Kokosnuß gehören ihm kein Gras?) Ein Dampfschiff mit drei Masten und zwei Schornsteinen:

¹) 1919 konnte die englische Zeitschrift „English“ schreiben: Nach 8jähriger Besetzung der Philippinen durch die Amerikaner sprachen schon 800.000 Philippiner, also 10% der Eingeborenen, das Englische (Amerikanische), während nach 150 Jahren britischer Herrschaft in Indien erst 3 Millionen, d. i. 1% der Eingeborenen, englisch sprechen.

three piecee bamboo two piecee puff-puff, walk-along inside, d. h. drei Stück Bambus, zwei Stück Pöff-Pöff, Maschine („Geh-vorwärts“) inwendig. In Neuguinea wurde für Klavier folgender Pidgin-Ausdruck gebucht: big fellow bokus you fight him he cry, großer Kerl Kiste, du sie schlagen, sie schreit. Und für Ziehharmonika: little fellow bokus you pull him he cry, kleiner Kerl Kiste, du sie ziehen, sie schreit. Allgemein verbreitet ist die Bezeichnung pulumaku für das Rind und besonders für Büchsenfleisch (Rindfleischkonserven). Man erklärt das Wort als eine samoanische Verderbung von englisch „bull and cow“. Der englische Seefahrer, der die Zucht des Rindes auf Samoa einführte, indem er einen Stier und eine Kuh hingebraucht hatte, soll diese Tiere den Eingeborenen mit den Worten „this is a bull and a cow“ vorgestellt haben. (W. Churchill hält die samoanische Entstehung von pulumaku für unwahrscheinlich, denn die Sprache der Samoaner kennt keinen k-Laut, und bringt den Ausdruck mit der Einführung des Rindes durch die Missionäre auf Fidschi in Verbindung.)

Häufig kommen Pidgindialoge in Jack Londons Südseegeschichten vor. Obriqens hat man sich einmal auch amtlich des Pidgin-Englisch bedient. Als das bis dahin deutsche Neu-Mecklenburg (jetzt Neu-Irland) im Bismarck-Archipel im September 1914 von den Australiern für das Britische Reich in Besitz genommen wurde, erließen sie eine Proklamation an die Eingeborenen im reinsten Pidgin-Englisch. Den Hoheitswechsel drückte darin folgender einprägsamer Satz aus: No more Kaiser (nicht mehr Kaiser).

Verblaßte Verkleinerungsformen

Daß ein Bündel eigentlich ein kleiner Bund, Krügel ein kleiner Krug, Knöchel ein kleiner Knochen, daß Märchen die Verkleinerung von Mär ist, Zicklein von Ziege, daß die Fremdwörter Ballett, Bankett, Flottille, Kamarrilla, Lanzette, Mantille, Operette, Stilett Verkleinerungsformen von Ball, Bank, Flotte, Kammer, Lanze, Mantel, Oper, Stil sind, bezw. Verkleinerungsformen der fremden Vorbilder dieser Fremd- und Lehnwörter, dies alles und vieles ähnliche ist auf den ersten Blick erkennbar. Weniger klar liegt jedoch zu Tage, daß z. B. Sockel die Verkleinerung von Socke(n) ist, Rakete von Rocken, daß Pinsel ein kleiner Penis, Vanille eine kleine Vagina ist, daß die eigentliche Bedeutung von Perle „kleine Birne“ ist, von Furunkel „kleiner Dieb“, von Kartoffel „kleine Trüffel“. Denn so einleuchtend es ist, daß eine Flottille eine Flotte geringeren Umfanges ist, so sonderlich erscheint es, daß die Sprache das Gestell, auf dem ein Denkmal, eine Büste, ein Gebäude steht, als eine verkleinerte Form eines kurzen Strumpfes darstellt. Dennoch ist an der wortgeschichtlichen Gleichung *Sockel* = *Socke* + Verkleinerungsendung nicht zu zweifeln. Als *soccus* bezeichneten die Römer den niedrigen Schuh, in den man leicht schlüpfen kann, im Gegensatz zum hochsohligen Kothurn. Auf dieses *soccus* geht (über französisch *socque*) das deutsche *Socke* (althochdeutsch *soc*) zurück, welches Wort ursprünglich nicht eine Strumpfform bezeichnete, sondern eine leichte Fußbekleidung ohne derbere Sohle und ohne Absatz. Im Lateinischen gehört zu *soccus* auch die Verkleinerungsform *socculus*. Daraus wurde italienisch *zoccolo*, französisch *socle*, Fachwörter der Baukunst mit der Bedeutung Fußgestell, Säulenfuß, flacher Untersatz als Grundlage eines Gebäudes. (Neben diesem *socle* aus der lateinischen Verkleinerungsform *socculus* hat das Französische auch das Wort *socque* aus der lateinischen Grundform *soccus*, an dessen Bedeutung es sich noch eng anlehnt, denn es bedeutet: niedersohliger Schuh des Komödienspielers, Überschuh). Im Deutschen ist *Sockel* seit dem 18. Jahrhundert gebräuchlich; an der Einbürgerung ist nach Kluge-Götze Goethe führend beteiligt.

Wenn wir sagten, Sockel sei die Verkleinerung von Socke(n), ist dies, wie aus obigen Ausführungen hervorgeht, nicht etwa so zu verstehen, als habe sich der Verkleinerungsvorgang im Bereich der deutschen Sprache abgespielt, sondern aufzufassen in dem Sinne, daß wir aus dem Lateinischen nicht nur ein Hauptwort, sondern auch seine Verkleinerungsform entlehnt haben. Das lateinische Verkleinerungssuffix ist in diesem Falle: -ulus. Noch in vielen anderen deutschen Wörtern begegnen uns Überbleibsel der Verkleinerungsendung -ulus, -ula, -ulum. Wir geben einige Beispiele.

Pille, mittelhochdeutsch pillule, kommt von lateinisch pilula, Kügelchen, Verkleinerung von pila, Ball (eigentlich Haarnäuel, zu pilus, Haar).

Rolle (mittelhochdeutsch rulle, rolle) ist entlehnt aus italienisch rotolo, rullo, französisch rôle. Diese romanischen Wörter fußen auf lateinisch rotulus oder rotula = Rädchen, Verkleinerung von rota = Rad. Zur Bedeutungsentwicklung von Rädchen zu Rolle in übertragenem Sinne sei darauf verwiesen, daß beschriebenes Pergament gerollt wurde; ähnlicherweise wurde im 17. Jahrhundert der Anteil des einzelnen Schauspielers am Spiel auf einen handlichen Streifen geschrieben, von dem man auf den Proben die eben gebrauchte Stelle sichtbar hielt, das übrige aufrollte (Kluge-Götze). Von lateinisch rotula kommt auch — ohne französische Vermittlung — mittelhochdeutsch und teilweise noch mundartlich Rodel = Papierrolle, Liste, Urkunde.

Spatel = kleines (besonders von Malern und Apothekern) verwendetes Gerät zum Streichen oder Rühren und seine Nebenform Spachtel kommen von lateinisch spatula, der Verkleinerung von spatha = Rührlöffel (aus griechisch spathe = hölzernes Blatt, Ruder, Schwert, urverwandt mit Spaten).

Skrofel = Drüsengeschwür ist die Eindeutschung von scrofula, der Verkleinerung von scrofa = Zuchtsau. (Bergmann: „die Schweine leiden nicht selten an geschwollenen Drüsen“).

Skrupel (seit 1537 belegt mit der Bedeutung: kleines Gewicht, seit 1580 mit der Bedeutung: Bedenken) kommt von lateinisch scrupulus, Steinchen und scrupulum, kleinster Teil eines Gewichtes. Dies sind Verkleinerungsformen von scrupus (anscheinend urverwandt mit „scharf“) = scharfer, spitzer Stein. Skrupel ist also „Genauigkeit, die so ängstlich ist wie der Gang über kleine, spitze Steine“ (Kluge-Götze)¹. Es würde mich aber nicht wundern, wenn es einmal gelingen sollte, eine andere Vorstellung als die der Schmerzhaftigkeit spitziger Steinchen als die Grundlage der Übertragung sicherzustellen, z. B. die Vorstellung von Steinchen, die zwar win-

1) Bergmann: „ängstliche Genauigkeit, die überall ein Steinchen findet.“

zig sind, dennoch ausreichen, eine empfindliche Waage — eben das Gewissen des Nicht-Skrupellosen — in eine gewisse Richtung zu lenken.

Kalkül ist eigentlich ein „Kalksteinchen“; es kommt über französisch *calcul* aus lateinisch *calculus*, Steinchen, Rechensteinchen¹, das die Verkleinerung des Wortes *calx* ist, des Stammwortes des gleichbedeutenden deutschen Wortes Kalk.

Perle bedeutet eigentlich: kleine Birne. Die Auswüchse gewisser Muscheln wurden von Plinius wegen ihrer rundlichen Form der Birne verglichen, die lateinisch *pirum* heißt. Das althochdeutsche Lehnwort *perala*, *berla* läßt auf ein lateinisches *pirula*, kleine Birne schließen. Die französische Bezeichnung *perle en poire* (Birnenperle) für eine längere Perlenart ist also — etymologisch gesehen — eigentlich eine Tautologie².

Buckel kommt von lateinisch *buccula*, der Verkleinerungsform des lautmalenden *bucca* = aufgeblasene Backe, Mund (woher sich u. a. auch italienisch *bocca*, französisch *bouche* = Mund und *boucle* = Ring, Öse, Schnalle, Locke herleiten).

Kuppel ist aus dem Italienischen (*cupola*) entlehnt und geht weiter zurück auf mittellateinisch *cuppula* = umgestülpte kleine Tonne, Becher, die Verkleinerungsform von lateinisch *cupa* = Tonne, Becher, das nicht nur mit englisch *cup* = Becher, sondern auch mit deutsch „Kopf“ verwandt ist. (Nach anderer Deutung geht allerdings Kuppel und *cupola* auf arabisch *al-qubba* zurück.) Aus der Verkleinerung von lateinisch *cupa* mittels eines anderen Suffixes scheint „Kübel“ hervorzugehen (s. S. 238).

Sichel (althochdeutsch *sihhila*) kommt vom gleichbedeutenden lateinischen *secula*, Verkleinerung von *seca* = Messer (zu *secare* = schneiden, woher unsere Fremdwörter sezieren, Sektion, Sektor, Insekt). Verwandt sind Sech (= Plugschar) und Säge.

Vettel beruht auf der Verkleinerungsform eines lateinischen Eigenschaftswortes. *Vetus* = alt (enthalten in Veteran) liefert die Verkleinerungsform *vetulus*, ältlich, daraus ergibt sich das Hauptwort *vetula*, ältliche

1) *Calculus* ist auch in der Medizin gebräuchlich für (Gallen-, Nieren-, Blasen-)Stein. Auch französisch *calculeux*, Steinkranker, englisch *calculary*, die Steinkrankheit betreffend.

2) Eine andere Ableitung hält allerdings Perle, französisch *perle*, italienisch *perla* nicht zu lateinisch *pirum*, Birne, sondern zu lateinisch *perna*, Muschel. Daß die Perle in einzelnen italienischen Mundarten (im Sizilischen und im Neapolitanischen) *perna* heißt, scheint diese Annahme zu stützen. Grimm meint Perle mit „Beere“ in Zusammenhang bringen zu dürfen. Auch aus lateinisch *pilula* (s. oben Pille), aus griechisch-lateinisch *sphaerula*, Kügelchen, und sogar aus dem Mineralnamen Beryll versuchte man Perle zu deuten.

Frau. Ins Deutsche entlehnt erlangt Vettel immer mehr den Charakter einer Schelte für unordentliche, in der äußeren Erscheinung oder sittlich verkommene Frauen, so daß das Begriffsmerkmal des Altseins in den Hintergrund gedrängt wird und das tautologische „alte Vettel“ als stehende Formel möglich wird.

Formel, das wir eben gebraucht haben, gehört auch zu jenen Lehnwörtern, in denen sich die lateinische Verkleinerungsendung *-ula* tarnt. Bis Mitte des 16. Jahrhunderts lautete es noch *Formul*; zugrunde liegt lateinisch *formula*, Verkleinerung von *forma*.

Zettel beruht auf mittellateinisch *cedula*, lateinisch *schedula*, Papierblättchen, Verkleinerung von *scheda*, *scida*, das von griechisch *schide*, abgerissenes Stück kommt (zu *schizein*, spalten, enthalten in unseren Fremdwörtern *Schisma*, *schizophren*, urverwandt mit *scheiden*, vgl. das Stichwort „bescheiden“ in „Wörter und ihre Schicksale“).

Zwiebel (althochdeutsch *cibolla* und *zwibolla*) gründet sich (zufolge Vermittlung durch italienisch *cipollo*) auf lateinisch *caepula*, *cepulla*, eigentlich Zwiebelchen, denn der ursprüngliche lateinische Name der Pflanze ist *caepa*. Das „w“ im deutschen Wort (schon im Althochdeutschen: *zwibolla*) erklärt sich durch Quereinfluß, durch volksetymologische Anlehnung an „zwei“ und „Bolle“ (gleichsam: zweifache, d. h. mehrhäutige Bolle).

Zirkel (althochdeutsch *zirkil*) ist eigentlich ein kleiner Zirkus, denn es kommt von lateinisch *circulus*, Verkleinerung von *circus*, rundes Gebäude. Von *circulus* kommt auch — mit Umweg über das Französische — unser Fremdwort *Cercle*.

Fackel (althochdeutsch *faccchela*, *faccala*) ist die Verdeutschung von lateinisch *facula*, Diminutivum des älteren Wortes *fax*, das schon selbst die Bedeutung Fackel hatte.

Kachel, das im Althochdeutschen (*chachala*) noch die Bedeutung irdener Topf hatte (auch heute mundartlich: schweizerisch *Chachle*, schwäbisch *Kachel* = Kochtopf) geht zurück auf lateinisch *cacabus* = Topf, d. h. auf die anzunehmende Verkleinerungsform *cacabulus*.

Kapitel aus *capitulus*, Köpfchen behandeln wir später, im Zusammenhang mit Kapital (S. 237).

Daß Nudel von *nodulus*, Knötchen, Verkleinerung von lateinisch *nodus* kommt, kann bloß als Vermutung gelten, aber es ermangelt einer besseren Deutung.

*

Nun folgen einige Beispiele von deutschen Wörtern, in denen die lateinische Verkleinerungsendung *-culus* oder *-nculus* fortlebt.

Furunkel kommt von lateinisch *furunculus*, kleiner Dieb, zu *fur*, Dieb. Dem Gleichnis liegt die Vorstellung zugrunde, daß diese Blutgeschwüre (wie etwa auch die „Mitesser“, *comedones*) dem Menschen als parasitäre Gäste einen Teil seiner Nahrung wegnehmen, stehlen¹. (Ebenso ein „kleiner Dieb“ ist wörtlich auch das Frettchen, s. S. 250).

Karbunkel² und (das daraus wohl unter Quereinfluß von *Funkel*, althochdeutsch *vunke* entstandene) **Karfunkel** bedeuten sowohl: Granat, als auch in übertragenem Sinne: rotglänzendes Geschwür, Entzündung des Unterhautzellgewebes. Zu Grunde liegt lateinisch *carbunculus*, Verkleinerung von *carbo*³, Kohle.

Tuberkel ist die Eindeutschung von *tuberculum*, Höckerchen, Verkleinerung von *tuber* = Höcker, Knollen (das auch zu „Trüffel“ führt); im Wiener Slangwort *Tuberer* (für *Tuberkulotiker*) entledigt sich das lateinische Grundwort des Verkleinerungszeichens.

Floskel von lateinisch *flosculus*, Verkleinerung von *flos*, *floris*⁴, bedeutet eigentlich Blümchen. *Floskel* kommt seit dem 17. Jahrhundert im deutschen Schrifttum im Sinne von Wortblume, zierliche Redensart, Denk-

1) Andere deuten *Furunkel* aus *fervunculus*, von *fervere*, glühen.

2) Altfranzösisch *escarboncle* und daraus neufranzösisch unter Anlehnung an *boucle* (zu lateinisch *bucca*, s. oben S. 230 *Buckel*) *escarboucle*.

3) Enthalten auch in unseren Fremdwörtern *Karbol*, *Karbid*, *Karbonpapier*, *Karbonade* (ursprünglich für ein auf Kohlen gebratenes Rippenstück gebraucht), *Carbonari* = Mitglieder einer geheimen politischen Gesellschaft in Italien, wörtlich „Köhler“, weil sie ihr Ritual den Gebräuchen der Kohlenbrenner entnommen hatten.

4) Von lateinisch *flos*, *floris* = Blume leiten sich mehr oder minder mittelbar noch einige Fremdwörter ab. *Flor* ist ein dünnes Gewebe, ursprünglich ein geblumtes Gewebe, wobei allerdings der Gegenstand, der heute vorzugsweise *Flor* genannt wird, der Trauerflor, alles eher denn geblümt ist. *Flor* hat auch die Bedeutung von Blumenkranz, auch metaphorisch (z. B. ein *Damenflor* umgab den gefeierten Meister). Die Pflanzenwelt heißt *Flora* nach der römischen Göttin. *Deflorieren* heißt wörtlich: der Blüte berauben. (Dazu beachte man in vielen Sprachen die metaphorische Bezeichnung der Menstruation als Blume: *les fleurs*, Monatsrose u. dgl.) Der Stoßdeggen heißt *Florett* (italienisch *fioretto*) wahrscheinlich wegen des blumenförmigen Knopfes auf der Spitze der Klinge. Auch *florid* (z. B. *floride* Schwindsucht), *florieren*, *Floristik* gehören zu unserem Fremdwörterbestand. Erwähnt seien auch die Eigennamen *Flora*, *Florian*, *Florenz* (der lateinische Name von *Firenze* war *Florentium*), *Florida*. Der achte Monat des französischen Revolutionskalenders, der größtenteils in den Mai fiel, hieß *Floréal*. Möglicherweise gehört zu dieser Sippe auch das um 1890 aus England eingeführte *Flirt*; wenigstens läßt französisch *fleurir* = blumenreich reden, schmeicheln, tändeln, diese Vermutung zu.

spruch, Höflichkeitswendung, überflüssige, inhaltsleere Redensart vor, neuerdings nur noch in dieser letzten, schlechten Bedeutung.

Ranunkel ist begründet durch den lateinischen Pflanzennamen *ranunculus*, wörtlich Fröschen, Verkleinerung von *rana*, Frosch¹. Der eigentliche deutsche Volksname vergleicht diese Pflanze nicht mit einem Fröschen, sondern mit einem Hahnenfuß.

Aurikel ist ebenfalls ein Pflanzename, der das lateinische Suffix *-cula* enthält. *Auricula*, Öhrchen ist die Verkleinerung von *auris*, das unverwandelt ist mit unserem gleichbedeutenden „Ohr“. Den Namen Aurikel (*Primula auricula*) bekam die Pflanze wegen ihrer tierohrähnlichen Blätter. (Hier sei auch erwähnt, daß französisch *oreille* = Ohr nicht unmittelbar von lateinisch *auris* kommt, sondern von der Verkleinerungsform *auricula*.)

Onkel kommt über französisch *oncle* von lateinisch *avunculus*, Mutterbruder, Verkleinerung von *avus* = Großvater, älterer Verwandte.

Tabernakel = Schuttdach über Altäre, Sakramentshäuschen kommt von lateinisch *tabernaculum*, Zelt, Verkleinerung von *taberna*, Bretterbude, Hütte, woher über das Französische unser *Taverne* = Schenke.

Artikel ist die Eindeutschung von mittellateinisch *artacula*, das eine Verkleinerung von *ars*, *artis* = Kunst ist. (Eine andere Verkleinerung desselben lateinischen Grundwortes, provenzalisch *artilla* = Festungswerk und dessen Bestückung, führt über das Französische zum internationalen und in seiner Bedeutung den ursprünglichen Begriff der Verkleinerung, der Verniedlichung ganz verleugnenden Worte *Artillerie*.)

Sowohl die Muscheln als die Muskeln sind eigentlich „kleine Mäuse“. Beiden Wörtern liegt lateinisch *musculus* zu Grunde, Verkleinerung von *mus* = Maus. (Vgl. dazu Fußnote 3 auf S. 183 und in „Wörter und ihre Schicksale“ die Stichwörter „Musselin“ und „Porzellan“.)

Faszikel (Aktenbündel) kommt von *fasciculus* und ist eigentlich ein kleines Rutenbündel (*fascies* = das altrömische Rutenbündel mit dem Beil, von den danach benannten Faschisten als Wahrzeichen erwählt).

Konventikel ist eigentlich eine kleine Zusammenkunft (Verkleinerung von *conventus*, woher der Konvent).

*

Mehrere unserer Lehnwörter enthalten — mit verblaßtem Diminutivcharakter — die lateinische Verkleinerungsendung *-ellus*, *-ella*, *-ellum*. Wir nennen einige Beispiele.

¹) Eine weitere Verkleinerung von *rana*, die sich im Französischen mit einem französischen Suffix vollzieht, s.: *Renette* - Apfel (S. 245).

Pegel (Wasserstand eines Flusses, Kerbe zur Bestimmung des Standes einer Flüssigkeit) fußt unmittelbar auf lateinisch *pagina*, Seite, dessen Verkleinerungsform *pagella*, Spalte im Mittelalter zur Bedeutung Maßstab gelangt. Von dieser Bedeutung des Diminutivums gehen aus: altfranzösisch *paielle* (Holzmaß), englisch *pail* (Eimer), mittelniederländisch *peghel* (Wasserstandsmarke). In Deutschland tritt Pegel zuerst im Mittelniederdeutschen auf. Es entwickelt auch ein Zeitwort *peilen* = Wassertiefe messen.

Kapsel sollte genau genommen die Bedeutung haben: „kleine Kasse“. Das Wort ist die Eindeutschung von lateinisch *capsella*, Verkleinerung von *capsa* = Behältnis, das unverkleinert — aber mit Assimilation von -ps- zu -ss- — das Wort „Kassa“ liefert, dessen französische Verkleinerung *Kassette* demnach eine Doublette von Kapsel ist.

Schemel = Fußbank kommt vom spätlateinischen Diminutivum *scammellum*; das Primitivum ist *scamnum* = Bank. Nebenformen sind *scabnum* und *scabellum* = Stütze, Lehne, woher das in Mittel- und Westdeutschland gebräuchliche *Schabelle* = Fußbank (französisch *escabelle*, italienisch *sgabello*, holländisch *schabel*).

Karamell ist zurückzuverfolgen über romanische Zwischenstufen (spanisch *caramelo*¹, französisch *caramel*, gebrannter Zucker) auf mittellateinisch *calamellus*, Verkleinerung von *calamus* = Rohr². Das mittellateinische *calamellus*, Röhrchen ist aber auf anderem Wege nochmals ins Deutsche gedrungen. Es wurde im Altfranzösischen zu *chalemie*, das im 13. Jahrhundert ins Deutsche entlehnt wurde und mittelhochdeutsch *schalemie* oder *schalmi* ergibt, woraus dann unser heutiges Wort *Schalmei*. Also wieder ein Beispiel einer sonderbaren Doublette: Karamell und Schalmei, beide ebenbürtige Abkömmlinge von *calamellus*. Ja es gibt sogar noch einen dritten Sproß. Manchem ist aus der Lektüre von Indianergeschichten vielleicht noch einigermaßen das Wort *Calumet*. Es hat folgende Geschichte. Das oben angeführte altfranzösische *chalemie* ergibt neufranzösisch *chalumeau*, das nicht nur die gleichbedeutende Entsprechung von Schalmei ist, sondern auch einen Strohhalm oder ein Schilfrohr bezeichnet, dann die zum Vogelfang verwendete Leimrute, ferner in der Musik gewisse tiefe Töne auf der Klarinette, in der Technik ein Lötrohr oder einen Schmelzofen. In der Mundart

1) *Caramelo* aus *calamellus* ist eine Dissimilation zur Vermeidung der 1-Wiederholung, wie — um im Bedeutungsbereich des Süßen zu bleiben — portugiesisch *marmelo* (woher unser Marmelade) aus griechisch *melimelon* = Honigapfel; vgl. über Dissimilation das Stichwort Hoffart in „Wörter und ihre Schicksale“.

2) Eine andere Deutung führt spanisch *caramelo* und französisch *caramel* auf lateinisch *canna mellis*, Zuckerrohr zurück.

der Normandie hat chalumeau die Lautform calumet. Dieses Wort ist von französischen Kolonisten nach Nordamerika gebracht und auf die Pfeife der Rothäute angewendet worden, so daß es von dort durch die Reiseberichte unter der Sonderbedeutung „indianische Friedenspfeife“ wieder nach Europa gelangte. Das französische Wörterbuch führt daher neben chalumeau auch das Wort calumet = Friedenspfeife. (In gleicher Form und Bedeutung auch im Englischen.) Es ist auch im Deutschen früher als Fremdwort verwendet worden; so ist z. B. in der 1689 zu Nürnberg erschienenen deutschen Übersetzung von Louis Hennepins „Beschreibung der Landschaft Louisiana“ zu lesen, die Indianer „wären itzo gekommen, uns zu besuchen und mit uns Calumet zu schmauchen.“¹

Pin sel (altfranzösisch pincel), wie auch das gleichbedeutende französische pinceau, kommt von vulgärlateinisch penicellus, Schwänzchen, Verkleinerung von penis². Bezeichnenderweise heißt das männliche Glied des Hirsches in der Weidmannssprache Pinsel³.

1) Wenn wir schon die drei Abkömmlinge von calamellus — K a r a m e l l, S c h a l m e i, C a l u m e t — vorgestellt haben, wollen wir nicht versäumen zu erwähnen, was alles noch zu dieser indogermanischen Sippe gehört. Aus den älteren Sprachen: altindisch kalamo und griechisch kalamos = Getreidehalm, Rohr, Schreibrohr. Vom schon erwähnten lateinischen calamus leitet sich calamitos ab, mit der ursprünglichen Bedeutung Halmschaden, Mißbildung der Halmfrucht, woraus dann allgemein K a l a m i t ä t = Mißgeschick. Da man auf Papyrus und Pergament die Farbe mit einem feingespaltenen Rohr (calamus) auftrug (man verkaufte solche Rohre bündelweise, fascies calamorum heißen sie bei Martial), nannte man im Mittelalter das Schreibzeug calamarium. In Ungarn, wo der Gebrauch des Lateinischen in Ämtern und Schulen noch weit ins 19. Jahrhundert hineinragt, ist der Ausdruck kalamáris für Schreibzeug, bezw. zufolge einer Verschiebung für Tintenfaß, auch heute noch volkstümlich. In diesem Zusammenhang seien auch genannt tschechisch kalamář = Tintenfaß, italienisch calamajo = Tintenfisch. Von lateinisch calamus kommt ferner italienisch, spanisch und portugiesisch calamito, provenzalisch und katalanisch caramido, französisch calamite, neugriechisch kalameta = Magnetnadel, Magnet, weil die Nadel in einen Halm (oder in ein Stückchen Kork) gesteckt und so in ein Gefäß mit Wasser gestellt wurde (Diez). Von lateinisch calamus kommt ferner französisch chaume = Stoppel und der Pflanzennamen K a l m u s (Acorus calamus). Die germanischen Verwandten von calamus sind das deutsche H a l m (schon im Althochdeutschen so lautend) und das altnordische halmr = Stroh. Vom altslawischen Zweig der Sippe (slama) leiten sich ab altpreußisch salme, lettisch salms, russisch soloma, ungarisch szalma, alle mit der Bedeutung Stroh.

2) Penis hatte ursprünglich die harmlose Bedeutung Schweif, aber schon Cicero konnte schreiben: hodie penis est in obscenis.

3) In der Zusammensetzung Einfaltspinsel ist nach Kluge-Görze nicht jenes Wort Pinsel zu sehen, mit dem man ein mit Stiel versehenes

Bordell geht zurück auf mittellateinisch *bordellum* (italienisch *bordello*) = kleine Hütte, wobei allerdings die lateinische Verkleinerung einer germanischen Wurzel, *bort* (Brett), zu Teil geworden ist. Die Bedeutungsverschiebung von kleiner Hütte zu Hurenhaus (auch englisch *bordel*, *brothel*) vollzieht sich erst später.

Säckel ist in althochdeutscher Zeit (*seckil*) entlehnt aus lateinisch *sacculus*, Verkleinerungsform von *saccus*, das mit griechischer Vermittlung (*sakkos*) aus semitischen Sprachen kommt (akkadisch *sakku* = Sack, Büßergewand, phönizisch und hebräisch *sak* = Sack, grobes Gewand, Hüftenschurz).¹

Mantel beruht auf lateinisch *mantellum*, Verkleinerung von *mantum*, das selbst keltischer Herkunft ist (s. S. 42).

Pupille, die Bezeichnung für den „Augenstern“, d. h. für das Sehloch am Auge, die Öffnung in der Regenbogenhaut, kommt von lateinisch *pupilla* = Mündel, Pflegebefohlene, der Verkleinerungsform von *pupa*, woher auch unser Puppe (französisch *poupée* usw.). Die eigentliche Bedeutung von Pupille ist also Püppchen, und jener Vorkriegsschlager, der verliebt beteuerte: „Püppchen, du bist mein Augenstern“, ist wortgeschichtlich betrachtet eine selbstverständliche Gleichung. Was den Vergleich des Sehlochs mit einem Püppchen anbelangt, so heißt es in etymologischen Werken gewöhnlich, er sei wohl erfolgt, weil der Mensch, der hineinschaut, sich darin winzig verkleinert erblickt. Richtiger scheint es mir anzunehmen, daß das Sehloch, der kleine Kreis, als das Junge des großen Kreises (Iris) aufgefaßt wird, in dessen Mitte er sich befindet². (Man vgl. damit im Fran-

Haar- oder Borstenbüschel bezeichnet. Aus niederdeutsch *Pinn* = hölzerner Schuhnagel und *Suhl* (althochdeutsch *sula*) = Schusterahle ist *Pinn-Suhl*, *Pinsule* geworden, eine Spottbezeichnung für den Schuster (Werkzeugnamen als Berufsschelte, wie auch im Falle von Meister Knieriem = Schuster). Das Schimpfwort *Pinsule* ist später von der Vorstellung des Schusters abgelöst, verallgemeinert und schließlich mißverständlich zu *Pinsel* vereinfacht worden.

1) Warum belehrt niemand jene Fremdwortgegner, die den Kassier zu einem Säckelwart umtaufen, daß sie aus dem welschen Regen in die semitische Traufe streben?

2) Die Bezeichnung des Sehlochs in der Iris als „Püppchen“, als Kind ist stark verbreitet. In der weterauischen Mundart heißt die Pupille *Kindchen*, im Sarganserland, in der Ostschweiz, *Augenmännli*. Besonders in den romanischen Sprachen und ihren Mundarten wird die Pupille gerne als kleines Mädchen, Kind u. dgl. bezeichnet. Wir erwähnen: spanisch *niña del ojo*, Kind des Auges, portugiesisch *menina*, Mädchen, in der Romagna *bamben d'loc*, Kind des Auges, istriatisch *pupola*, mazedorumänisch *umsor*, Menschlein. Um auch ein Beispiel aus einer exotischen Sprache zu nennen: im Malayischen heißt der Augapfel: *anak-mata*, Kind des Auges.

zösischen moyeu = Eigelb aus lateinisch *mediolus*, Verkleinerung von *medius*, mittlerer).

Libelle = Niveauwaage, dann übertragen auf das bekannte Insekt (wegen seiner waagrechten Flügel beim Schwirren), kommt von lateinisch *libella*, kleine Waage, Verkleinerung von *libra*, Wasserwaage. Da französisch *niveau* aus der (gründlichen) Dissimilation von lateinisch *libella* hervorgegangen ist, muß auch unser Fremdwort *Niveau* zu jenen verblaßten Verkleinerungswörtern gezählt werden, in denen das lateinische Suffix *-ella* verborgen ist.

Libell = Schmähschrift ist auch ein Diminutivum, doch nicht von *libra* = Waage, sondern von *liber* = Buch. *Libellus*, Büchlein hieß bei den Römern ursprünglich ein aus einzelnen beschriebenen Papyrusblättern zusammengebundenes Buch, also gleichsam ein Buch im modernen Sinne, im Gegensatz zu dem auf einem langen zusammengerollten Papyrusstreifen geschriebenen *liber*.

Bazillus kommt von *bacillum*, Stäbchen (wegen der stabartigen Form der Tierchen), Verkleinerung von *baculum*, Stab, woher auch unser deutsches *Bakel* (meist nur noch in besonderen Ausdrücken gebraucht, wie: den *Bakel* schwingen, Schulmeisterbakel). Ein älterer Autor hat sogar die Grundform *baculus* selbst als eine Verkleinerung angesehen: von einem Hauptwort *bax* (Ernout-Meillet: „ohne Zweifel eine Phantasie des Grammatikers“).

Juwel kommt von altfranzösisch *joël* (jetzt *joyau*), das mitsamt italienisch *giojello* auf lateinisch *jocellum* schließen läßt, auf eine Verkleinerung von *jocus*, Scherz, aus dem die deutsche Studentensprache das später allgemein gewordene Wort *Jux* bildete.

Kapitäl oder **Kapitell** (Säulenknäuf) kommt von *capitellum*, Köpfchen, Verkleinerung von *caput*. *Capitellum* wird außerdem im Gascognischen zu *capdet* = Köpfchen, dann „Jüngerer unter mehreren Geschwistern“, woraus dann über französisch *cadet* unser *Kadett* (vgl. das Stichwort *Hagestolz* in „Wörter und ihre Schicksale“). Eine andere lateinische Verkleinerung von *caput* (*capitulus*) liefert unser **Kapitel**, das über „Hauptversammlung einer geistlichen Körperschaft“ und „Hauptabschnitt einer Schrift“ zur heutigen Bedeutung gelangt.

Tabelle kommt unmittelbar von lateinisch *tabella*, das über das Französische auch in der Form *Tableau* in unseren Wortschatz gelangt. Beide sind verblaßte Verkleinerungswörter, denn *tabella* ist die Verkleinerung von *tabula*, Tisch woher unser Lehnwort *Tafel* und über das Französische, mit dessen Verkleinerungsendung, *Tablett*.

Brezel kommt von mittellateinisch *bracellum*, Verkleinerung von *brachium*, Unterarm (enthalten in „Brachialgewalt“); die Form des Gebäcks wurde mit der verschlungener Arme verglichen. Siegel kommt von lateinisch *sigillum*, Verkleinerung von *signum*, Zeichen; Parzelle von *parcella*, Teilchen, zu *pars*, Teil; Pustel von *pustella*, Verkleinerung von *pustula*; Kastell von *castellum*, Verkleinerung von *castrum* = Festung, Lager; Kanzel (althochdeutsch *kancella*) von *cancelli*, kleine Gitter, kleine Schranken, Mehrzahl von *cancellus*, der Verkleinerung von *cancer*, Gitter; Schüssel (althochdeutsch *scuzzila*) von lateinisch *scutella*, Verkleinerung von *scutra*, flache Schüssel. Kübel dürfte die Eindeutschung von mittellateinisch *cupellus* = Getreidemaß, Trinkgefäß sein, einer Verkleinerung jenes lateinischen Wortes *cupa* = Faß, Becher, das uns schon früher — als Grundwort der verblaßten Verkleinerung Kuppel — begegnet ist.

*

Wir sind unter den bisher behandelten verblaßten Diminutiven schon mehr als vierzig deutschen Hauptwörtern begegnet, deren Endung auf -el sich als Überbleibsel einer lateinischen Verkleinerungsendung erwiesen hat (Sockel, Rodel, Spatel, Spachtel, Skrofel, Skrupel, Buckel, Kuppel, Sichel, Vettel, Formel, Zettel, Zwiebel, Zirkel, Fackel, Kachel, Nudel, Furunkel, Karbunkel, Karfunkel, Floskel, Ranunkel, Aurikel, Onkel, Tabernakel, Artikel, Muschel, Muskel, Faszikel, Konventikel, Pegel, Kapsel, Schemel, Pinsel, Säckel, Mantel, Juwel, Kapitäl, Brezel, Siegel, Pustel, Kanzel, Schüssel, Kübel) und werden später noch ein Viertelhundert auf -el ausgehende Hauptwörter anführen, die — wenn auch andere als lateinische Suffixe verschmelzend — ebenfalls verblaßte Verkleinerungsformen sind (Tunnel, Troddel, Knäuel, Klüngel, Kreisel, Schaukel, Angel, Kegel, Pickel, Knödel, Gesindel, Gipfel, Kipfel, Stummel, Trommel, Rudel, Hügel, Runzel, Eichel, Schenkel, Enkel, Rüpel, Wiesel, Ferkel, Ärmel). Zu all diesen gesellen sich ferner jene mit -el endenden Verkleinerungswörter, die wir nicht aufgezählt haben, weil ihr Diminutivcharakter nicht als verblaßt bezeichnet werden kann (wie Bündel, Büschel, Gürtel, Knöchel, Krügel, Ringel, Stengel, Tüpfel usw.). Diese Fülle darf aber nicht etwa die Vermutung aufkommen lassen, alle deutschen Wörter, die auf -el ausgehen, seien ursprünglich Verkleinerungsformen gewesen.

Vor allem gibt es viele deutsche Wörter, die die (unmittelbare oder auf dem Umweg über die französische Endung -cle erfolgte) Eindeutschung solcher auf -ulus, -ula, -ulum oder auf -culus, -cula, -culum ausgehender lateinischer Wörter sind, bei denen diese Endung entweder überhaupt kein Suffix ist oder mindestens kein verkleinerndes. Wir nennen z. B.:

Büffel (*bubalus*), Epistel (*epistula*), Fabel (*fabula*, zu *fari*, sprechen), Fistel (*fistula*), Insel (*insula*), Klausel (*clausula*), Koppel (*copula*, vgl. weiter unten

Couplet), Lavendel (mittellateinisch *lavendula*, zu *lavare*, waschen), Makel (*macula*), Mandel (*amandula*, Latinisierung von griechisch *amygdale*), Mirakel (*miraculum*), Monokel (-*oculus*, über französisch -*ocle*), Nebel (*nebula*), Orakel (*oraculum*), Pappel (*populus*), Pendel (*pendulus*), Pöbel und Pofel (*populus*), Regel (mittellateinisch *regula*), Schachtel (mittellateinisch *scatula*, woher auch Schatulle), Schindel (*scandula*), Seidel (*situla*), Spektakel (*spectaculum*), Spiegel (*speculum*), Stoppel (*stipula*), Tafel (*tabula*, vgl. oben Tabelle), Tiegel und Ziegel (*tegula*), Vehikel (*vehiculum*), Zimbel (*cymbalum*, griechisch *kembalon*).

In einigen anderen Fällen sind auf -el ausgehende deutsche Wörter semitischen Sprachen entnommen; sie vertreten gewöhnlich einen Teil des semitischen Vorbildes mit jener Endung, der daher jeder Diminutivcharakter abgeht. Wir nennen z. B.: Jubel von hebräisch *jobel* (= Widder, welcher Tiername wegen des Widderhorns, mit dem nach altjüdischem Gesetz jedes fünfzigste Jahr eingblasen werden mußte, in der christlichen Kirche des Mittelalters die Bedeutung Freudenschall bekam und zum mittellateinischen Zeitwort jubilare führte), Kamel über griechisch *kamelos* von hebräisch *gamal*, K'abel aus arabisch *habl*, Kittel aus arabisch *qutn* = Baumwolle (woher auch „Kattun“). Semmel (althochdeutsch *semela*, *simila*) geht über lateinisch *simila*, griechisch *semidalis* auf akkadisch (babylonisch) *samidu* = feines Weizenmehl zurück. Bibel kommt über griechisch-lateinisch *biblia* von griechisch *biblion* = Buch, und dieses griechische Wort ist abzuleiten vom Namen der syrischen Hafenstadt Byblos, was wohl eine „rückschreitende Assimilation“ des phönikischen Namens Gebal war; heute heißt jener Hafenort Dschebel, ein semitisches Wort, das die Bedeutung Berg hat und in unzähligen geographischen Bezeichnungen (in Asien und in Afrika) vorkommt. Fibel ist eine Dissimilation von „Bibel“ (Umwandlung des ersten b in f, zur Vermeidung der Wiederholung des b). Gasel (eine für den persischen Dichter Hafis typische, in der deutschen Literatur u. a. von Schlegel, Platen, Rückert, Leuthold verwendete lyrische Gedichtsform) kommt von arabisch *ghazal* = Liebesgedicht, eigentlich Gespinnst, weil der Reim durch viele Zeilen weitergesponnen wird. Das von Lenz und Immermann aus dem Studentischen in die allgemeine Literatursprache eingeführte Scheltwort Kessel = Dummkopf (das von der S. 82 behandelten Gefäßbezeichnung Kessel aus *catinus* fernzuhalten ist) kommt von hebräisch *kesil* = fett, dumm. Das Slangwort Schlammassel = Unglück (woher auch Schlamastik) ist auch kein Diminutivum; es ist zusammengezogen aus deutsch schlimm und hebräisch *mazol* = Stern, Glückstern, Geschick. Über die möglicherweise hebräische Herkunft von Janhagels. dieses Stichwort in „Wörter und ihre Schicksale“. Ein aus dem Semitischen abzuleitendes deutsches Wort auf -el ist ferner Kümmel; seine Etymologie führt über lateinisch *cuminum*, griechisch *kyminon* zu semitischen Formen: hebräisch *kammon*, arabisch *kammun*.

Im letzten Beispiel sehen wir, daß weder in den lateinisch-griechischen,

noch in den semitischen Vorläufern unseres Wortes K ü m m e l ein l enthalten ist. Das deutsche l steht hier als Ersatz für das n der Vorbilder. Auf diesem Wege gelangen auch andere deutsche Hauptwörter zu einer -el-Endung, die daher in diesen Fällen nichts von einem Diminutivcharakter hat. Wir nennen: K e s s e l (die vom früher behandelten gleichlautenden Scheltwort fernzuhaltende Gefäßbezeichnung) aus lateinisch *catinus*, I g e l, verwandt mit griechisch *echinos*, E s e l (gotisch *asilus*) aus lateinisch *asinus* (wenn es nicht doch von *asellus*, Verkleinerung von *asinus* kommt), H i m m e l (man vgl. gotisch *himins*, altnordisch *himinn*, englisch *heaven*), O r g e l (althochdeutsch *organa*) aus lateinisch *organa*, Mehrzahl von *organum* (vgl. deutsch Organist, nicht etwa Orgelist). Der Bergmannsausdruck K u m p e l entwickelt sich anscheinend aus *Kumpan*, das über altfranzösisch *compain* auf mittellateinisch *companio*, Brotgenosse zurückgeht.

Eine große Gruppe unter den auf -el ausgehenden deutschen Hauptwörtern, die keine Verkleinerungsformen sind, wird von Gerätenamen gestellt. Sie sind vorwiegend aus Zeitwörtern gebildet worden durch Anfügung der alten germanischen Endung -ila oder -ilo. Wir nennen:

Bügel zu biegen, Deckel zu decken, Fuchtel zu fechten, Griffel vermutlich zwar von griechisch *grapheion*, Schreibgerät, aber mindestens angelehnt an greifen, Hebel zu heben, Henkel zu hängen, Klingel zu klingen, Klöppel zu klopfen, Löffel zu einer mit lecken verwandten germanischen Verbalwurzel, Nadel zu nähen, Schlegel zu schlagen, Schlüssel zu schließen, Schwengel zu schwingen, Senkel (ältere Bezeichnung für Anker, noch gebräuchlich in Schnürsenkel) zu senken, Sessel zu sitzen, Spindel zu spinnen, Sprengel (ursprünglich Gerät zum Sprengen, d. h. Springen lassen des Weihwassers, dann erst auf den Amtsbereich einer Pfarrkirche übertragen) zu sprengen, Stachel und Stichel zu stechen, Stempel zu stampfen, Windel zu winden, Zügel zu ziehen.

Weitere auf -el ausgehende Gerätenamen, die aber kein Zeitwort durchscheinen lassen, sind z. B. Bengel (eigentliche Bedeutung: Knüppel, s. S. 173), Deichsel, Flegel (s. S. 173), Gabel, Geißel, Haspel, Hechel, Hobel, Knüppel, Knüttel, Kurbel, Meißel, Nagel, Paddel, Prügel, Rassel, Riegel, Säbel, Sattel, Striegel.

Die alte Endung -ilo lassen auch erkennen: Büttel, eigentlich der „Entbietende“ und Weibel (woraus Feldweibel), eigentlich der sich „Bewegende“. Zu Zeitwörtern zu halten sind ferner: Flügel zu fliegen, der auch als Schelte verwendete Vogelname Gimpel zu mittelhochdeutsch und auch heute noch mundartlich gumpen = hüpfen, springen, Scheitel zu scheiden, Schlingel zu schlingen (= schlenkern, schlendern), Schnabel zu schnappen, Speichel zu speien, Wirbel zu werben, Zwickel zu zwecken, zwicken.

Im Falle von Bettel, Bummel, Dünkel, Handel, Kitzel, Rappel, Rüffel, Schmuggel, Taumel, Wandel, Wickel liegen Rückbildungen aus Zeitwörtern vor, das -el ist kein hauptwörtliches Suffix, sondern ist

bereits in den zugrundeliegenden Zeitwörtern (bummeln, denken, handeln usw.) enthalten.

Achsel und Nabel sind zwar verwandt mit Achse und Nabe, doch sind sie nicht deren Verkleinerungen. Ebenso sind nicht als Verkleinerungsformen anzusehen: Adel, Amsel, Apfel, Apostel, Bakel (s. oben Bazillus), Dackel, Dattel (von griechisch daktylos s. S. 17), Debakel, Distel, Drossel, Dusel, Ekel (Nebenform von heikel?), Engel, Erpel (norddeutsch für Enterich), Exempel, Fessel, Fiedel, Frevel, Fusel, Geisel (keltischer Herkunft, s. S. 41), Giebel, Gondel, Greuel, Gurgel, Hagel, Hammel, Hummel, Hyperbel, Kalomel (von griechisch kalos, schön und melas, schwarz), Klachel (s. S. 173), Kogel, Krüppel (verwandt mit kriechen und Kropf), Kugel, Lümmel, Mergel (s. S. 42), Mispel, Möbel, Morchel, Mörtel, Mündel, Nessel, Pantoffel, Parabel, Paspel (entstellt aus französisch passe-poil), Pudel, Rubel (urverwandt mit dem indischen Münzennamen Rupie), Rummel, Rüssel, Schädel, Schenkel, Scharmützel, Schimmel, Schmirgel, Schwefel, Segel, Spargel, Spittel, Staffel, Stapel, Stiefel (altfranzösisch estival, mittellateinisch aestivale = Sommerliches), Strudel, Tadel, Tarantel, Tempel, Teufel (s. dieses Stichwort in „Wörter und ihre Schicksale“), Trubel, Trüffel (dessen italienisches Vorbild aber selbst Grundwort für eine Verkleinerung ist, s. S. 243 Kartoffel), Tümpel, Vogel, Wachtel, Waffel, Wechsel, Wedel, Weichsel, Wimpel, Wipfel, Wurzel, Zabel, Zobel, Zweifel.

*

Zu den verblaßten Verkleinerungswörtern zurückkehrend, wenden wir uns jenen deutschen Hauptwörtern zu, in denen griechische Diminutiva verborgen sind.

Basilisk, heute der Name einer amerikanischen Leguanguattung, war im Altertum (Plinius) und im Mittelalter ein böses Fabelwesen, das aus mißgestalteten Eiern des Haushuhns von Schlange und Kröte ausgebrütet worden sei. Basiliskos bedeutet eigentlich: kleiner König (zu basileos, König).

Obelisk = Denksäule kommt von griechisch obeliskos, Verkleinerung von obelos = Speiß.

Idyll kommt über lateinisch idyllium von griechisch eidyllion, Schilderung des Ländlichen, das eine Verkleinerung von eidos¹ = Bild ist.

1) Zur Sippe dieses eidos, aus dem unsere Fremdwörter eidetisch, Eidetik unmittelbar gebildet sind, gehören auch die Wörter Idee, Ideal, Idol und dann auch das lateinische Zeitwort videre (visum), aus dem sich die Fremdwörter Vision, revidieren, visieren, improvisieren, Visum, vis-à-vis, Visage, Aviso, evident, Provision, Revue, Bellevue, Belvedere usw. entwickeln. Urverwandt mit eidos und videre ist ferner deutsch „wissen“ und was dazu gehört: wesentlich, gewiß, Gewissen, bewußt, weise, weisen, Verweis, Beweis, weis-sagen, Witz usw.

Opium kommt über das Lateinische von griechisch opion, Verkleinerung von opos = pflanzlicher Milchsaff,

Podium, ebenfalls über das Lateinische von griechisch podion, Verkleinerung von pous (pod-) = Fuß,

Trapez (wegen der Form der geometrischen Figur) von griechisch trapezion = Tischlein, Verkleinerung von trapeza = Tisch, das selbst die Kurzform von tetrapeza = Vierfuß¹ ist.

*

Nicht gering ist die Zahl der deutschen Lehn- und Fremdwörter, in denen — mit verblaßtem Verkleinerungscharakter — italienische Diminutivsuffixe enthalten sind. Wir nennen einige:

Spinett (in der Musikgeschichte auch Kielklavier genannt) bedeutet wörtlich „Dörnchen“. Es hieß italienisch spinetta (französisch épinette) und das ist die Verkleinerung von lateinisch spina, Dorn. Dieser Name des Instruments kommt vom Dorn (Federkiel), der die Saiten anreißt².

Bollette bedeutet wörtlich kleine Bulle; italienisch bolletta, Berechtigungsschein ist die Verkleinerung von mittellateinisch bulla, Urkunde. (Aus einer zu lateinisch bulla gehörenden französischen Verkleinerung gelangen wir auch zu unseren Fremdwörtern Billett und Bulletin.)

Palette hat die wörtliche Bedeutung Schaufelchen; das Grundwort ist lateinisch und italienisch pala = Schaufel, Spaten.

Klarinette (italienisch clarinetto), der Name des 1690 erfundenen Holzblasinstrumentes, ist die Verkleinerung von clarino (auch deutsch „Klarin“) = hohe Solotrompete (aus der Sippe von lateinisch clarus = klar, hell).

Rakete kommt von gleichbedeutendem italienischem rochetta, das in der Mitte des 16. Jahrhunderts zuerst in der Form Rogeten ins Deutsche gelangt. Italienisch rochetta ist die Verkleinerung von rocca = Spinnrocken und dieses italienische Grundwort ist deutscher Herkunft. Die althochdeutsche Spinngerätbezeichnung rocko ergab italienisch rocca, spanisch rueca.

1) Während das deutsche „Tisch“ (von griechisch diskos, Wurfscheibe) eine auf dem Begriffselement des Runden aufgebaute Bezeichnung ist, fußt also die griechische Benennung des Tisches wörtlich auf vier Füßen. Demnach ist für das Griechische ein dreibeiniger Tisch eigentlich ebenso ein Widerspruch in sich, wie für das Deutsche ein viereckiger Tisch.

2) Von lateinisch spina leitet sich auch der anatomische Fachausdruck spinal = zum Rückenmark gehörig ab. Hingegen ist Spina t fälschlicherweise zu spinatus = mit Spitzen versehen gehalten worden, der aus persisch äspanah, arabisch isfinag entlehnte Pflanzennamen hat sich an das lateinische spinatus höchstens angelehnt.

Den Feuerwerkskörper bezeichneten die Italiener wegen der äußeren Ähnlichkeit als „kleinen Rocken“ (man beachte auch im Französischen fusée = Rakete zu fuseau = Spindel). Aus italienisch rocchetto wird im Deutschen in der Mitte des 16. Jahrhunderts zuerst Rogeten, dann wurde daraus Racketlein¹ und schließlich — unter Verzicht auf die deutsche Verkleinerungsendung, die zum Überfluß auf die romanische noch aufgepfropft worden war — Rakete.

Kamisol = kurze Jacke, Unterjacke kommt über französisch camisole aus italienisch camisciola, Verkleinerung zu mittellateinisch camisa (das auch zu französisch chemise und anderen romanischen Wörtern führt und vermutlich auch mit unserem „Hemd“ urverwandt ist).

Kartell (ursprünglich die Kampfordnung beim Ritterturnier, jetzt hauptsächlich als Bezeichnung gewisser Vereinbarungen mehrerer Geschäftsfirmen) kommt über französisch cartel vom italienischen Diminutivum cartello, dessen lateinisches Grundwort charta, Urkunde, beschriebenes Papier ist.

Pistole, die Münzenbezeichnung, die fernzuhalten ist vom Namen der Handwaffe (s. S. 118 f), kommt von italienisch piastola, Verkleinerung von piastra (mittellateinisch plastrum) = Metallplatte.

Banderole, von dessen verschiedenen Bedeutungen (darunter in Malerei und Plastik: Spruchband) heute in Deutschland dank der sogenannten Banderolensteuer jene die bekannteste ist, die den um die Zigarettenschachtel geklebten Steuerstreifen betrifft, kommt über das Französische von italienisch banderuola, Verkleinerung von bandiera = Banner.

Kartoffel heißt die bald nach der Entdeckung Amerikas nach Europa gebrachte Pflanze erst seit dem 18. Jahrhundert. Bis dahin lautete der deutsche Name: Tartuffeln oder Tartüffeln, entlehnt von den Italienern, die die Erdäpfelknollen nach ihrer Ähnlichkeit mit den Trüffeln tartufofi, kleine Trüffeln nannten; das Grundwort ist tartufo = Trüffel (aus lateinisch tuber terrae = Erdknollen, s. S. 232 Tuberkel).

*

Spanische Verkleinerungsendungen sind enthalten in folgenden Wörtern:

Karavalle (im Deutschen zuerst 1496: karuele, die Bezeichnung einer bestimmten Segelschiffart) kommt, ebenso wie französisch caravalle, eng-

1) Vortoniges a für fremdes o wie in den Fällen von Gardine aus lateinisch cortina, Halunke aus tschechisch holomek, lavieren aus niederländisch loveren usw. (Kluge-Götze).

lisch caravel, carvel von spanisch carabela, Verkleinerungsform von arabisch qarib = Barke.

Vanille kommt von spanisch vainilla, Verkleinerung von vaina = Schote (aus lateinisch vagina = Scheide, Hülse).

Platin hat eigentlich die wörtliche Bedeutung Silberchen, denn es kommt von spanisch platina, Verkleinerung von plata = Silber (Rio de la Plata = Silberstrom). Man hielt nämlich das von Antonio de Ulloa 1736 im Goldsande des Flusses Pinto in Peru entdeckte Platin zuerst für eine Silberart. (Zur Bedeutung „Silber“ gelangt spanisch plata durch Übertragung vom ursprünglichen Sinn „Metallplatte“; das Wort gehört zur gleichen Sippe wie griechisch platys = flach und deutsch platt.)

Die aus dem Spanischen herrührenden Fremdwörter Flottille, Kamarilla, Mantille, Guerilla kann man nicht zu den verblästen Verkleinerungen zählen, da sowohl die Grundformen, als die zu ihnen führenden Bedeutungsbeziehungen leicht erkennbar sind.

*

Von den deutschen Fremdwörtern, die französische Verkleinerungen enthalten, ohne daß sie sofort als solche erkennbar wären oder ohne daß es zufolge des Bedeutungsabstandes ohne weiteres erkennbar wäre, welches Grundwortes Verkleinerung sie darstellen, erwähnen wir:

Parkett kommt von französisch parquet, das im engeren Sinne eine Abteilung in einer Pferdeweide oder in einem Park bezeichnet und die Verkleinerung von parc = Gehege, öffentliche Anlage ist. Dieses französische parc selbst kommt von deutsch Pferch (althochdeutsch pfarrih), das mit Pfarre, Pfarrer verwandt ist.

Vignette, Druckverzierung kommt vom gleichlautenden französischen Wort, mit der eigentlichen Bedeutung Weinranke, Verkleinerung von vigne, Rebe, aus lateinisch vinea, Weinstock (aus der Sippe vinum—Wein).

Etikette enthält eine germanische Wurzel; niederdeutsch sticke (verwand mit Stecken) = Stiftchen ergibt nordfranzösisch verkleinert estiquete, französisch étiquette, das sich kaufmännisch über „Stift zum Anheften eines Zettels“ zu „Bezeichnungszettel“ entwickelt (Kluge-Götze). Am französischen Hof gab es Zettel mit der Hofrangordnung, was zur zweiten Bedeutung von Etikette führte: Inbegriff der höfischen Förmlichkeiten. Deutsch so zuerst 1708 in Wien.

Kastagnette kommt vom gleichlautenden französischen Worte. Es enthält den Namen der Kastanie. Zwar wird lateinisch castanea¹ im Fran-

¹) Lateinisch castanea und griechisch kastanon beruhen auf der armenischen Benennung dieser Frucht: kaskeni. Andere leiten den Namen der Ca-

zösischen zu châtaigne, aber da das Spanische die Tanzklapper mit einer Kastanie vergleicht und sie als kleine Kastanie bezeichnet (castañeta zu castaña), ahmt das Französische den spanischen Vorgang in der Weise nach, daß es der lateinisch-spanischen Grundform die französische Verkleinerungsendung -ette anfügt.

Toilette ist die Verkleinerung von französisch toile = Schleier, das zu lateinisch texere, weben gehört (woher unser Fremdwort textil).

Manschette ist eigentlich Ärmelchen; das Grundwort des Diminutivums manchette ist manche = Ärmel (lateinisch manica).

Taburett, niederer Sessel ohne Lehne, kommt von französisch tabouret, der Verkleinerungsform von altfranzösisch tabour = Handtrommel, das auf das gleichbedeutende arabische tabl zurückgeht. Aus der gleichen semitischen Quelle kommt auch Tambur, dessen Verkleinerung Tamburin.

Kotelett (französisch côtelette) ist die Verkleinerung von côte, Rippe, aus lateinisch costa.

Feuilleton ist die Verkleinerung von französisch feuille (lateinisch folium) = Blatt. Diese Bezeichnung des Unterhaltungsteiles einer Zeitung als Blättchen geht darauf zurück, daß er ursprünglich wirklich eine „Beilage“ des Hauptblattes bildete. (Man vgl. noch jetzt die im Halbformat erscheinende Literaturbeilage zum Berner Bund: „Der kleine Bund“ und ebenfalls in Halbformat die Jugendbeilage der Basler National-Zeitung: „Der kleine Nazi“).

Couplet, heute im Deutschen angesichts der Vorherrschaft des „Schlagers“ nicht mehr häufig gebraucht, in der Vorkriegszeit jedoch als Bezeichnung (selbständiger oder in Operetten eingebauter) aktueller satirischer Kehrreimlieder sehr geläufig, geht auf das gleichlautende französische Wort zurück, das die Verkleinerung von couple = Paar ist (aus lateinisch copula, woher auch unser Koppel und kuppeln).

Billett und Bulletin haben wir als französische Verkleinerungen, die zu lateinisch bulla, Urkunde gehören, schon neben Bollette erwähnt (s. S. 242).

Der Name der Renette-Äpfel (sie bilden die 7. bis 12. Klasse des Diel-Lucasschen Apfelsystems) kommt von französisch rainette, Laubfrosch, an dessen grüne Farbe die Apfeligattung ihren unbekannten Taufpaten anscheinend erinnerte. Rainette ist die Verkleinerung des veralteten Wortes

stania sativa von einer Stadt Kastana am Schwarzen Meere im Altertum ab, doch empfiehlt es sich eher anzunehmen, daß die Stadt selbst nach den Kastanienbäumen jener Gegend benannt worden sei.

raïne (zu lateinisch rana) = Frosch. Vgl. auch oben (S. 233) das Wort Ranunkel.

Über Flanel, das eine Verkleinerung von altfranzösisch flaine = Wolle ist und von dort auf keltischen Ursprung zurückzuführen ist, s. das Stichwort „Flanell“ (S. 36); vgl. auch unter den dort anschließend behandelten Wörtern keltischen Ursprungs das Wort Tunnel, das ebenfalls eine verblaßte französische Verkleinerungsform ist und eigentlich die Bedeutung „kleine Tonne“ hat.

Über Epaulette, Korsett, Culotte wird später (S. 252) noch die Rede sein, im Zusammenhang der Kleidungsstückbezeichnungen, die Verkleinerungen von Körperteilbezeichnungen sind.

*

In allen bisher als verblaßte Verkleinerungsformen behandelten Hauptwörtern hat es sich um fremde Suffixe gehandelt, deren Verkleinerungscharakter in den betreffenden Wörtern mehr oder weniger unkenntlich geworden ist. Aber auch unter jenen deutschen Wörtern, die deutsche Verkleinerungsendungen enthalten, findet sich das eine oder andere, bei dem es nicht ohne weiteres klar ist, ob eine Verkleinerung vorliegt, bezw. welches das Grundwort ist, dem die Verkleinerung zuteil geworden ist. In vielen Fällen ist das Grundwort bereits abgestorben. Troddel = Quaste ist z. B. die Verkleinerung eines Grundwortes, das sich im Neuhochdeutschen nicht mehr vorfindet: mittelhochdeutsch trade, althochdeutsch trado = Saum, Fransen am Saum. Ähnliches gilt für Knäuel (mittelhochdeutsch kniuwel, kniuel, kliuwelin, althochdeutsch kliuwilin), Verkleinerung von mittelhochdeutsch kliuwe, althochdeutsch kliuwa, chliwa = Kugel¹. Die Bedeutung Knäuel hatte ursprünglich auch das Wort Klüngel. Die Verkleinerung vollzog sich im Althochdeutschen: klungilin aus klunga = Knäuel. Der Bedeutungsübergang von „Garnknäuel“ zu „Clique, Parteiwirtschaft“ hat sich am Niederrhein vollzogen². Auch Kreisel (oder Kräusel) ist die Verkleinerungsform eines abgestorbenen Wortes

1) Daß der Diminutivcharakter von Knäuel nicht mehr empfunden wird, bestätigt auch der Umstand, daß dieses Diminutivum noch weiter diminutiv behandelt werden kann. In Wien wird das Doppeldiminutivum Knäulerl schon darum nicht selten gebraucht, weil es gleichsam ein Schiboleth ist: eine alte Scherzregel besagt, wenn andersmal nicht, bei der Aussprache dieses Wortes müsse sich der nicht echte Wiener unfehlbar als solcher verraten.

2) In Köln bedeutet Klüngel: Knäuel, Garnknäuel, ferner ein vom Kleide herabhängender Fetzen, nachlässige Behandlung von Aufträgen, Mißstände im öffentlichen Leben, dadurch, daß maßgebende Personen einander durch die Finger sehen oder sich beeinflussen lassen (E. Müllenbach). Die

(und nicht etwa die Verkleinerung von „Kreis“, obschon diese Ableitung angesichts des sich im Kreise drehenden Kreisels sehr verlockend erscheint). Kreisel bedeutet eigentlich: kleiner Krug. Die Grundform ist mittelhochdeutsch *krus* = Krug. Entsprechend dem Vergleich dieses Kinderspielzeugs mit einem Krug hat der Kreisel auch den mundartlichen Namen Topf (niederdeutsch *dop*).

Schaukel (bei Luther Schuckel) ist wohl die Verkleinerung von mittelniederdeutsch *schucke*, welches Hauptwort bereits die Bedeutung Schaukel hatte. Angel, althochdeutsch *angul*, ist die Verkleinerung von althochdeutsch *ango* = Stachel, Türangel (vgl. das Stichwort „Angel, Anker“ in „Wörter und ihre Schicksale“). Kegel (althochdeutsch *kegil* = Pfahl, Pflock) weist nach Kluge-Götze auf ein westgermanisches Diminutivum *kagila*, das erschlossen wird aus schwäbisch-bayrisch *Kag* = Strunk, Kohlstengel, englisch mundartlich *cag* = Stumpf, norwegisch mundartlich *kage* = niedriger Busch. Pickel = Eiterpustel (fernzuhalten von Pickel in Pickelhaube, das mit „Becken“ verwandt ist) ist die Verkleinerung von mittelhochdeutsch *pic* = Stück. Knödel bedeutet eigentlich einen kleinen Knoten, denn es ist die Verkleinerung jenes mittelhochdeutschen Wortes (*knote*, *knode*), dessen neuhochdeutsche Fortsetzung „Knoten“ ist.

Gesindel bedeutet eigentlich „kleines Gesinde“ und hat bei Luther noch keinen verächtlichen Sinn. (Als ältesten Beleg für den Scheltencharakter des Diminutivums wird bei Kluge-Götze aus dem Jahre 1618 angeführt: „Joseph hat nichts gemein mit dem übrigen Gesinde, das man eher Gesindlein nennen sollte.“) Gipfel ist die Verkleinerungsform von mittelhoch-

Bedeutungsbrücke von *Garn* zu *Clique* bildet anscheinend die Vorstellung „Anhang“ (was dem Kleide anhängt). Heine, der Rheinländer, gebrauchte Klüngel öfters im Sinne von *Clique*. Im Elsaß hat Klüngel, Klüngel neben Knäuel auch die Bedeutung: dicke Weibsperson. Ebenso Chlunge im Schweizerischen. Vielleicht sind „Klüngel“ und „Knäuel“ (d. h. die althochdeutschen Grundformen *klunga* und *kliuwa*) untereinander auch etymologisch verwandt. Es ist auch hingewiesen worden auf englisch *cling* (aus angelsächsisch *clingan*) = sich anklammern. Zwischen Klüngel und *Clique* dürfte hingegen trotz der Synonymität und der Übereinstimmung im Anlaut keine Verwandtschaft bestehen. Unser dem Französischen entnommenes Fremdwort *Clique* beruht auf lautmalerschen Zeitwörtern. (*Cliquer* ist die ältere Form von *claquer* = klatschen, schnalzen; *cliqueter* = klirren, rasseln; *clicher* = abklatschen, daraus unser Fremdwort *Clich é*, wegen des Geräusches beim Abformen, beim Matrizieren; man vgl. das deutsche Hauptwort „Abklatsch“. Die im Falle *Clique* zu Tage tretende Bedeutungsbeziehung zwischen den Vorstellungen „Geräusch verursachen“ und „Klüngel“ dürfte ähnlich beschaffen sein, wie jene im Falle von englisch *racket*, das von der Bedeutung Tumult, Getöse zu der von Verbrecherbande gelangt.)

deutsch gupf (Nebenform von kupfe, neuhochdeutsch Kuppe) = höchste Spitze, das zur Sippe cupa—Kopf—Kübel—Kufe—Giebel gehört, aus der wir unter den verblaßten Verkleinerungsformen bereits das Hauptwort Kuppel (S. 230) kennen gelernt haben. K i p f e l, die österreichische und schweizerische Bezeichnung für das in Deutschland meistens Hörnchen heißende Gebäck, ist die Verkleinerung von mittelhochdeutsch kipfe, althochdeutsch kipfa, aus lateinisch cippus = Pfahl, woher auch das Wort Kippe = Spitze (z. B. in der Wendung „auf der Kippe stehen“). Stummel scheint die Verkleinerung von Stump (Stumpf) zu sein. Schon im Althochdeutschen bestand neben dem Primitivum stumpf das Diminutivum stumbal. Angleichung von -mb- zu -mm- wie bei dumm, Lamm, Zimmer aus tumb, lamb, zimbar. Der gleiche Assimilationsvorgang zeigt sich bei Trommel, dessen spätmittelhochdeutscher Vorläufer trumbel = Trommel, Trompete, Posaune anscheinend die Verkleinerung von althochdeutsch trumba ist, das auf dem Umweg romanischer Verkleinerung auch zu unserem Trompete führt. R u d e l ist vielleicht die Verkleinerung von „Rotte“; erweisen läßt es sich nicht.¹

Daß N e l k e eigentlich die Verkleinerung von Nagel ist, bestätigen auch die mundartlichen Formen niederdeutsch Negelken, oberdeutsch Nägelein. Die Bedeutungsbeziehung zwischen dem eisernen oder hölzernen Stift und der Blume erscheint sonderbar, klärt sich aber einfach auf. Es wurden zuerst die als Gewürz verwendeten getrockneten Blütenknospen des auf den Molukken heimischen Baumes *Eugenia caryophyllata* (*Caryophyllus aromaticus*) als „kleine Nägel“ bezeichnet; weil sie an die Gestalt der alten handgeschmiedeten Nägel erinnerten. Als nun der Name des Gewürzes feststand (negelkin, nelichen usw.), wurde er — ungeachtet des Umstandes, daß der Name eigentlich etwas über die äußere Form aussagt — auf die Gartenblume übertragen und bei dieser zweiten Übertragung war der Duft die Übertragungsgrundlage². (Zur Not könnte allerdings auch von einer Formähnlichkeit zwischen der Blume und dem Nagel gesprochen werden.)

H ü g e l bedeutet eigentlich „kleine Höhe“; es ist die Verkleinerung von althochdeutsch houg, mittelhochdeutsch houc, womit eine Anhöhe bezeichnet

1) Im Falle von Achsel und von Nabel ist wohl eine etymologische Beziehung dieser Körperteilnamen zu den Wagenteilnamen Achse und Nabe einleuchtend, doch scheint nicht eine Verkleinerung vorzuliegen.

2) Man kann in solchen Fällen von Metaphern zweiter Potenz sprechen. Man vgl. einen ähnlichen Übertragungsvorgang S. 186 f: Wolf (lupus, reißendes Tier) — Lupus (reißend um sich greifendes Geschwür, das nebstbei linsenförmig ist) — Lupe (Vergrößerungslinse) und auch das Stichwort Porzellan in „Wörter und ihre Schicksale“ (Schwein — weiblicher Geschlechtsteil — Muschel — Porzellan).

net wurde (aus der Sippe von „hoch“, englisch high). *R u n z e l* gehört auch zu jenen deutschen Wörtern, die neuhochdeutsch nur in Verkleinerungsform vorkommen, deren mittel- und althochdeutschen Vorläufer aber die Grundform noch nicht verdrängt hatten: althochdeutsch *runza* und *runzala*, mittelhochdeutsch *runze* und *runzel*. *E i c h e l* (althochdeutsch *eihhila*) ist die Verkleinerung von *Eiche* (*eih*); die Frucht wird als das Kind, als das Junge des Baumes angesehen. *S c h e n k e l* (verwandt mit *Schinken*) scheint die Verkleinerung eines westgermanischen *skanka* zu sein, das aus den gleichbedeutenden Wörtern *shank* (englisch), *shank* (flämisch), *skonk* (norwegisch mundartlich) erschlossen wird. *N i c h t e* führt zurück über mittelhochdeutsch *niftel*¹ zu althochdeutsch *niftila*, Verkleinerung von *nift*, dessen Bedeutung *Enkelin* oder *Stieftochter* war. *E n k e l* bedeutet eigentlich *Ahnchen*, denn althochdeutsch *eninchili* ist die Verkleinerung von *ano*. Da die Verkleinerung von *Ahne* als Bezeichnung des Großvaters verwendet wird (z. B. *Ahnerl* im Bayrischen), so mutet es sonderbar an, daß derselbe Ausdruck auch die Bedeutung *Enkel* hat. Bei Kluge-Götze heißt es: „Der Großvater gibt dem Enkel die Anrede ‚Großvater‘ freundlich zurück.“ Anders F. Harder (W. Schulze und J. v. Müller folgend): „Die Griechen benannten die Söhne oft nach dem Namen des Großvaters, und man macht oft die Beobachtung, daß sich die Eigenschaften der Großeltern mehr auf den Enkel als auf die Kinder vererben.“

M a n n e q u i n = *Probierfräulein* hat eigentlich die Bedeutung „Männchen“. Diese Geschlechtsumkehrung erklärt sich daraus, daß das Wort im Französischen, woher wir es haben, die allgemeine Bedeutung *Puppe*, *Marionette*, *Hampelmann* (auch im übertragenen Sinne: *Schwächling*), *Puppe* für den Fechtunterricht, den Zeichenunterricht, *Probierpuppe* des Schneiders usw. hat, indes im Deutschen dieses Fremdwort hauptsächlich zur Bezeichnung der „*Probiermamsell*“ dient. Das Wort enthält eine niederdeutsche, genauer gesprochen eine flämische Verkleinerungsendung: das ins Französische entlehnte flämische Wort lautet *mannekin* = *Männchen*, niederdeutsch *Männeken*. (Wir erinnern an das berühmte Brüsseler Brunnenbüblein *Manneken-Pis*.)

Von deutschen Personennamen, die in ihrer Verkleinerungsform (*Kurzform*, *Koseform*) zu Gattungsnamen geworden sind, nennen wir: *R ü p e l* = *Rohling*, Verkleinerung von *Ruprecht* und *M e t z e* = *Dirne*, Verkleinerung von *Mechtilde*, *Mathilde*.

1) Analogien für die Umwandlung von -ft- in -cht-: *Gerücht* aus mittelhochdeutsch *geruoft* zu *rufen*; *sacht*, das mit *sanft* eng verwandt ist; *Schacht*, das die niederdeutsche Entsprechung von *Schaft* ist.

Zu den verblaßten Verkleinerungswörtern sind auch solche Wörter zu zählen, die zwar unverkennbare Diminutivendungen haben, aber kein geläufiges Wort als Grundform erkennen lassen. Das Wort *Scherflein*, von Luther¹ in die Schriftsprache eingeführt, das wir eigentlich nur in den Wendungen „sein Scherflein beitragen“ und „das Scherflein der Witwe“ gebrauchen, erklärt sich als Verkleinerung eines älteren Wortes *Scherf* (althochdeutsch *scerf*, mittelhochdeutsch *scherpf*), das eine kleine Münze des Mittelalters bezeichnete. Ebenso ungeläufig ist heute das seit dem 18. Jahrhundert ganz abgestorbene Wort *Veil*, die Grundform von *Veilchen*. *Veil* kam von lateinisch *viola*, das aber schon selbst eine Verkleinerung war, u. zw. von *ion*, der griechischen Bezeichnung dieser Blume. *Veilchen* ist also eine verkleinerte Verkleinerung, eine Verkleinerung der zweiten Potenz. Dasselbe gilt auch für *Frettchen*, den Namen einer Iltisart. Die Grundform *Frett* kommt von italienisch *furetto*, *Diebchen*, der Verkleinerung von lateinisch *fur*. (Eine andere Verkleinerung von *fur* ist der schon behandelte *Furunkel*.) Das *Frettchen* wird als „Dieb“ bezeichnet, weil es schon von den Römern, wie es auch heute geschieht, zum Fangen („Stehlen“) von Wildkaninchen² und anderen Schädlingen der Landwirtschaft verwendet wurde.

Weniger als beim *Frettchen* verrät sich der Diminutivcharakter im Namen eines anderen, naheverwandten kleinen Raubtieres. *Hermelin* kennt das Neuhochdeutsche nur in dieser Form, während im Mittelhochdeutschen *hermelin* und im Althochdeutschen *harmili* noch als Diminutiva empfunden worden sind, da die Grundformen *harme*, *harmo* = *Wiesel* daneben noch lebendig waren³. Aus dem Verblässen des Verkleinerungscharakters ergibt

1) Mark. 12,42, wo die arme Witwe allerdings zwei Scherflein in die Büchse legt. Luther kannte die Münze *Scherf* aus seiner Erfurter Zeit. Seinen oberdeutschen Zeitgenossen mußte das Wort verdeutscht werden: in Ingolstadt mit „Haller“, „Ortlin“, in Basel mit „halber Heller“, „Örtlin“, in Zürich mit „Örtly“ (Trübners Wörterbuch).

2) Unklar sind die Verhältnisse im Falle von *Kaninchen*. Ich möchte es am liebsten — im Gegensatz zu den verblaßten Verkleinerungsformen — als vorgetäuschte Verkleinerungsform bezeichnen. Mittelhochdeutsch *küniklin* ist die Eindeutschung von lateinisch *cuniculus*, das jedoch kaum als Verkleinerungsform gelten kann, sondern vermutlich die latinisierte Form eines iberischen (oder baskischen oder semitischen) Wortes ist, das die Römer in Spanien, vielleicht auf den Balearischen Inseln, in ihren Sprachschatz aufgenommen haben. Das Wort *Kanin*, mit dem man jetzt im Kürschnergerwerbe das Kaninchenfell bezeichnet, ist nicht etwa die Grundform zu *Kaninchen*, sondern ist erst nachträglich aus diesem Worte gebildet.

3) Unbegründeterweise hat man „Hermelin“ mit „armenisch“ in Verbindung zu bringen versucht.

sich die merkwürdige Betonung des Wortes Hermelin. Die etymologisch begründete Betonung wäre nicht die auf der letzten Silbe (wie bei den Fremd- und Lehnwörtern Anilin, Kamin, Pinguin usw.), sondern die auf der ersten Silbe (wie auch bei anderen rein deutschen Verkleinerungswörtern: Mägdlein, Vögelein usw.)¹. *Wiesel* geht zurück auf althochdeutsch *wisula*, Verkleinerung von *wiessa* (verwandt mit englisch *fitch* = *Itis*). *Heimchen* = Grille ist die Verkleinerung von mittelhochdeutsch *heime* = Hausbewohnerin. *Ferkel* (althochdeutsch *farhilo*, mittelhochdeutsch *ferhelin*) ist die Verkleinerung von althochdeutsch *farah* (in oberdeutschen Mundarten heute noch *Farch*), das die germanische Verwandte von lateinisch *porcus* = Schwein ist. *Forelle* ist assimiliert aus dem älteren *Forenle*, das die oberdeutsche Verkleinerungsendung *-le* noch gut erkennen läßt. Im Mittelhochdeutschen hieß es noch unverkleinert *forhe* oder *forhen* (althochdeutsch *forhana*). Auch mundartlich werden unverkleinerte Formen noch bezeugt: schwäbisch *Forhen*, schweizerisch *Forene*, bayrisch *Fehrne*. *Eule* ist die Verkleinerungsform eines nicht mehr feststehenden alten Namens des Uhus, der größten Eulenart. Der althochdeutsche Vorläufer von *Eule*, *uwila*, läßt den Diminutivcharakter noch erkennen. Den Tiernamen *Libelle* haben wir bereits bei den verblaßten Verkleinerungen lateinischer Herkunft behandelt.

Als Tiernamen mit verblaßtem Diminutivcharakter haben auch solche Tiernamen zu gelten, die ursprünglich nur das kleine Tier, das Junge vom Tier bezeichneten, jetzt aber für das betreffende Tier überhaupt verwendet werden. So bedeutet *Stier*, althochdeutsch *stior*, eigentlich: Stierkalb, Jungstier. (Englisch *steer* = junger Ochse). Auch *Schwein* bezeichnet eigentlich nur das Junge dieses Tieres. Man nimmt eine indogermanische Wurzel *su* an (zu der unser *Sau* gehört). So wie griechisch *hyinos*, lateinisch *suinus*, altslawisch *svinu* hat daher ein erschlossenes germanisches *swina* die Bedeutung: vom Schwein kommendes. Die deutsche Form *Schwein* (althochdeutsch *swin*) bedeutet also eigentlich: das Junge von der Sau. *Sperling* ist: das Junge vom „sparo“. (Die Koseform dieser althochdeutschen Grundform *sparo* ist „Spatz“, wie *Ratz* zu *Ratte*, *Matz* zu *Matthias* u. dgl.)

Einen besonderen Typus von verblaßten Verkleinerungen stellen gewisse Kleidungsstückbezeichnungen dar, die eigentlich Verkleinerungen von entsprechenden Körperteilbezeichnungen sind. *Ärmel* (althochdeutsch *armilo*,

1) Den Maler Böcklin ärgerte es stets, wenn man seinen Namen, wie wenn es kein sinnvolles deutsches Wort („kleiner Bock“) wäre, fremdartig auf der Endsilbe betonte; einer Dame, die es hartnäckig tat, drohte er reimend, das Unterröcklin, das doch auch kein betontes *-lin* habe, auszuklopfen.

ermilo) ist die Verkleinerung von „Arm“. *Epaulette* = Achselstück kommt vom gleichlautenden französischen Worte, das die Verkleinerung von *épaule* = Schulter ist. Ähnlich steht es mit *Korsett*; französisch *corset* bedeutet eigentlich Körperchen, zu *corps* (altfranzösisch *cors*) = Körper. Dasselbe Verhältnis besteht zwischen *Leibchen* und *Leib*. Französisch *culotte* = Kniehose (uns durch das Fremdwort *Sansculotte* vertraut) ist die Verkleinerung von *cul* = Gesäß.



Die zuletzt behandelte Gruppe von Verkleinerungsformen sei zum Ausgangspunkt einiger grundsätzlicher Erörterungen genommen. Schon bei manchem der früher angeführten verblaßten Diminutiva mutete die Bedeutungsbeziehung zwischen dem Verkleinerungswort und dem aufgedeckten Grundwort sonderbar an, denn z. B. an welches schrecklichen Riesen Spieß müssen die Griechen gedacht haben, als sie die Gedenksäule, zu deren Spitze wir hinaufschauen müssen, als einen kleinen obelos, als ein Spießchen bezeichneten. Im Falle der zuletzt behandelten Verkleinerungen (*Arm-Ärmel* usw.) ist es aber sogar so, daß das, was mit dem Verkleinerungswort bezeichnet wird, in Wirklichkeit nicht nur größer ist, sondern unbedingt größer sein muß, als das, was das Grundwort bezeichnet; kann doch der Ärmel, in den der Arm hineingeht, nicht kleiner sein als dieser, das *Leibchen* nicht kleiner als der *Leib*, das *Korsett* nicht kleiner als der *corps*. Sichtlich kann also die Bedeutungsbeziehung zwischen dem Grundwort und dem daraus gebildeten Verkleinerungswort nicht rein geometrisch aufgefaßt werden, etwa wie die zwischen einem breitkrämpigen Damenhut und einem Hütchen, das mit Hilfe einer Schere aus jenem hergestellt werden kann.

Vor allem ist die Verkleinerung oft nicht räumlich, sondern zeitlich wirksam, so daß wir in solchen Fällen eigentlich nicht von einer Verkleinerungs-, sondern von einer *Verjüngungsendung* sprechen sollten. Dieses Übergehen der räumlichen Verminderung in eine zeitliche erklärt sich daraus, daß gewöhnlich das Jüngere — z. B. das „Junge“ des Tieres — zunächst auch das Kleinere ist. „Jünger“ ist aber auch, was später zu unserer Kenntnis gelangt. Es ist also von zwei zusammenhängenden Begriffen derjenige, der später entstanden ist und nur bei Vorhandensein des ersteren entstehen konnte, ein „Junges“ des ersten Begriffes. Es mußte erst die Begriffe *Arm*, *Leib* geben, damit später die Begriffe der dazugehörigen Kleidungsstücke *Ärmel*, *Leibchen* „zur Welt kommen“ konnten. Das Diminutivwort dient also gleichsam zur Bezeichnung einer Neuheit, eines *Ergänzungsbegriffes*: was zum Begriff „*Arm*“ später neu hinzu-

kommt, ist ein „kleiner Arm“, ein Ärmel. Man könnte sich ein Volk vorstellen, das zuerst das Streichholz kennen lernt, ihm einen bestimmten Namen gibt und das dann später, als es auch mit dem Feuerzeug bekannt wird, dieses mit einer Verkleinerungsform jener ersten Bezeichnung belegt, und andererseits ein anderes Volk, in dessen Blickfeld die beiden genannten Dinge in umgekehrter Reihenfolge treten und das daher das Streichholz als Feuerzeuglein bezeichnet.

Aber auch durch das Heranziehen der Möglichkeit, den Verkleinerungsvorgang nicht immer nur räumlich, sondern mitunter auch zeitlich aufzufassen, sind wir der großen Spannweite der Bedeutungsvorgänge, die sich auf dem Wege vom Grundwort zum Verkleinerungswort abspielen, noch nicht ganz gerecht geworden. Die Bedeutungsveränderung kann nicht nur in einer räumlichen oder zeitlichen Begriffsverminderung bestehen, häufig sind es Gefühlsvorgänge, die die Bildung des neuen Wortes erzwingen. Verkleinerungsformen sind oft zugleich *Koseformen*¹. Wenn der Franzose von seiner *petite amie* spricht, stellt er sie weder als klein, noch als jung hin, sondern läßt eine gewisse Gefühlseinstellung erkennen. In der gegenseitigen Ansprache der Liebenden sind Verkleinerungswörter heimisch. Die Liebenden verhätscheln sich gleichsam gegenseitig, wie wenn jeder und jede etwas Kleines, Kindliches, Niedliches zur Partnerin, zum Partner hätte. Aber nicht nur Zärtlichkeit, Schätzung kann das Versehen des Grundwortes mit der Verkleinerungsendung ausdrücken, sondern auch das Gegenteil: *Geringschätzung*, Tadel, Hohn. Brugmann hebt hervor, daß besonders die Römer das Diminutivum oft in dieser Weise verwendeten (*furunculus*, Diebchen, im Sinne von elender Dieb, *homunculus*, Menschlein, im Sinne von kläglichem Wicht).

Jacob Grimm versuchte die Vielartigkeit des Verkleinerungsvorganges auf einen Nenner zu bringen: Verkleinerung finde statt, wenn durch eine in dem Wort selbst vorgehende Veränderung dem Begriff an seiner vollen Kraft etwas benommen wird; es solle gleichsam nur ein Stück davon ausgesagt werden. Dem gegenüber findet Wrede, daß das Diminutivum eher eine *Begriffssteigerung* zu enthalten scheint, eine *Isolierung* des Begriffes auf den einzelnen Fall, die im Affekte des Redenden begrün-

1) Dementsprechend dient die Vergrößerungsform oft zum Ausdruck des Tadels, des Schimpfes; dies gilt z. B. von Wörtern mit der lateinischen augmentativen (amplifikativen) Endung *-aster* (enthalten z. B. im heutzutage sehr beliebten deutschen Scheltwort *Kritikaster*). Im Lateinischen bedeutet z. B. *parasitaster*: elender Parasit. (Man vgl. italienisch *filosofastro*, *poetastro*, *medicastro*.)

det sei: „mein Dörfchen“ soll dem Begriff Dorf ganz und gar nichts von seiner ursprünglichen Kraft und seinem Bedeutungsinhalt nehmen, es soll vielmehr so etwas andeuten wie „mein Dorf kat' exochen“. Wir reden das Ding gleichsam als etwas Personifiziertes an, wir treten mit einer persönlichen Ansprache an das Ding heran, indem wir seinen Namen mit einer Verkleinerungsendung versehen. Jetzt begreifen wir auch, schreibt Wrede, weshalb der Schweizer selbst den großen Berg ein Bergli und das kräftigste Donnerwetter ein Wetterli nennt; nichts vom Nachspuk eines spätlateinischen *monticulus*, nichts vom euphemistischen Zug des Sprachlebens (*Porzin*), es sind von Hause aus lediglich Personifikationen, mit denen der Mensch auch gewaltigen Naturerscheinungen vertraulich näher rückt, und die schließlich von dem Vorstellungskreise einer primitiven Mythologie nicht allzuweit entfernt sind.

Zu den schweizerischen Verkleinerungswörtern für Naturerscheinungen gehört auch *Sünnli* = Sonne. Vielleicht — bemerkt dazu L. Spitzer — fällt jetzt auch Licht auf *soleil* = Sonne. Dieses französische Wort geht nämlich auf eine Verkleinerungsform von lateinisch *sol* = Sonne zurück. Wie überhaupt viele französische (und auch sonstige romanische) Wörter sich von Verkleinerungsformen herleiten, ohne die Bedeutung eines eigentlichen Verkleinerungswortes zu haben (z. B. *oreille*, Ohr von *auricula*, Verkleinerung von *auris*; *oiseau*, Vogel, von *avicellus* zu *avis*; *taureau*, Stier, von *taurellus* zu *taurus*; *cheville*, Pflock, von *clavicula* zu *clavis*; *vaisseau*, Gefäß, von *vascellum* zu *vas*). Vielfach haben die Verkleinerungen schon im Lateinischen die diminutive Bedeutung aufgegeben und sind ganz an die Stelle der Primitiva getreten (Meyer-Lübke). Jedenfalls war die lateinische *Vulgar*sprache, die doch die eigentliche Mutter der romanischen Sprachen ist, viel reicher an Verkleinerungsformen als die klassische Schriftsprache der Römer. Übrigens ist ja der Hang zur Verkleinerung auch auf dem Gebiet der deutschen Umgangssprache und der deutschen Mundarten unverkennbar. Die Vorliebe des Schweizlers für die Verkleinerungsendung *-li* haben wir bereits gestreift. Der Wiener fährt auf *Brettln* (Ski) oder auf dem *Radl* (Fahrrad), wirft den Brief ins *Kastl* und wenn er im Gasthaus *Ganserl* oder *Kalbszüngerl* bestellt und dazu ein *Vierterl* Wein, will er weder, daß er vom Braten eine kleine Portion bekomme, noch daß es ein kleines Viertelliter sein soll.

Der seelische Vorgang bei der Schöpfung eines Verkleinerungswortes kann jedenfalls von so mannigfaltiger Art sein, daß die Bezeichnung einer bestimmten Endung als Verkleinerungsendung nur als bequeme Vereinfachung gelten kann. Selbst zwischen Verkleinerungs- und Vergröß-

ßerungsvorgang ist die Grenze nicht scharf zu ziehen. Die Geschichte der romanischen Sprachen zeigt uns ein bemerkenswertes Beispiel im Falle der sich nach zwei entgegengesetzten Richtungen entwickelnden Endung -on (-one). Während sie im Französischen eine Verkleinerungsendung ist, hat sie vergrößernde (augmentative, amplifikative) Wirkung im Spanischen und im Italienischen. L. Spitzer weist darauf hin, daß das Nebeneinander von vergrößernder und verkleinernder Bedeutung einer Endung von den slawischen Sprachen sogar beim selben Wort anstandslos geduldet wird. So hat tschechisch tělíčko (von tělo, Körper) sowohl die Bedeutung „kleiner Körper“, als auch die Bedeutung „sehr großer Körper“.

Aristophanische Zusammensetzungen

I

Wer im Geschmack der Achtzigerjahre eingerichtete Wohnungen noch erlebt hat, erinnert sich jener Bündel aus getrockneten Pflanzen, Eicheln, Schilfstengeln, Heidegraswedeln, Pfauenfedern, die fächerartig in die Ecken der guten Stuben komponiert wurden, um dort Staub und bewundernde Blicke aufzufangen. Makartbuketts nannte man diese Prunkstücke nach dem Wiener Maler, dessen üppige Dekorationskunst eine passende Folie zum Getue der Gründerzeit schuf. Man empfand damals diese Makartbuketts als überaus schön und sinnenfroh, und wären sie nicht aus rasch vergänglicher, heute längst zerfallener Materie gewesen, sondern etwa aus Stein wie die Lanzen, Helme und Schellenbäume, Fahnen, Standarten und Prunktücher, die sich erstarrt über den Barockportalen bauschen, gewiß würden auch sie noch einmal die Wiederaufnahme in die Gunst des Geschmacks erleben.

Auch der Sprachstil hat seine Makartmoden. Als das klassische Vorbild für das Staatmachen mit Wortbuketts ist Aristophanes anzusehen. Seinen Stil nannte Aischylos kompophakelorremon, prunkbündelartig. Eines der Wortungetüme des Aristophanes bringt es auf nicht weniger als 75 Silben¹. In der römischen Literatur finden sich bescheidene Ansätze zur Nach-

1) Die deutschen Übersetzer des Aristophanes haben mitunter versucht, das griechische Wortfeuerwerk deutsch nachzuprasseln. In der Übertragung Ludwig Seegers liest man z. B. in den Wolken von bettdeckenumwälzendem Grübeln und wagenradzertrümmerndem Geschick, vom blitzschlingelndverheerenden Sturmschritt des Gewölks, von brillantringfingrigen Stutzern und sternschnuppenbeguckenden Gauklern, in den Wespen von Pfefferkornundkümmelspaltern und dem Morgenschlafverstörungsrechtsverhunzerleben eines Richters. *Lysistrata*, in der gleichnamigen Komödie, die anderen widerspenstigen Weiber alarmierend, ruft: hallo, ihr Rübenkohlgemüsebutterweiber, ihr Zwiebelkäsebäckerkneipenfrauen; im Frieden ist von leckerbissenverschlingenden Forellenschnappern, bocksduftigen Fischmarktumwühlern und

ahmung des athenischen Komödiendichters nur bei Plautus (z. B. quodsemelarrripides, tedigniloquides, nunquamposteareddides).

Weit hinter dem 75silbigen Rekord des Aristophanes bleibt der Berliner Humorist G l a ß b r e n n e r zurück, wenn er — bloßdreißigsilbiglitanieind — von treuhundsmurrknurrgrutrußsboßigzahnloskeifgknochenleiberklapprig-abgebuhltebetfrommhofquatschkaffeeklatschgen Weibern spricht. Man kann viele solche Fettaugen aus der G l a ß b r e n n e r'schen Brühe herausfischen. Zwei weitere Beispiele sollen genügen: katzenpfotweichschleichheimvogelgiere Polizisten und pudelwinselschwanzkriechmuckerspeichelleckig. Weniger durch die Länge als durch den virtuellen Aufbau zeichnen sich die Wortzusammenziehungen N e s t r o y s, des Wiener Aristophanes, aus. Bei ihm ist zu lesen: Nichtbisfünfzählenkönnner, Konvenienzüberhüpfer, Voneigenen-mittelnehmer, Untervieraugenspassetteln (Spassettel = Späßchen), Mitmir-wasvorhaber, momentane Michhinwerfung, herrschaftsbusen genährte Schlangin, venividivizisch gedacht. Mehr ins Quantitative geht das Nestroysche Wort Künstlerstolzbeleidigendeselbsteigeneidealschöpfungsverschandelungszumutung. Den Amtsstil nachahmend gebraucht er Berücksichtigungswerdungsansprüche und Hochverratsvorschubsleistungsteilnahme. Ganz nestroyisch schreibt K a r l K r a u s von zwei Triebfedern des Stillstandes im Wiener Volkscharakter: „der Schiebidenneteen-Wille paart sich mit der Stehteenettafür-Skepsis“ (schieb' ich denn nicht eh' an, steht eh' nicht dafür).

Bei Nestroy findet sich auch die Farbenbezeichnung vergißmeinnicht-katzenazurblau. Diese scherzhaft übertrieben verstärkende Zusammensetzung ist einer alltäglichen Erscheinung der deutschen Volks- und Umgangssprache und besonders der M u n d a r t e n nachgebildet. Wir sagen mutterseelenallein oder mundartlich muttergottesseligallein¹, oder wie es in Bechsteins

lenzluftdurchwogensüßmelodischen Floskeln die Rede, in den Fröschen von Blitzhageldonnerwetterkerls und Steineichenstämmenentwurzeln. In den „Fröschen“ kommt auch die Szene vor, in der die Tragödiendichter Aischylos und Euripides um den Dichterthron streiten. Euripides bezeichnet den Rivalen als wortgebälkumklammerungskundigen Schöpfer der Ungeheuer, und Aischylos erwidert mit den Schimpfwörtern Bühnenlumpensammler und Bettelbrutaushecker. Im Finale der Weibervolksversammlung fordert die Chorführerin ihre schlanken Gespielinnen zum Tanze auf: „rüttelt den leeren Bauch, denn es winken euch austernschneckenlachsmuränen-essighonigrhamgekröse - butterdrosselhasenbraten - hahnenkammfasanenkalber - hirnfeldtauben-siruphering-lärchentrüffelgefüllte Pasteten.“

1) Auch mutterallein (schwedisch moderallena), seelenallein, muttermenschallein usw. Alle diese Nebenformen widersetzen sich der Fabel von der Volksetymologie mutterseelenallein aus moi-tout-seul.

Märchen einmal heißt, mausmuttersternallein, wir sagen schneeglütenweiß oder in Tirol schneeglührieselweiß, oder in Leipzig schneeschlohengelweiß, und wir sagen brandkohlkesselschwarz oder pechrabenhöllenschwarz, wenn wir „weiß“ oder „schwarz“ oder „allein“ steigern wollen. Denn wir haben es nicht so leicht, Superlative und Supersuperlative zu bilden, wie z. B. die italienische Umgangssprache, die sogar Esel, Jesuiten, Neapolitaner steigern kann (asinissimo, jesuitissimo, napolitanissimo)¹. Auch das Steigerungsbedürfnis vieler Flüche befriedigt sich vielfach in Wortbündelungen; z. B. Himmelkreuzdonnerwetter, Himmeltausendschockschwerenot. Dabei haben die aristophanelnden Bildungen der deutschen Mundarten meist einen scherzhaften Beigeschmack. Bei Fritz Reuter heißen die Festtagskleider „de Sünndagsnahmiddagschen“. Ähnlich im Leipzigerischen: die Sonntagsnachmittagsausgehweste. Der Leipziger Lexikograph, der dies in den achtziger Jahren buchte, notiert u. a. auch die Wortketten: saubohnenstrohgrob und anvettermicheln (= sich einschmeicheln); man vgl. dazu bei Theodor Vischer: Vettermichelgemütlichkeit. (Bei Vischer, im „Faust, III. Teil“, finden wir auch: hetzkaplankläfflich, Höllenkochherdfeuer.)

Im Gegensatz zu dem scherzhaften Charakter der gelegentlichen Wortbündelung in der Umgangssprache und in den Mundarten war es den Sprachreinigern, die um jeden Preis Ersatz für die Fremdwörter schaffen wollten, bitter ernst, wenn sie mitunter für ein kurzes Fremdwort ein wahrhaft aristophanisches Wortgebilde auf die Beine stellen mußten. Kein Wunder, daß das geradezu kriechende Wort Lichtstrahleneigenschaftswissenschaft für das aufrecht stehende Optik, oder das Starkschwachastentrührbrett für Fortepiano sich nicht einbürgern konnte. Bescheidener war Beethovens Verdeutschungsvorschlag (1816) für Pianoforte: Hammerklavier. 1825 aber empfahl Beethoven für Konzert Tonstreitwerkversammlung, für Trompeter Schmettermessagingwerker, für Dilettant Kunstzeitvertreibliebender. (Beethoven dürfte dabei von der „Allgemeinen Musikalischen Zeitschrift“ beeinflusst gewesen sein, in der damals für Tenor Dünnsang, für Bassist Grundsangwerker, für Fagottist Tiefholzwerker, für Flötenspieler Sanftrohrwerker, für Instrumentalmusik Klangmachwerkerei vorgeschlagen wurde; übrigens behauptet Schindler, die im Nachlaß vorgefundenen Verdeutschungen seien gar nicht vom Meister selbst; der Neffe Karl hätte sie zur Unterhaltung des Onkels erfunden.) Gegner der Sprachreiniger haben

1) Bei großen Anlässen muß man den Superlativ noch übersteigern, sagt Stendhal über die Italiener in seiner Geschichte der Malerei. — Die Steigerung von Hauptwörtern kommt gelegentlich auch im Deutschen vor; z. B. in einer alten Wiener Operette: „Sie ist das Allerfraueste, was es gibt.“

sich, um sie zu verhöhnen, den Trick der Aristophanisterei jedenfalls nicht entgehen lassen. Hoffmann von Fallersleben, der Dichter des Deutschlandliedes, sagte einmal statt Reaktionär: Freiheitsniederschmetterling¹. Und für Jalousie schlug 1842 eine Zeitschrift vor: Fensterherabfalldunkelmachsonnabwehrleinwandslappen. Auf die Fremdwortscheu als Fördererin überwuchernder Zusammensetzungen wies schon Jacob Grimm hin: „Deutschland pflegt einen Schwarm von Puristen zu erzeugen, die sich gleich Fliegen an den Rand unserer Sprache setzen und mit dünnen Fühlhörnern sie betasten. Ginge es ihnen nach, die nichts von der Sprache gelernt haben und am wenigsten die Kraft und Keuschheit ihrer alten Ableitung kennen, so würde unsere Rede bald von schauderhaften Zusammensetzungen für einfache und natürliche fremde Wörter wimmeln.“

Eine vortreffliche Brutstätte für Wortkolosse war von jeher die Amtssprache. Carl Julius Weber, der deutsche Demokritos, belustigte sich oft über die „Wörterzusammenziehungsunausstehlichkeit“ der deutschen Juristen. Und Jean Paul, der eine gelehrte Abhandlung in zwölf Briefen und zwölf Postskripten über die deutschen Wortzusammensetzungen verfaßt hat (hauptsächlich zur Bekämpfung des Binde-„s“, in der ihm dann Maximilian Harden gefolgt ist²), gedenkt darin besonders der „Samwörter“ der Wiener Kanzlei- und Finanzsprache. Gegen diese Krankheit fordert er ein Wortbandwurmabtreibmittellehrbuch. Ähnliche Gedanken vertritt ein 1899 erschienenenes, anonymes Pamphlet („zusammengesetzt in seeschlangenartiger Wehmut durch Pipin den Kurzen, Feind aller Langworte“) unter dem Titel „Zu Hülfe gegen den Wortzusammenziehungsbestrebungsbazillus“. Die Zeit der Jahrhundertwende war übrigens die Glanzzeit dieser Makartfestzüge der Wörter in der Literatur sowie im Amtsstil. In einer amtlichen Bekanntmachung der Wiener Zeitung aus dem Jahre 1899 ist zu lesen: „Kaiser Franz Josefs des Ersten fünfzigjähriges Regierungsjubiläums-Schüler-Stipendien-Stiftung-Effekten-Lotterie-Unternehmen.“ (Bei diesem Wortungetüm ist nebenbei auch nett, daß dieses offenbar zum 2. Dezember 1898 geschaf-

1) Bei Hoffmann v. Fallersleben kommt auch (im Gedichte „Allerhöchste Kultur“, innerhalb der „Unpolitischen Lieder“) die Strophe vor: So werden wir denn noch erleben / Ein Kleideranpassungsbureau / Und ganz gewiß auch noch daneben / Ein Fußbedeckungsstück-Depot.

2) Der Kampf gegen das Binde-„s“ (Achtungerfolg statt Achtungserfolg!) flackert auch seit Harden immer wieder auf. Hauptsächlich in Norddeutschland hält sich mancher an den gereimten Grundsatz: „Wo das s ist zweifel- / Haft, da wirf's zum Deifel.“ Indes im Süden die Parole vorherrscht: „Das Binde-s, das Binde-s / Ist etwas Hochzuschätzendes, / Es klebt, leimt, kittet Jegliches, / Drum, wo du kannst, verwende es!“

fene Unternehmen 1899 als bereits fünfzigjährig hingestellt wird.) 1896 wird im Preußischen Abgeordnetenhaus eine Zentralgenossenschaftskassengesetzesnovelle behandelt und im Jahre 1910 brachte die preußische Regierung einen Abgeordnetenhauswahlvorschriftenabänderungsentwurf ein. Auch die Amtstitel im k. k. Österreich ließen nichts zu wünschen übrig, wir erwähnen bloß den Statthaltereikonzeptspraktikanten, den Hilfsämterdirektionsadjunkten und den Einreichungsprotokolldirektorialassistenten. 1905 nagelte der Deutsche Sprachverein u. a. folgendes in gedruckten amtlichen Äußerungen fest: Pflugschaftsübernahmehbereitswilligkeitserklärung, Mündelgeldversicherungsnachweisungsangelegenheit, Weiterverpfändungsbenachrichtigungsberechtigter. Ganz harmlos erscheinen daneben die Ausdrücke Zivilversorgungsberechtigungsschein, Lederverarbeitungsgewerbe, Rübensamenstoppelauflösemaschine. Aus dem österreichischen Militärämterstil, in dem besonders das Rechnungswesen glänzte: Rücküberrechnungszustimmung, Pferdebeköstigungsdurchschnittspreis. Das Schöffengericht der mecklenburgischen Stadt Mirow verhandelte im Jahre 1911 gegen einen Geschäftsreisenden wegen „Wandergewerbescheinsteuerdefraude“. Eine Zeitschrift, die die Vorladung zu Gesicht bekam, entdeckte in jenem Hauptwort einen daktylischen Tonfall und baute es in einen Hexameter ein: „Strafe, o/Schöffe, die/Wanderge/werbeschein/steuerde/fraude!“ So üppig dieses Wort übrigens ist, macht es sich doch einer Knauserei schuldig, indem es durch Benützung eines unbekannten Wortes „Defraude“ die Endsilben des Wortes Defraudation unterschlägt. Eine andere Zeitschrift erließ 1910 ein Preisausschreiben für die Bildung von „Überriesenbandwurmwortgebildepyramidenausdruckszusammenstellungen“.

Die Angst vor der spöttischen Kritik der Tagespresse hat übrigens in den letzten Jahren vor dem Krieg vielerorts auch Gesetzgeber und Behörden veranlaßt, endlose Wortzusammensetzungen zu vermeiden, aber im Weltkrieg fühlte sich Sankt Bürokras frisch gestärkt; Kritik an seinem Stil wäre unvaterländisch gewesen, und so wimmelte es in den Verordnungen und Erlässen von kreiseingesessenen kaffeersatzbezugsberechtigten Personen und Fleischbrüheratzwürfeln, von Herbstkartoffelanbauflächenenerhebungen und Zuckerrübenverfütterungsverboten. Im Sommer 1919 schrieb ein österreichischer Erlaß vor, daß Personen, die sich auf Sommerfrische begeben, vorher bei ihrer zuständigen Brotkartenausgabestelle den Lebensmittelkartenabmeldeschein zu beheben haben. Übrigens läßt sich auch die Nachkriegszeit nicht lumpen; man führt Nichtangriffspaktverhandlungen, bezieht Hauszinssteuerneubauwohnungen, genehmigt die Bevorschussung der bepflandbriefungsfähigen Landgüter, fördert Stadtrandsiedelungsbestrebungen, prüft

Überstundenentlohnungsansprüche, erläßt Zündwarensteuerausführungsbestimmungen, stellt Notarbeitsbeschaffungsprogramme auf, das Berliner Polizeipräsidium zahlte 1928 Bekleidungsabnutzungsentschädigungen (dreimal -ung). In der Bierwürzekontrollmeßapparateverordnung (13 Silben, 39 Buchstaben) des österreichischen Bundesministeriums für Finanzen vom 21. November 1928 heißt es: „Die Schließung des Bierwürzeablaufhahnes und das Herabschließen des Drehschieberiegels darf nicht unterlassen werden.“ Im Sommer 1936 fand in Österreich ein Gendarmeriealpinersommerkurs statt und wurden in einzelnen Tiroler Gemeinden für die Zeit des Fremdenverkehrs Interessentensaisonpostämter errichtet. Ganz jungen Datums ist auch Gaubetriebsgemeinschaftsjugendwalter und aus Österreich: Kreisobstbauwanderlehrer, Heimatschutzbezirksführerstellvertreter, Tapferkeitsmedailenbesitzervereinsmitglied. In der Stadt Wörgl waltet ein Arbeitsbestätigungsscheinausgabetreuhänderkomitee¹.

Ein besonderer Typus der aristophanischen Wortungetüme ist jener, der aus der Verwandlung eines Zeitwortes in ein auf -ung endendes Hauptwort unter Mitraffung des redensartlich zum Zeitwort gehörigen Satzteilens entsteht². Besonders in Parlamenten, Gerichtsakten, Berichten der Gendarmen wütet die „Hauptwörterseuche“ und zeitigt Krankheitsmerkmale wie Habhaftwerdung, Außerachtlassung, Zuranzeigebringung, Inanklagezustandversetzung, Zurabstimmungbringung, Zurverfügungstellung, Wiederinkraftsetzung. Selbst beim Sprachmeister Grimm findet sich gelegentlich ein Hauptwort wie Wortuntereinanderwerfung. Bei Liliencron begegnen wir

1) Nicht selten sind Kongresse die Opfer des journalistischen Dranges nach aristophanischer Wortraffung. So berichtet im Juni 1935 eine Zeitung über eine in Homburg (Saar) stattgefundene „Gehirn- und Rückenmarkstagung“ und eine Zeitung in Glatz berichtet über eine „Edelmisttagung.“

2) Aber das -ung hat neuestens in Otto Briegleb einen überzeugten Verteidiger bekommen. In einer eigenen Schrift über „Das Recht der Endsilbe -ung“ behauptet er u. a., die frevelhafte Ersetzung des -ung sei ganz jungen Ursprungs. Aber schon Jean Paul trat für „Regiergewalt“, „Vergrößerglas“ ein. Schopenhauer poltert bereits lebhaft in den Parerga gegen die Zerstörungswut der Wortkürzer, die sich vorzüglich auf die Endsilben -keit und -ung (z. B. Nachweis statt Nachweisung) richte. Behaghel weist darauf hin, daß für den Vorgang des -ung-Schwundes zum Teil schon das 18. Jahrhundert verantwortlich sei. Schon bei Goethe erscheint Zunahme für das ältere Zunehmung; er hat auch nebeneinander Besitznehmung und Besitznahme. — Der fakultativen Abschleifung des -ung verdankt der Sprachgebrauch in manchen Fällen die Möglichkeit besonderer begrifflicher Unterscheidungen: für den Unterhalt von Frau und Kindern zu sorgen ist etwas anderes als für ihre Unterhaltung zu sorgen.

einer Ungdoppelung: Inordnunghaltung der Bibliothek. Ein Reichsgerichts-urteil vom 16. November 1934 spricht von der „Verbeiständung des Angeklagten durch einen Verteidiger“; im gleichen Jahre die Barmer Krankenkasse von der Leistungszurverfügungsstellung. Viermal kommt -ung in einem Worte vor, das 1931 in der Juristischen Wochenschrift zu lesen war: Berufungsbegründungsfristverlängerungsverfügung¹. Bei der Verhauptwortung des Zeitwortes „nehmen“ wird wenigstens die -nehmung vermieden und -nahme bevorzugt; z. B. Wiederinbetriebnahme, Inanspruchnahme, Inempfangnahme, Inaugenscheinnahme. (Der 13silbige Satz „die Inangriffnahme der Arbeit erfolgt heute“ ist anscheinend vornehmer als der 7silbige „die Arbeit beginnt heute“.)

Ein erfolgreicher zeitgenössischer Autor schreibt: „Durch das Vertreten der Meinung, daß man auf dem Wege einer durch demokratische Einrichtungen erfolgten Zubilligung verfassungsmäßig größerer Rechte Menschen befähigen kann...“ Statt dessen könnte es heißen: „Wer meint, daß man Menschen, indem man ihnen durch demokratische Einrichtungen verfassungsmäßig größere Rechte zubilligt, befähigen kann...“ Aber anscheinend ist es wirksamer statt 17 Wörter 22 Wörter, statt 38 Silben 50 Silben, statt 3 Hauptwörter 7 Hauptwörter zu gebrauchen. Es ist daher, mit spöttischer Übertreibung auch vorgeschlagen worden, der Bibel eine zeitgemäße Fassung zu geben, in der dann der erste Vers („Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“) wie folgt zu lauten habe: „Die Inangriffnahme der Weltordnung nahm mit dem Umstand ihren Anfang, daß seitens Gottes die Indiewegeleitung des Himmels, bezw. der Erde erfolgte“. Börries v. Münchhausen ist der Meinung, daß die „Hauptwörterseuche“ hauptsächlich durch Rainer Maria Rilke in die deutsche Schriftsprache gedrunken sei, wobei er jedenfalls das Alter dieser Ausdrucksweise unterschätzt und die Wirkung Rilkes überschätzt.²

1) Eine Wiener Tageszeitung schreibt 1936 über eine ungarische Regierungsverordnung, die die deutschen Minderheiten betrifft: „Es wird nicht nur keine Förderung der deutschungarischen Bestrebungen, sondern im Gegenteil Duldung ihrer Hemmungen geübt.“

2) Ein Beispiel des zeitwortarmen und hauptwörterhäufenden Stils aus Rilkes „Briefen aus Muzot“: „Da der Anschluß seines Herzens gestattet erscheint, wird das Maß aller seiner Beziehungen ein so besonderes und persönliches sein, daß er im Augenblicke unbeschreiblichen Eingezogeneins etwas vor denen voraus haben wird, die aus leichteren Bedingungen heraus ihre Anteilnehmung leisteten.“ Den Nebensatz „die aus leichteren Bedingungen heraus ihre Anteilnehmung leisten“ übersetzt Münchhausen wie folgt ins Deutsche: „die leicht Anteil nehmen.“

In anderen Fällen wird das -ung in der Weise vermieden, daß bei der Verwandlung des Zeitwortes zum gespreizten Hauptwort die Infinitivform erhalten bleibt. In gewissen Romanen und schöngestigen Schriften wimmelt es von Hauptwörtern, wie das Sich-vor-nichts-abschrecken-lassen, das Sichnichtgenugtunkönnen. Zu den neueren Klassikern dieses Stils des Infinitive-als-Hauptwörter-Gebrauchens gehören u. a. Rudolf Herzog (die Kraft des Nimmerzugrundegehenkönnens, das Übernachtsvomhimmelfallen) und Richard Schaukal (das Insischselfstschönsein, das Vonderwahrheitüberzeugtsein). Ubrigens finden sich solche Infinitivhauptwörter auch bei Fontane (das Auch-draußen-zuhause-Sein, das Hutabziehen- und Geradestehenmüssen), bei Heyse (das geschäftige Sich-den-Himmel-verdienen-wollen, das Sich-dann-ohne-weiteres-zurückziehen), bei Hofmannsthal (das Wieder-aus-der-Hand-legen der Bücher, das Miteinander-auf-der-Welt-sein). Anzenberger versuchte es im Mundartlichen: weg'n 'm Miteingesperrtg'westsein, das Besser-haben-Kinna. Im Frankfurterischen: das Ewigdarnewedappe (danebentappen). Hier und da kommen solche Zeitwörter, die dazu verurteilt sind, als Hauptwörter verummmt einen Rattenschwanz von Wörtern nach sich herzuschleppen, auch bei Wilhelm Raabe vor: er spricht vom So-nach-drei-Uhr-morgens-nachhause-kommen, vom seligen Nichtmehrvonsichwissen, von einem mühseligen Wieder-auf-sich-besinnen, von einem Fest-auf-die-vier-Füße-stellen, von der Annehmlichkeit des Endlich-einmal-unter-sich-seins, von einem Den-Eierschalen-anderer-nachgehen, von einem Jahrhunderte langen Als-feuriger-Mann-herumgehen. Beim Philosophen Heidegger (bei dem sich auch ein Hauptwort „das Un-zu-Hause“ findet) lesen wir vom Nicht-bei-sich-sein-können, vom Sich-vorweg-Sein. Th. Matthias behandelt in seinem bekannten und geschätzten Buche über Sprachschäden in einem eigenen Paragraphen den „substantivierten Infinitiv als Quelle unschöner Zusammensetzungen“. Der Fachsprache der Wissenschaft könne man aber Bildungen wie das Nichtaufkommenlassen, das Anundfürsichsein (Hegel)¹ zugestehen. Auch ein Humorist oder Spottvogel dürfe manchmal versuchen, mit solchen Bildungen eben durch ihr Absonderliches eine eigentümliche Wirkung zu erzielen (z. B. wenn Heine über das Nebeneinandergehenktwerden spottet).

1) Wie weit es aber kommen kann, wenn Philosophen ihrem Drang nach Aristophanismen die Zügel lockern, zeigen z. B. die Neuschöpfungen, von denen es in den Schriften von K. Chr. Fr. Krause wimmelt, wie Seinheitsur-einheit, Vereinselbstganzweseninnesein, oder neuestens bei Stoltenberg, dem Verdeutscher philosophischer Fachausdrücke, die Wörter Entsprechniskeit, Vervollkommenbartum, Verstehsamnis.

II

Die Neigung der deutschen Sprache zu langen Zusammensetzungen ist einmal vom amerikanischen Humoristen Mark Twain verhöhnt worden. In einem satirischen Bericht über eine Europareise erzählt er, daß bei einem Patienten in der Nähe von Hamburg ein Wort von 13 Silben operativ entfernt werden mußte. Freundschaftsbezeugungen, Stadtverordnetenversammlungen seien keine Wörter, sondern Festzüge des Alphabetes; wer Phantasie habe, könne die Musik hören und die Fahnen sehen. Mark Twains Spott fand viel Widerhall in Deutschland. Ein Autor stellte öffentlich die Forderung auf, kein deutsches zusammengesetztes Wort dürfe mehr als fünf Silben haben. F. Böckelmann verlangte, man solle statt Achthurladenschluß, Offiziersgenesungsheim, Wiederherstellungsbestreben sagen: Ladenschluß um acht Uhr, Genesungsheim für Offiziere, Bestrebungen, dies oder jenes wiederherzustellen. Warnend trat diesem Auflösungsbestreben („Bestreben zur Auflösung“) W. Gensel entgegen; es sei leicht, häßliche Wörter an den Pranger zu stellen, aber oft schwer, ja fast unmöglich, stichhaltigen Ersatz zu schaffen. In der Tat, sollen wir statt Augenheilkunde, Strafgesetzbuch, Großmachtdünkel, Siebenmeilenstiefel schwerfällig sagen: Kunde der Augenheilung (oder Heilkunde für Augen), Gesetzbuch über Strafen, Dünkel, eine Großmacht zu sein, Stiefel für Schritte von sieben Meilen? Der Satz „vom Fußballwettstreit fuhr der Männergesangsverein mit der Drahtseilbahn in die Kaltwasserheilanstalt“ (11 Wörter = 26 Silben), müßte dann wie folgt aufgelöst werden: „Vom Wettstreit im Spiel mit dem Fußball fuhr der Verein für Männergesang mit der Bahn an dem Drahtseil in die Anstalt für Heilung mit kaltem Wasser“ (26 Wörter = 37 Silben). Die Zahl der Silben ist also fast veranderthalbfacht, die der Wörter fast zweieinhalbmals so groß geworden.

Gegen die rücksichtslose Verurteilung aller zusammengesetzten Wörter von mehr als fünf Silben hatte sich auch Böckelmann ausgesprochen. Wir empfinden ja sechssilbige Wörter, wie Verfassungsurkunde, Sittlichkeitsverbrechen, Sicherheitsmaßnahme, Befähigungsnachweis, durchaus nicht als schwerfällige Ungetüme, die man durch verzögernde Umschreibung ersetzen müßte. Auch gegen die sieben Silben von Waffenstillstandsverhandlung, Verbrechensbegünstigung und Meistbegünstigungsvertrag und die acht Silben von Angestelltenversicherung, Arbeitslosenunterstützung oder Untersuchungsgefangene ist nichts einzuwenden. Auch außerhalb des Verwaltungs- und Rechtswesens verletzen uns nicht mit ihren sieben Silben die Wörter Unterscheidungsmöglichkeit, Entwässerungsanlage usw. Die Fähigkeit zu Zusammensetzungen muß geradezu als ein Vorteil der deutschen Sprache angesehen

werden; wir können z. B. mit einem Wort ausdrücken Handschlag, Mondschein, wo der Franzose vierwörtig sagen muß: *coup de la main, clair de la lune*. Auch im Auslande trat den deutschen Zusammensetzungen ein Helfer auf. R. A. Williams hob hervor, daß der Spott gegen die deutschen Zusammensetzungen oft auf falschen Grundlagen beruhe. Nur der Fremde, der die Bestandteile nicht auseinanderhalten kann, komme schwer zurecht, für das Gefühl des Deutschen ist das Wort instandsetzen um gar nichts schwerer zu erfassen als die drei Wörter in Stand setzen¹.

Mit der Frage, ob die besondere Fähigkeit zur Wortzusammensetzung als Vorteil anzusehen sei, hat sich schon Jacob Grimm beschäftigt. Unser himmelblau oder engelrein, schreibt er in seiner Schrift „Über das Pedantische“, sei allerdings schöner als das französische *bleu comme le ciel, pur comme un ange*, „aber ich stehe ebensowenig an, dem lateinischen *malus, pomus*, dem französischen *pommier* den Vorzug vor unserem Apfelbaum zu

1) Auch der Ungar, dem man Wörter wie *legeslegmegengesztelhetetleneb-beknek* (= den Allerunversöhnlichsten) vorhält, findet sich in den Gliedern dieses Defiliermarsches der *e*-Silben ohne weiteres zurecht. Agglutinierende Sprachen, zu denen ja das Ungarische gehört, können überhaupt mit einem Worte viel ausdrücken. Man sehe sich einen ungarischen Satz aus 2 Wörtern an: *holtomig* (bis zu meinem Tode) *váráthatnálak* (könnte ich dich warten lassen). Also 9 deutsche Wörter entsprechen den 2 ungarischen. Dabei muß diese ungarische Wortknappheit nicht etwa durch ein Mehr an Silben oder Lauten erkaufte werden, denn im angeführten Beispiel besteht die deutsche Übersetzung aus 14 Silben = 38 Buchstaben (ch als 1 gerechnet) gegenüber von nur 8 Silben = 21 Buchstaben im Ungarischen. Fritz Mauthner führt ein Prachtbeispiel der Agglutination aus dem Türkischen an: *sev-isch-dir-il-e-mek*, „es ist ein Infinitiv von so reicher Nüancenfülle, daß wir mit all unseren Sprachkünsten kaum heranreichen können, wir müßten es ungefähr übersetzen: nicht genötigt werden können einander zu lieben“ (also 14 deutsche für 7 türkische Silben). Die Möglichkeit knapper Ausdrucksweise verdanken die agglutinierenden Sprachen u. a. dem Umstande, daß sie neben dem Zeitwort eines eigenen persönlichen Fürwortes entbehren können, z. B. ungarisch *verlek* = ich schlage dich, *veretsz* = du läßt mich schlagen. Es gibt über solche Fürwortlosigkeit eine nette Bemerkung von Lord Byron (in seinen Gesprächen mit Medwin): Alfieri habe vier Worte geschrieben, die mehr sagen als ganze Bücher. Sie stehen im „Don Carlos“. Der König und sein Minister belauschen eine Zusammenkunft des Infanten mit der Königin, worauf folgender Dialog zwischen König und Minister die Szene abschließt: *Vedesti?* — *Vedi* — *Udisti?* — *Udi!* In einer Übersetzung, sagt Byron, würde alle dramatische Schönheit verlorengehen, — die Pronomina würden sie töten. Deutsch würde der Dialog lauten: Hast du es gesehen? — Ich habe es gesehen! — Hast du es gehört? — Ich habe es gehört. Aber ungarisch: *Láttad?* — *Láttam.* — *Hallottad?* — *Hallottam.*

geben“¹. Die Leichtigkeit des Zusammensetzens im Deutschen, meint Grimm, habe man ohne hinreichenden Grund zu der Fülle der griechischen Zusammensetzungen gehalten. „Schlechte ungebärdige Zusammensetzungen leimen ist keine besondere Kunst“². Grimm empfiehlt daher „Enthaltsamkeit im Anwenden der Zusammensetzungen und Eifer für den erneuten Gebrauch guter alter und neuer Derivative“³. Ableitungen sind, wie Oppermann auseinandersetzt, kürzer als Zusammensetzungen, bieten also den Begriffsinhalt bestimmter und scharfer als diese und entsprechen der vorwiegend verstandesmäßigen Auffassung der Romanen, zusammengesetzte Wörter hingegen geben den Begriff sinnenfälliger und anschaulicher als einfache, abgeleitete Ausdrücke, entsprechen also der gemütvolleren Art des deutschen Volkes. Daher seien „die Franzosen Meister der Prosa, die Deutschen aber Führer auf dem Gebiete der Dichtung“; man versuche nur Ausdrücke wie Muttersprache, Vaterhaus, Heimweh, Herzeleid, traumverloren, Waldeinsamkeit in fremde Sprachen zu übersetzen⁴. Mit seinem

1) Man beachte auch die französischen, italienischen, englischen Simplizia *gant, guanto, glove* gegen die deutsche Zusammensetzung *Handschuh*, *oreiller*, *origliere*, *pillow* gegen *Kopfkissen*, *dé, ditale, thimble*, gegen *Fingerhut*, *bûcher, rogo, stake*, gegen *Scheiterhaufen*, *crédule, credulo, credulous* gegen *leichtgläubig*, *patiner, patinare, scating* gegen *Schlittschuhlaufen* usw.

2) Moszkowski weist im besonderen auch darauf hin, zu welchen Konsonantenbegegnungen deutsche Wortzusammensetzungen führen können: *Postprotestfrist*, *Geschwulstschwund*, *Wirkstrumpfkämpfung*. Ich vermehre seine Beispiele und verweise auf die Gruppe *-ngstschw-* in *Angstschweiß* (wo Franzosen und Engländer sich je zweier Wörter bedienen: *sueur froide, cold sweat* = „kalter Schweiß“), auf *-mpfpfl-* in *Sumpfpflanze* (*plante des marais*), auf *-pfspr-* in *Kopfsprung* (*plongeon, header*). Auf eine andere Beeinträchtigung des Wohlklangs durch zu lange Zusammensetzungen lenkt uns Th. Matthias. Die häßliche Wirkung beruhe zum größten Teil darauf, daß von einer stark betonten Silbe am Anfang der Ton bis zum Ende sinkt. „Doppelt muß dies zu fühlen sein, wenn das Grundwort gegenüber dem oder den Bestimmungswörtern zu kurz und unbedeutend ist, als es jene durch einen oder mehrere Nebentöne aufwiegen könnte.“ Man spreche sich nur solche unrythmische Gebilde vor: *Lebensatemzug, todesangstvoll, Sensationsnachrichtenbringer, Pensionsvorsteherinnenmoral*.

3) Es ist besonders eine Überlegenheit der Mundarten, daß sie oft mit kurzen Nachsilben neue Bezeichnungen bilden, wo sich die Schriftsprache umständlicher Zusammensetzungen glaubt bedienen zu müssen. Für das Bernerdeutsch hat W. O. F. Hodler diese starke Fähigkeit zur Derivationsbildung erörtert; z. B. *Stündeler* = *Pietist*, der viel in die *Andachtsstunden* läuft (die Schriftsprache wäre da versucht, *Andachtsstundenstammgast* oder ähnliches zu sagen).

4) Der Franzose muß sich sehr über die im Deutschen jetzt so beliebten Zusammensetzungen von *Eigen-* und *Gattungsnamen* wundern (*Lutherworte, Ibsencharaktere, Hamsunstimmungen, Italienreise, Wolgaschlepper, Russenauf-*

Reichtum an zusammengesetzten Wörtern überflügelt das Deutsche selbst das Sanskrit und das Griechische. Das von den Brüdern Grimm begonnene Deutsche Wörterbuch weist z. B. 510 Verbindungen mit „Geist“, 600 mit Hand, 730 mit Land auf. Da bleibt das Griechische mit 305 Zusammensetzungen, in denen das Wort theos enthalten ist, im Hintertreffen.

Zu erwähnen ist noch ein gelegentlich in Frage kommendes besonderes stilistisches Motiv für längere zusammengesetzte Hauptwörter: man kann durch die Zusammensetzung mitunter die bekannten peinlichen Bildungen nach dem Schema der reitenden Artilleriekaserne, des kalten Wasserdoktors, des roten Weintrinkers, des ausgestopften Tierhändlers, des geräuschlosen Rolladenfabrikanten, des geriebenen Ölfarbenhändlers, der verschmutzten Frauensrollen (Lessing), der ungeborenen Lämmerfelle (Grimm) vermeiden. Es ist erfreulich, daß man Gelegenheit hat, statt „wilder Schweinskopf“ (so bei Goethe) Wildschweinskopf zu sagen, wenn man auch dabei die Konsonantenhäufung — Idschw — in den Kauf nehmen muß, statt kleinem Gewehrfeuer (wie früher üblich war) Kleinge-

träge). Wustmann versäumte nicht, Shakespearedramen und Goethedenkmale zu den Sprachdummheiten zu zählen. Solche Zusammensetzungen wurden in der Schweiz immer besonders häufig gebraucht (Schweizergeschichte, Schweizerreise, Bernbiet, Baseldeutsch, Zürichputsch, Genfersee), und R. M. Meyer bezeichnete sie daher als *Schweizerkomposita*. — Auf einen besonderen Umstand, der bei der Beurteilung von Wert oder Unwert der Neigung zu Zusammensetzungen zu beachten ist, macht mich W. E. Süskind, der Herausgeber der „Literatur“, aufmerksam: die Wortzusammensetzung sei besonders dort vom Übel, wo sie den im Deutschen übernehmenden Schwund des Nebensatzes fördert. („Wegen meiner gebirgs-luftbenötigenden Kinder bin ich zur Mietsvertragskündigung gezwungen“ oder: „Da meine Kinder Gebirgsluft benötigen, bin ich gezwungen, den Mietsvertrag zu kündigen“?) — Hier möchte ich darauf hinweisen, daß die uralaltaischen Sprachen, „wo irgend die uralaltaische Grundlage festgehalten ist“ (H. Winkler), keine Nebensätze, d. h. keine relative oder konjunktionale Bindung haben. Den Gedanken „der Saum des Kleides, das mein Bruder anzieht, geht nicht auf“ drückt z. B. der Japaner ungefähr so aus: „das Nichtaufgehen des Saumes des Angezogenwerdens der Kleider des Bruders meiner Person“ (wa-ga seko-ga ki-seru koromo-no farime otsizu). Daß die grammatikalische Struktur der uralaltaischen Sprachen einen günstigen Boden für Riesenwörter abgibt, zeigten uns schon (Fußnote auf S. 265) ungarische und türkische Beispiele. Auch wenn man auf einen finnischen Text einen Blick wirft, fällt einem sofort die große Anzahl umfangreicher Wörter auf. In einer Abhandlung des bekannten finnischen Sprachforschers E. N. Setälä sieht man z. B. fast in jeder Zeile Wörter des Umfanges wie murteentutkinnusmatkalla, oiteakielisysskanoissa, tartoituksenmukaisuskan-nassa.

wehrfeuer (denn es kann auch ein großes Kleingewehrfeuer geben). Ebenso ist Seidenstrumpffabrikant und Roheisenhändler, Armensünderglocke und Kleinkinderbewahranstalt, Jungmädchenlektüre und Altweibergeschwätz erfreulicher als der seidene Strumpffabrikant und der rohe Eisenhändler, die arme Sünderglocke und die kleine Kinderbewahranstalt, die junge Mädchenlektüre und das alte Weibergeschwätz.

Ferner ist auch festzustellen, daß die deutsche Eigenart, zusammengesetzte Hauptwörter zu bilden dort, wo das Englische oder das Französische die Hauptwörter durch Präpositionen oder durch das Genitivverhältnis verknüpft, die Bildung eindeutig prägnanter Begriffe fördert. Wir zeigen dies an zwei deutschen Lehnübersetzungen aus dem Englischen: *Thronrede*, seit 1815 im Deutschen gebraucht, ist die unter bestimmten Verhältnissen (z. B. vor der Volksvertretung) gehaltene oder verlesene Rede des Monarchen, indes das englische Vorbild des Wortes, *speech from the throne*, im wörtlichen Sinne auch eine unter anderen Voraussetzungen vom Throne aus gehaltene Rede bezeichnen kann; das Englische hat sich daher auch die prägnantere Bezeichnung *King's* (oder *Queen's*) *Speech* schaffen müssen. Ebenso bedeutet *Arbeitsteilung* (deutsche Lehnübersetzung nach der Überschrift des ersten Kapitels von Adam Smiths 1776 erschienenem Hauptwerk) etwas Engeres, Besonderes als das allgemeine „Einteilung der Arbeit“ (*division of labour*).

Die Betrachtung der Lehnübersetzungen im Deutschen ist überhaupt besonders geeignet, das Verständnis für die auffällige Bereitschaft der deutschen Sprache zur Zusammensetzung und für die innerhalb gewisser Grenzen zweifellos bestehenden stilistischen Vorteile dieser Bereitschaft zu fördern. Groß ist die Zahl solcher deutschen Lehnübersetzungen, wo einem zweiwörtigen lateinischen Ausdruck im Deutschen eine Zusammensetzung entspricht. Wir nennen einige Beispiele. Für den Ausdruck *malum discordiae* oder *pomum Eridis*, der auf den Apfel der Eris und das Urteil des Paris anspielt, sagen wir seit 1570 *Zankapfel*. Für das ebenfalls mythologisch begründete *cornu copiae* führte Christian Günther 1723 *Füllhorn* ein. Für *libitinariorum vota* (Seneca) haben wir seit 1591 *Schadenfreude*. Seit dem 15. Jahrhundert *Ehrenmann* für *vir honestus*. Aus *medium aevum* wird Mittelalter, das zunächst allerdings erst ein bestimmtes Alter des einzelnen Menschen bezeichnet und erst seit dem 18. Jahrhundert eine weltgeschichtliche Epoche. Im 18. Jahrhundert entsteht auch die Bezeichnung *Völkerwanderung* für *migratio gentium*. *Erbsünde* und *Schutzengel* sind Lehnübersetzungen aus dem Kirchenlatein (*peccatum hereditarium*, *angelus tutelar*). *Libertas conscientiae*, die Prägung des Boethius, vielgebraucht zur Zeit der Reformation und Gegenreformation,

führt über französische Vermittlung in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zur deutschen Lehnübersetzung Gewissensfreiheit. Kepler bereichert die deutsche Sprache mit *Fixstern* (1598) und *Kegelschnitt* (1616), den Lehnübersetzungen von *fixa stella* und *sectio conica*. Gesichtspunkt für *punctum visus* verdanken wir Leibniz; dem Philosophen Christian Wolf *Schwerpunkt* (1734) für *centrum gravitatis*. Aus der Fachsprache der Grammatik erwähnen wir *Fragezeichen*, 1641 von Schottel für *signum interrogationis* eingeführt, aus der der Medizin *Kaiserschnitt*, seit 1777 für *sectio caesarea*. Die Sprache, die all diese Lehnübersetzungen führen, durchaus Zusammensetzungen als Ersatz analytischer Ausdrücke im Lateinischen, wird noch deutlicher, wenn wir unsere Aufmerksamkeit auch auf die französischen und englischen Entsprechungen erstrecken. Die Entsprechungen der eben angeführten fünfzehn deutschen Zusammensetzungen in den beiden Sprachen weisen in keinem einzigen Falle eine Zusammensetzung auf, wir finden durchwegs analytische Wiedergaben des lateinischen Vorbilds (*pomme de discorde*, apple of discord; *corne d'abondance*, horn of plenty; *joie maligne*, malicious joy; *homme d'honneur*, man of honour; *moyen âge*, middle age; *migration des peuples*, migration of people; *péché original*, original sin; *ange gardien*, guardian angel; *liberté de conscience*, freedom of mind; *étoile fixe*, fixed star; *section conique*, conic section; *point de vue*, point of view; *centre de gravité*, centre of gravity; *point d'interrogation*, sign of interrogation; *opération césarienne*, cesarian section).

Anderen deutschen zusammengesetzten Lehnübersetzungen aus dem Lateinischen stehen als französische und englische Entsprechungen einfache Hauptwörter gegenüber. Fegefeuer für *ignis purgatorius* haben wir bereits seit dem Mittelhochdeutschen; französisch und englisch *purgatoire* und *purgatory*. Während bei diesen beiden Völkern *patine* und *patina* unbestritten ist, wetteifert bei uns mit dem Fremdwort *Patina* seit Paul Heyse die Zusammensetzung *Edelrost*, die Lehnübersetzung von *aerugo nobilis*. *Brennpunkt* gilt seit 1636 für *punctum ustionis* (französisch *foyer*, englisch *focus*), *Wendekreis* seit etwa 1700 für *circulus tropicus* (*tropicus*, *tropic*). Unserer Zusammensetzung *Veitstanz* nach mittellateinisch *chorea sancti Viti* entsprechen die analytischen Bezeichnungen *danse de Saint-Guy* und *St. Vitus' dance* oder die einfachen Hauptwörter *chorée* und *chorea*. Im Falle von *Eigennamen* und *Stammbaum* (seit dem 17. Jahrhundert für *nomen proprium* und *arbor generationis*) hat nur der Engländer die Wahl zwischen einer einfachen und einer analytischen Bezeichnung (*noun* oder *proper name*, *pedigree* oder *genealogical tree*), dem Franzosen stehen nur analytische Lehnübersetzungen zur Verfügung (*nom propre*, *arbre généalogique*).

Schließlich nennen wir einige lateinische analytische Ausdrücke, deren Lehnübersetzung nicht nur im Deutschen, sondern auch im Englischen durch zusammengesetzte Wörter gebildet wird. Für lateinisch *materna lingua* (das

an Stelle des älteren *patrius sermo* tritt), dies *caniculares*, *antlia pneumatica* (1654 von Otto von Guericke, dem berühmten Magdeburger Bürgermeister für seine Erfindung geprägt), *macula hepatica*, *dens sapientiae* (selbst eine Lehnübersetzung aus dem Griechischen, nach *sophronister* bei Hippokrates) und *locus communis* ergeben sich die deutschen Lehnübersetzungen *Muttersprache* und *Hundstage* bereits seit dem 15. Jahrhundert, *Luftpumpe* seit 1719, *Leberfleck*, 1657 durch eine Comenius-Übersetzung eingeführt, *Weisheitszahn* seit 1717 und *Gemeinplatz*, zuerst bei Wieland 1770. In diesen Fällen sind auch die englischen Entsprechungen zusammengesetzte Wörter: *mother-tongue*, *dogdays* (daneben allerdings auch *native language*, *canicular days*), *air-pump*, *liver-spot*, *wisdom-tooth*, *commonplace*. Das Französische verharret auch in diesen Fällen in Treue zur analytischen Ausdrucksweise: *langue maternelle*, *jours caniculaires*, *pompe à air*, *éphélides hépatiques*, *dent de sagesse*, *lieux communs*.

Nicht nur bei den Lehnübersetzungen aus dem Lateinischen, auch bei denen aus dem Französischen widersteht die deutsche Sprache meistens der Verlockung, das analytische Beispiel des Vorbildes zu befolgen und schafft sich lieber Zusammensetzungen. Sie übersetzt *haute trahison* seit Anfang des 18. Jahrhunderts mit *Hochverrat*, *meurtre juridique* (1770 von Voltaire geprägt) seit 1782 (Schlözer) mit *Justizmord*, *présence d'esprit* seit 1791 (Herder) mit *Geistesgegenwart*, *théâtre de la guerre* seit 1793 (Goethe: Belagerung von Mainz) mit *Kriegsschauplatz*. Die englischen Entsprechungen sind analytisch: *high treason*, *judicial murder*, *presence of mind*, *seat (oder theatre) of war*. Weitere Beispiele deutscher zusammengesetzter Lehnübersetzungen nach analytischen französischen Originalen sind: *Schäferstunde*, seit 1711 für *heure du berger*, *Spiegeleier* seit etwa 1780 für *oeufs à miroir*, *Freudenmädchen* seit 1788 für *fille de joie*, *Treppwitz* seit 1827 für *esprit d'escalier*. In diesen Fällen hat das Englische keine genauen Entsprechungen, es behilft sich mit Umschreibungen (*happy hour spent by lovers*), synonymen Ausdrücken (*gay woman*, *prostitute* usw., *poached eggs*) oder mit dem unveränderten Zitat des Französischen (*esprit d'escalier*), gebraucht aber in keinem Falle Zusammensetzungen. Im Falle von *Siebenmeilenstiefel* (Lehnübersetzung seit 1770 aus französisch *bottes de sept lieues*) liegt auch im Englischen eine Zusammensetzung vor: *seven-leaguers*.

Schließlich seien einige deutsche Lehnübersetzungen aus dem Englischen angeführt, die ebenfalls das Verhältnis „analytischer Originalausdruck — zusammengesetztes Wort als deutsche Lehnübersetzung“ aufweisen: *Arbeitsteilung* (nach *division of labour*) haben wir schon früher erwähnt, ebenso *Thronrede* (nach *speech from the throne*) aus der parlamentarischen Sphäre (s. S. 268). Auch ein weiteres Fachwort des parlamentarischen Lebens, *Tagessordnung* (seit 1773), ist Lehnübersetzung nach dem englischen *order of the day*. Die drastischere Färbung der amerikanischen Politik

zeigt unser Stimmvieh (seit den Sechzigerjahren), die Lehnübersetzung von voting cattle, mit welchem Schlagwort man in den Vereinigten Staaten den nur bei den Wahlen wirklich bemerkbar werdenden und nur geringen Anteil gewisser Schichten von eingewanderten Iren und Deutschen am politischen Leben kennzeichnen wollte. Auch Volkslied, 1773 von Herder eingeführt, ist eine Lehnübersetzung aus dem Englischen (popular song). Nach all den früheren Gegenüberstellungen ist es nicht überraschend, daß der Franzose bei der Wiedergabe auch dieser Begriffe sich niemals, wie im Deutschen, eines zusammengesetzten Wortes bedient, sondern division du travail, discours du trône, bétail électoral, chanson populaire gebraucht.

Zu all diesen deutschen Zusammensetzungen, die Lehnübersetzungen aus dem Lateinischen, Französischen oder Englischen sind, — die Beispiele ließen sich beliebig vermehren, — gesellen sich noch viele geflügelte Wörter im Deutschen, die wörtlich oder anspielungsweise auf Bibelstellen, also auf hebräischem oder judengriechischem Sprachgut fußen und zusammengesetzte Wörter sind, ohne daß die französischen oder englischen Entsprechungen es wären. Auf Stellen des Alten Testaments beruhen u. a. die Ausdrücke: Linsengericht (1 Mos 4, 49, potage aux lentilles, pottage of lentils), Todsünde (5 Mos 22, 26, übrigens auch 1 Joh 5, 16, 17, péché mortel, deadly sin), Uriasbrief (2 Sam 11, 14, 15, lettre d'Urie, treacherous letter), Jugendsünde (Psalm 25, 7, péché de jeunesse, sin of one's youth), Jammertal (84, 7, vallée des larmes, vale of tears), Blutgeld (Amos 55, 12, prix de la trahison, price of blood), Krämervolk (Zeph 1, 11, nation d'épiciers, nation of shopkeepers). Auf Stellen des Neuen Testaments beruhen u. a.: Judaskuß (Matth 26, 48, 49, baiser de Judas, traitor's kiss), Dornenkron (27, 29, couronne d'épines, crown of thorns), Weltklugheit (Luk 16, 8, prudence mondaine, worldly wisdom), Donnerstimme (Apok 6, 1, voix tonnante, thundering voice). In vereinzelten Fällen weist auch das Englische für solche biblische Begriffe wie das Deutsche Zusammensetzungen auf, wie z. B. fig-leaf (Feigenblatt, 1 Mos 3, 7), scape-goat (Sündenbock, 3 Mos 16, 21, 22), fire-baptism (Feuertaufer, Matth 3, 10), aber das Französische vermeidet auch in diesen Fällen die Zusammensetzung und hat: feuille de figuier, bouc émissaire, baptême du feu.

Die Möglichkeit, daß der Geist einer Sprache dazu verführt wird, dem einer anderen Konzessionen zu machen, ist nirgends größer als bei der Übersetzung. Im Kampf gegen das Fremdwort übersieht man leicht, daß man fremde Art zu denken und zu fühlen mehr als mit dem Fremdwort im Wege der Lehnübersetzung, also einer „Verdeutschung“ übernimmt. Wenn wir die Erfindung des Deutschen Reis und des Engländer Bell mit griechischem Wortstoff als Telefon bezeichnen, so bequemen wir uns in einem äußerlichen Belang dem internationalen Sprachgebrauch an. Wenn wir aber die Juden ein „Krämervolk“ heißen, so haben wir uns Gedankengang und affektives

Urteil vom Propheten Zephanja, also just von einem jüdischen Sitteneiferer angeeignet, ebenso wie wir die Erinnerung an ein Ritual der Juden in der Wüste heraufbeschwören, wenn wir von einem „Sündenbock“ reden. Und die durchaus deutschen Bestandteile der zusammengesetzten Wörter Geistesgegenwart und Treppenwitz (für *présence d'esprit* und *esprit d'escalier*) können die Tatsache nicht verbergen, daß diese beiden Wörter eigentlich Denkmäler für die französische Hochschätzung des „esprit“ darstellen: in dem einen Worte schafft sich ein Gefühl der Befriedigung Ausdruck, durch das andere zittert Bedauern und blinzelt Spott über verpaßte Gelegenheit.

Der Widerstand gegen das Fremde erweist sich im Formalen oft stärker als im Inhaltlichen. Mehrere Dutzend deutscher Lehnübersetzungen haben wir hier angeführt, die sich unangefochten von den Verlockungen des analytischen Vorbildes, dessen gedanklichen Inhalt sie doch leicht übernehmen, der Ausdrucksform des zusammengesetzten Wortes bedienen, und dabei ist der übernommene Gedankengang mitunter sogar stärker verankert im deutschen Sprachgebrauch als in der ursprünglichen Sprache selbst. Der Umstand, daß der Deutsche Begriffe wie Geistesgegenwart, Arbeitsteilung mit einem einzigen Worte ausdrücken kann, führt dazu, daß diese Ausdrücke ihm schließlich fast geläufiger, lebensnäher sind, als dem Franzosen *présence d'esprit* oder dem Engländer *division of labour*.

Es darf bei all dem freilich nicht übersehen werden, daß mancher analytische Ausdruck — und dies gilt namentlich für das Französische — sich fast nur durch den äußerlichen Umstand, daß die ihn bildenden Wörter getrennt geschrieben werden, von unseren Zusammensetzungen unterscheidet. Ch. Bally weist z. B. darauf hin, daß im Falle von *chaleur solaire* (wörtlich: sonnliche Wärme) = Sonnenwärme weder die Reihenfolge geändert, noch dem Eigenschaftswort ein Umstandswort beigefügt werden kann, noch das Eigenschaftswort zum Prädikat werden kann; *solaire chaleur* ist ebenso unmöglich, wie *chaleur très solaire* oder *cette chaleur est solaire*, während z. B. der Ausdruck *histoire romaine* die Abwandlungen *la romaine histoire*, *histoire vraiment romaine*, *cette histoire est romaine* ohne weiteres gestattet.

Auch ist, wenn man analytische Ausdrücke des Französischen und Englischen den deutschen Zusammensetzungen gegenüberstellt, nicht zu vergessen, daß nur von einer stärkeren Neigung der deutschen Sprache für Zusammensetzungen gesprochen werden kann. Daß diese Neigung sich aber auch im Deutschen nicht immer ausleben kann, zeigen unzählige deutsche stereotype Wendungen, deren Einzelteile der Zusammensetzung widerstreben. Unsere Wörterbücher lassen die Zusammensetzungen Objektstücke, Seligengefilde, Gerechterschlaf, Anstoßstein statt Tücke des Objekts usw. erfreulicherweise vermissen, obschon die Analogie von Löwenanteil, Schulweisheit usw. solche rechtfertigen könnte. Trotz Hiobsgeduld, Achillesferse, Pyrrhussieg sind wir vor Homergelächter, Drakostrenghe, Platonliebe, Catilinaexistenzen bewahrt geblieben. Das Beispiel Zweiparteiensystem ist noch kein Freibrief für ein Zwei-

schneidenschwert. Trotz Faultier kein Faulbauch, trotz Nacktkultur keine Nacktwahrheit, trotz Glanzleistung kein Glanzelend, trotz Lachtaube keine Lacherben, trotz Falschmeldung keine Falschpropheten. Wir haben Goldkrone, Weißwurst, Schwarzbrot, Blaubeeren, Rotwein, Gelbscheibe und doch nicht: Goldkalb, Weißtod, Schwarzhand, Blaubohnen, Rothahn, Gelbgefahr. In vielen Fällen besteht analytische Form und Zusammensetzung nebeneinander, wie z. B. Tagesgespräch und Gespräch des Tages. In solchen Fällen ist es nicht bloß eine Sache des guten Stils, jeweils zwischen beiden Formen zu wählen, sondern es entwickelt sich gewöhnlich auch eine gewisse Abweichung der Bedeutungen. Unter Töchter des Landes (nach 1 Mos 34, 1) verstehen wir entweder die Töchter eines gewissen Landes im Gegensatz zu jenen anderer Länder oder die Töchter eines Landes, hervorgehoben gegenüber anderen Schätzen oder anderen Bewohnern des betreffenden Landes, die Bezeichnung Landestochter gebrauchen wir aber gleichsam in Gegenüberstellung zum Landesvater. Die Stimme der Natur ist ein übertragener Begriff, wir sagen z. B. von ihr, sie lasse sich nicht übertönen, man müsse ihr schließlich gehorchen, seine Naturstimme läßt uns hingegen ein unausgebildeter Sänger hören. Beim Kampfum Dasein denkt man vor allem an Darwins natürliche Zuchtwahl, indes einen Daseinskampf auch der Einzelne im bürgerlichen Sinne bestehen kann.

Daß es wirklich ein besonderer Charakterzug der deutschen Wortbildung ist, der sich in den vielen zusammengesetzten Lehnübersetzungen nach analytischen Originalen bekundet, bestätigt auch ein besonderer wortgeschichtlicher Umstand. Die Lehnübersetzung tritt nämlich nicht immer vom ersten Tage an in der Fassung eines zusammengesetzten Wortes auf. In vielen Fällen versucht der deutsche Sprachgebrauch zunächst, die analytische Ausdrucksweise der Vorlage nachzubilden und erst, wenn das fremde Gedankengut gleichsam schon seelisch verdaut ist, drängt der deutsche Sprachgeist zu der ihm genehmeren Form der Zusammensetzung. Bei manchem der obigen Beispiele, bei denen wir den Zeitpunkt für das erstmalige Auftreten der deutschen Lehnübersetzung in Form eines zusammengesetzten Wortes vermerkt haben, ging der Zusammensetzung ein zunächst noch analytisch übersetzender Ausdruck voraus. Für dies caniculares hieß es im Mittelhochdeutschen noch huntlich tage. Für sectio conica und punctum visus gebrauchte Dürer vor Keplers Kegelschnitt und Leibnizens Gesichtspunkt noch: des Gesichts Punct und Schnydt durch ein Kegel. Nomina propria waren vor 1642 nicht Eigennamen, sondern eygene Namen (1530) und eygentliche Namen (Opitz 1635). Für centrum gravitatis schrieb Christian Wolf, bevor er selbst Schwerpunkt prägte, 1716 noch Mittelpunkt der Schwere. Lessing schrieb noch „die mittlere Zeit“, Wieland noch „das mittlere Zeitalter“ für medium aevum, Mittelalter. Cornu copiae wurde im 17. Jahrhundert noch mit Horn der Fülle wiedergegeben. Die sectio caesarea bezeichnet der Chirurg Heister 1739 noch

nicht als Kaiserschnitt, sondern als kaiserlichen Schnitt. Bevor Herder das Wort Geistesgegenwart, Goethe das Wort Kriegsschauplatz geprägt hatte, waren die Übersetzungen „Gegenwart des Geistes“ und „Schauplatz des Krieges“ für *présence d'esprit* und *théâtre de la guerre* üblich. Der Lehnübersetzung Freudenmädchen (1788) für *filles de joie* ging der Versuch Schillers voraus, „Töchter der Freude“ einzuführen (1783). Vor Paul Heyeses Edelrost für *arugo nobilis* schreiben Wieland und Börne noch: edler Rost.

Der Neigung und Fähigkeit der deutschen Sprache zu Zusammensetzungen verdanken übrigens die Fremdwortbekämpfer ihre besten Prägungen. Wir erwähnen z. B. von den Verdeutschungen Philipp v. Zesens († 1681) Mundart für Dialekt, Idiom, Traverspiel für Tragödie, von denen Joachim Heinrich Campe († 1818) Stromschnelle für Katarakt, Bittsteller für Supplikant, von denen Otto Sarazins († 1921) Bahnsteig, Fahrkarte, Fahrgast, Fahrrad für Perron, Billet, Passagier, Velociped. Daneben gibt es aber zahlreiche Verdeutschungen in Form von zusammengesetzten Wörtern, deren Umständlichkeit der Lächerlichkeit verfallen ist, wie Krautbeschreiber (Botaniker), Mordgrubenkeller (Kasematten), Gipfeltüpfel (Zenith), Meuchelpuffer (Revolver) bei Zesen, Ordnungsaufsicht (Polizei), Nordweiserstein (Magnet), Zauberstreichelkunst (Magnetismus), Gleichmutsweiser (Stoiker), Hundevernünftler (Zyniker) bei Campe und — um auch zeitgenössische Verdeutschungsvorschläge zu nennen — Zukunftspinsler für Futurist bei Engel, Grünfleck für Oase bei Rickmers. (Vgl. auch die auf S. 258 gegebenen Beispiele).

Bei dieser Abschweifung von den monströsen, den sogenannten aristophanischen Zusammensetzungen zu der Frage des allgemeinen, besonders auch bei den Lehnübersetzungen zu Tage tretenden Hanges der deutschen Sprache zu Zusammensetzungen verhehle ich mir nicht, daß es eine Unterlassungsünde ist, stets nur allgemein von Zusammensetzungen zu sprechen, diese gleichsam nur vom quantitativen Gesichtspunkt aus zu betrachten, eine Unterlassungsünde, die Arten der Zusammensetzungen je nach Verhältnis der Bestandteile zu einander und die Unterscheidung von eigentlichen Zusammensetzungen und uneigentlichen, die man genauer nur als Zusammenrückungen bezeichnen kann, durchwegs zu vernachlässigen. Aber vielleicht ist es auch einigermaßen von Vorteil, wenn dem Leser nicht zuviel zugemutet wird, wenn er, durch das „Dickicht der Sprache“ geführt, nicht auf sämtliche Probleme aufmerksam gemacht wird, die rechts und links vom ohnedies genug mühseligen Pfade im Gestrüpp noch lauern.

III

Aristophanische Zusammensetzungen entstehen nicht nur aus dem Bedürfnis der behördlichen Sprache, verwickelte Tatbestände um jeden Preis in ein einziges Hauptwort zusammenzuraffen oder aus dem Bedürfnis der Wissenschaft nach Abstraktion und Detailfixierung, nicht nur als das Ergeb-

nis von Schwerfälligkeit und stolzierender Kramwut, es gibt nicht wenig Fälle, wo sie als Schöpfungen des Sprachtempos und des Sprachtemperaments, jedenfalls als dichterische Ausdrucksmittel anzusehen sind. Selbst Goethe baute Wörter wie Teufelsküchenjungenschar (im Gedicht „Der Püsterich“) oder Geschmäcklerpfaffenwesen (in „Dichtung und Wahrheit“); bei ihm finden sich auch die Wörter Brandschandmalgebur, Bürgernahrungsgraus (Meringer: „mutet mich senil an“), Knabenmorgenblüenträume, Pappelzitterzweig, Fettbauchkrummbeinschelte, fernabdonnernd, Flügelflatterschlagen; in einem Briefe an Kestner, offenbar scherzhaft gebildet: Nichtbriefschreibegesinnungen¹. Besonders viele Neologismen aristophanischer Art finden sich bei Bürger, z. B. Donnergaloppschlag, enthalskrausen, entstaatsperückt, erdebewandelnd, Erzgeneraldummheit, gründlichtiefstrudelnd, schenkelgeharnischt, Siebenbogenspanner, Tausendtränenguß, windschnellfüßig. Beim schwäbischen Dichter Christian Schubart ist zu lesen: Beinahvirtuose, benaserümpfen, blutausschauend, Schlangengeschmeidigkeit, Sturmwindkarosse, Totenbeingecklüft, Wasserflutgericht. Rückert war bei der Übersetzung der indischen Dichtung Nal und Damajanti bestrebt, die langatmigen Zusammensetzungen der Vorlage nachzubilden, und gelangt so zu Wörtern wie sanftlächelredewogig, gliederzartwuchsrichtig, vollmondsangesichtig. Rückert bildet auch nach indischem Muster: Gattensehnsucht-tränen-umflossen. (Dazu bemerkt Tassilo Schultze, daß es die echt arische Freude an der sprachlichen Beseelung der Natur ist, die in solchen poetischen Wortzusammensetzungen ihren Ausdruck findet.) Bei Grabbe schilt der Teufel einen Schulmeister Kinderohrfeigenverfertiger. Bei Platen lesen wir: Demagogenriechernashornsangesicht, Depeschenmordbrandehebruchtirolerin, Obertollhausüberschnapungsnarrenschiff. Bei Mörike ist von Erstlingsparadieseswonnen die Rede, bei Gutzkow von Nachneunuhrzubettgehen, von der Nuraufgottbezogenheit.

Hauptsächlich das griechische Beispiel war in der Dichtkunst verführerisch. Die 1781 erschienene Übersetzung der Odyssee von Voß hat die Verwendung von Partizipien, die mit Umstandswörtern und Hauptwörtern zusammengezogen wurden, in Mode gebracht. So finden wir bei Schiller:

1) Behaghel weist darauf hin, wie gewaltig die Fülle der Zusammensetzungen bei Goethe und Schiller überhaupt ist. In Schillers Versdramen beträgt die Zahl der Zusammensetzungen etwa ein Viertel bis ein Drittel von der Zahl der einfachen Hauptwörter. In Goethes Faust kommen sogar etwa 1200 Zusammensetzungen auf 2200 einfache Wörter, d. h. mehr als ein Drittel aller Hauptwörter sind zusammengesetzt.

himmelumwandelnde Sonne. Ähnliche Partizipia sind z. B. deckeentträufend (Scheffel), dunkelpurpurprangend (K. F. Meyer), goldkorngartenüberdacht, unrastentbürdet, mittagsonnenüberglüht (Bierbaum), raumundzeitweggraffend, menschenlärmdurchwogt (Dehmel). Besonders häufig sind solche aristophanische Partizipia bei Spitteler: strahlenkranzumzuckt, farbetaumdurchmalt, siegessonnenlichtdurchglänzt. (Übrigens kommen bei Spitteler auch nichtpartizipiale Wortzusammensetzungen vor, wie Gießbachdonnerstampf, Ratsherrenschwatzgeplapper, Teufelstugendfrommgesichter, Quellenwirbelwalzer, Tugendheuchelseelen, Weltenscherbenküste, dämmereschattenschwarz, ziegelzimtzinnoberrot, das Tal Warumdennicht, der Gipfel Könntichmöchtich.) Ein anderer Meister der partizipialen Aristophanismen ist Arno Holz: schwülbrastgewitterdonnerdämonendruckbrüllgrülltobte Wolkenbruchszeit, eisteinhagelüberpeitscht, tropenflackerheißlichtüberstrahlt¹. (Auch bei Arno Holz beschränkt sich das Aristophanisieren nicht auf Partizipia; wir finden bei ihm auch Höllenpfehlmarterqualenverdammnisnacht, Baumriesenwipfelblütengigantenschmetterling, walroßwulstplumptannenhalsig, schmatzschlürfschmalzen, belechzgiertrachten.)

Die Zeit um 1900 herum, das sogenannte fin de siècle, war die Hauptblütezeit der Aristophanerei in der Lyrik. Es wimmelte in den affektiert ausgestatteten Gedichtbänden dieser Zeit von Wörtern, wie: schattenlöterig-bizarr, dunkelheitsnächtiges Wettergewölk, stillgeheimes Granitkornzerlecken. Zu den Wortkopplern gehörten auch Dichter vom Range eines Dehmel (Moosundkienharzschwelicht, sturmschwalbenscharendicht, Menschensehnsuchtsqual, Frühlingsknospenglut, Sturmpfeifengeschrill), eines Liliencron (er nennt Amor den Herzenintrabbringer und spricht von Säbelschnittgesaus, Sechsuhrnachmittagssonnenschein und schornsteinrauchfriedlicher Landschaft). Viel üppiger trieb es Otto Julius Bierbaum, von dem wir schon oben Proben geraffter Partizipia sahen; er ist auch mit Hauptwörtern im goldenen Buche der Aristophanerei vertreten; wir erwähnen nur Schnurrbartesisterreichtigkeit, Spinnräderrockentanz, Rockentanzgeschrammel. Von Hans von Gumpenberg wurde Bierbaum in einem Gedicht parodiert, das „Sommermädchenküssetauschelächelbeichte“ heißt. Die ersten vier Zeilen dieser Nachdichtung lauten: „An der Marmelrieselplauderplätscherquelle / Saß ich sehnsuchtstränentropfeltrauerbang / Trat herzu ein Augenblinzeltungeselle / In verwegnem Hüfteschwingschlen-

¹) Aus dem zeitgenössischen Schrifttum ist als „Partizipialaristophanist“ der Romanschriftsteller Hans Heyck anzuführen (gartengebettet, gerutenbündelt, würdegebändig, eichengeblockt u. dgl.).

dergang.“ (Wirklich ein „Schmiegeschwatzeschwelgehochgenuß“, um ein anderes Wort derselben Parodie zu gebrauchen!) Gumpfenberg parodiert übrigens mit üppigen Wortkuppelungen auch Paul Scheerhart (schlitzdurchfächertes Sprühsprungspreizegerüst, Zipfelzapfelgezause, Kuppeltraubengetränke, Zickzackgetakel) und Theodor Däubler (Techtelmechtelnächte, Feuerfauchgewalten, vernunftverdampfter Wichte Knacksgeknaster, aus Schmerzschleimschleiern wabbt Brunstdunstgewitter). Däubler selbst dichtet von angeträumten Schlummerebbungsschleimen, und die Äste beträumen bei ihm ein Taudiamantangebot. Christian Morgenstern spielt auf eine Reihe beliebter Schlagwörter der Jahrhundertwende mit einem Schläge an, wenn er von der Weltauffasseraumwortkindundkunstanschauung spricht. Sein Gedicht „Die Fledermaus“ hat den Untertitel: Kurhauskonzertbierterrassenergebnis.

In diesem Zusammenhang sei noch ein zeitgenössischer Autor angeführt, für den die Verwendung aristophanischer Wortbildungen besonders kennzeichnend ist. Der eigenbrötlerische Basler Satiriker und Dialektdichter Dominik Müller sang nicht nur einmal „Des Nationalratswahlplakatsanklebers Lied“, wir treffen bei ihm auch sonst auf Schritt und Tritt Wendungen wie schwerhinschreitende abendschoppenlüsterne Bürger oder Wörter wie Straßenstaubaufwirbler, Tramschienenstöhnen, schulzwanggeknetet.

Es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß solche Aristophanismen unter allen Umständen als (beabsichtigte oder unbeabsichtigte) komische Übertreibungen gelten müssen. Was ein Künstler der Sprache vermag, zeigt am besten das Beispiel Nietzsches, bei dem sich mitunter ganze Sätze zu einem Wort versteifen. Man denke an nietzschische Schöpfungen wie: das Sich-nicht-rächen-wollen, das Nicht-wieder-los-können, die Schlechtweggekommenen, in-den-Tag-hinein-leberisch, Bausch-und-Bogen-Seelen. Trotz des damals noch geringen Widerhalls seiner Philosophie folgten bereits einzelne Zeitgenossen in ihrer Prosa dem Beispiele dieser Stilart. Johannes Scherr schrieb z. B. in einer Satire auf die Goethe-Philologie, „das Kind“ Bettina habe den alternden Goethe „mittels Umdenhalsfallen und Aufdiekniesitzungen“ behelligt. Der genialische Oskar Panizza ruft einmal aus, hier helfe nur das Selbstdiefederindiehandnehmen, und erwähnt ein andermal das Sich-in-sein-Schwert-stürzen und das Von-einem-vornehmen-Senatsmitglied-mit-dem-Stuhlbein-Erschlagenwerden der beiden Gracchen; die Melancholie nennt er die Röslein-Röslein-rot-Krankheit oder die Blitzblaue-Äuglein-Krankheit. Eugen Dühring poltert über die Hundertundmehr-uniformspieler. Selbst der sprachlich konservative und vorsichtige Wiener Humorist Eduard Pötzl spricht von Kultur-nach-Osten-Trägern.

IV

Diese im deutschen Schrifttum am kennzeichnendsten durch Nestroy und Nietzsche geübte dynamische Zusammenfassung von ganzen Sätzen oder Satzteilen in ein Wort, die sich von den Wortketten rein nebenordnender Art deutlich unterscheidet, ist besonders im Englischen häufig anzutreffen. Bei Dickens z. B. ist der Satz zu lesen: a little man with a puffy Say-nothing-to-me-or-I'll-contradict-you sort of countenance, ein kleiner Mann mit einer Art von aufgeblasenem Sagnirnichtsoderichwidersprechedir-Gesichtsausdruck. William James schreibt in seinen Prinzipien der Psychologie, für das Huhn sei das Ei einfach ein never-to-be-too-much-sat-upon object, ein Gegenstand des Niegenugdaraufgesessenhabens. Bernard Shaw spricht von der life-or-death-intensity, der Auflebenodertodanstrengung, von the not-quite-at-ease-manners, der nicht ganz unbefangenen Art, von turn-the-other-cheek gentlemen, den die-andere-Wange-hin-hälterischen Herren. Im Krieg sprach man von the peace-at-all-price apostles, den Friedenumjedenpreis-Aposteln, die bekämpft wurden von the fight-to-a-finish statesmanship, der Politik des Biszumendkämpfens (französisch jusqu'aboutisme). The at-my-time-of-life mood, wörtlich die Zumeinerzeitstimmung, ist die Stimmung des rückschauenden Alters, a flash-in-the-pan repartee, eine Blitzindiepulverpfanne-Erwiderng ist ein ebenso bildhafter Ausdruck für eine schlagfertige Antwort wie für einen Automaten the penny-in-the-slot-machine, die Pennyindenschlitzmaschine. In der Blütezeit des englischen Puritanismus kam es vor, daß ganze Sätze zusammengegrafft und als Vornamen verwendet wurden. Pimpleton, einer der Offiziere Cromwells, hieß Whatever-may-contrive-those-which-are-you-contrarious-praise-God Pimpleton („Was-auch-deine-Widersacher-gegen-dich-ersinnen-mögen-preise-Gott Pimpleton“). Nicht viel kürzer hieß sein Kamerad If-Jesus-Christ-had-not-died-for-thee-thou-hadst-been-damned Barbone („Wenn-Jesus-Christ-nicht-für-dich-gestorben-wäre-wärest-du-verdammt Barbone“). Großbritannien darf auch den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, den längsten Ortsnamen aufzuweisen: das Dorf Llanfair-pwllgwyn-gylloge-rychwyrndrobwill-Llandisiliogogogoch liegt in Wales und sein Name bedeutet in der keltischen Landessprache: „die Kirche der heiligen Maria in einer Vertiefung der weißen Haselnuß in der Nähe des reißenden Wirbelstroms und des heiligen Disilio in der Nähe der roten Höhle.“ (Aber zur Beruhigung diene: die Post befördert auch solche Briefe in jenen Ort, deren Anschrift nur kurz Llanfair angibt.)

In der französischen Literatur finden sich vor allem bei Rabelais aristophanische Monsterbildungen. Es bedarf aber jeweilen eines lan-

gen Kommentars, um darzulegen, was der sprachgewaltige Schöpfer von Gargantua und Pantagruel mit Zusammensetzungen, wie supercoquelincantiqué (aus lateinisch super = über, französisch coquin = Schuft, und einem Teil des Namens der durch ihren Wein berühmten spanischen Stadt Alicante), grignelignocopapopondrillé oder tocpignemampennilleorifrizononfresuré ausdrücken wollte, um nicht noch längere und verzwicktere Beispiele anzuführen. Das moderne Französisch hat wenig Neigung zu solchen Ungeheuerlichkeiten. Anzuführen wären hier höchstens gewisse „Satzwörter“, d. h. Hauptwörter, die aus der Erstarrung eines Satzes hervorgehen, größtenteils nur ein kurzes Dasein führen, mitunter aber doch zu einer derart allgemeinen Geltung gelangen, daß sie sich über die Nichtaufnahme in das Wörterbuch der Akademie leicht trösten dürfen. Wir nennen z. B. die Satz Wörter je-m'en-foutisme und je-m'en-fichisme für die Lebensphilosophie der Wurstigkeit und die Argotausdrücke Marie-je-m'embête für eine Frau, die sich viel ziert, und Marie-mange-mon-prêt (Marie-verzehr-meinen-Sold) für ein leichtfertiges Mädchen, das sich bei den Kasernen herumtreibt. Vor einiger Zeit schrieb Clément Vautel im Paris-Soir von der großen Partei der fautqueçachangistes (der Partei der Dasmußanderswerdenisten).

Von einsilbigen Wörtern

und deren Überhandnehmen

Der Sprachforscher hat nicht nur zu untersuchen,
woher die Wörter kommen, sondern auch, wohin
sie gehen.

H u g o S c h u c h a r d t

I

Einzelne Erscheinungen in der Wortgeschichte zeugen von einer Verschwendungssucht der Sprache. So zeigen sich verschwenderische Züge bei gewissen Zusammensetzungen: bei den sogenannten verstärkenden Zusammensetzungen nach Art von pechrabenhöllenschwarz; bei den verdeutlichenden, wie Auerochs, Maultier, Elentier, Eidergans, Turteltaube, Walfisch, wo eigentlich schon der erste Teil allein das betreffende Tier bezeichnet; und bei den tautologischen, wie Vorbedingung, Rückvergütung, Zwischenpause, Selbstüberhebung, Schutzpatron. Unvergleichlich häufiger stoßen wir jedoch auf Erscheinungen, die deutlich ein Streben nach Kürze als treibende Kraft im Leben der Wörter erkennen lassen. Eines der auffälligsten Ergebnisse dieser Sparsamkeitstendenz ist das Überhandnehmen einsilbiger Wörter.

Oft führt die allgemeine Neigung zum Ausstoßen unbetonter Endvokale zur Einsilbigkeit. Viele französische Wörter, die sich dem Auge zweisilbig darbieten, sind eigentlich einsilbig; nur in der gebundenen Sprache verhilft das Versmaß dem „stummen e“ zum bescheidenen akustischen Dasein. Dem deutschen Dichter steht es frei, zu sehn und flehn, oder zu sehen und flehen. Auch daß bei der Biegung des deutschen Hauptwortes ein „e“ oft ausfallen kann, führt vielfach zur Einsilbigkeit. Selbst dort, wo die Beibehaltung des e die Norm ist, regt sich der Kürzungsdrang. Man soll zwar „Mannes“ und „Triebes“ sagen, aber man ist „Manns genug“, und bei Goethe heißt es: „du bist dir nur des einen Triebs bewußt.“

In althochdeutschen Texten fällt es auf, wie viele Hauptwörter auf Vokale ausgehen. Anfangs unseres Jahrtausends lautete es noch herza,

hona, strala, zala, wo wir einsilbig Herz, Hohn, Strahl, Zahl sagen, bāro, sterno und lenzo ist jetzt einsilbig Bär, Stern und Lenz, statt giri, hirti, milzi, stilli, turi, wildi gilt jetzt Gier, Hirt, Milz, still, Tür, wild und statt filu und sigu viel und Sieg. Vielfach schuf das Mittelhochdeutsche den Übergang. Zwar hat es oft noch einen Endvokal, aber das a, o oder i ist zum neutraleren e verblaßt und bereitet so die vollkommene Abstumpfung vor. So wird aus althochdeutsch herro und frauwa mittelhochdeutsch herre und frouwe, was zu unseren Einsilbern Herr und Frau führt. Ähnliche Schrumpfreiheiten sind z. B. finco—vinke—Fink, hirni—hirne—Hirn, kerno—kerne—Kern, narro—narre—Narr, netzi—netze—Netz, ora—ore—Ohr, salmo—salme—Salm, smerzo—smerze—Schmerz, stucki—stücki—Stück¹.

Nicht nur Abschleifung des Endvokals, auch Ausstoßung des tonlosen Vokals aus der Mitte führt zur Einsilbigkeit. So wird althochdeutsch angust zu Angst, hanaf zu Hanf, houbit zu Haupt, hengist zu Hengst, girob zu grob, gilid zu Glied, stahal zu Stahl, weralt zu Welt usw. Hier sind auch jene Einsilber zu erwähnen, deren „u“ auf althochdeutsch „uo“ zurückweist, wie Blut, Bug, Flut, Fuß, Gruß, Huf, Hut, Krug, Mus, Pflug, Ruf, Ruhm, Ruhr, Schuh, Stuhl, Wut usw., deren Vorläufer bluot, buog, fluot usw. lauteten. Manchem unserer einsilbigen Hauptwörter entsprechen sogar Drei silber im Althochdeutschen, z. B. Amt aus ambahti, Bild aus bilothi, Erz aus erizzi, Hemd aus hemidi, Krebs aus chrebazo, Mensch aus mennisco. Glück war noch im Mittelhochdeutschen dreisilbig: gelücke. Aus mittelniederdeutsch unlucke hat sich nicht nur Unglück, sondern auch der Einsilber Ulk entwickelt².

Merkwürdige Beispiele für Zusammenschrumpfung eines Mehrsilbers zum Einsilber finden sich unter jenen Fällen, die man verdunkelte Zusammensetzungen nennt. Hier verschmelzen nicht mehrere Silben eines Wortes zu einer einzigen, vielmehr sind es zwei selbständige Wörter, die sich so innig vereinigen, daß sie unkenntlich werden. Solche verdichtete Einsilber, die die Etymologie als Zusammensetzungen enthüllt,

1) Beachtenswert ist, daß manches ungarische Wort, das dem Deutschen entlehnt ist, das deutsche Vorbild zu einem Einsilber vereinfacht hat; ich nenne z. B. csür aus Scheuer, pék aus Bäcker, céh (= Zunft) aus Zeche, frigy (= Friedensbund) aus Friede.

2) Nach anderen Auffassungen kommt Ulk von Ulrich (vom Scheltwort „dummer Ulerch“) oder von althochdeutsch urlugi (altnordisch orlog) = Krieg, Schicksal (dazu vielleicht elsässisch Ulk = Feuerbrunst) oder von Uleke = Ulenspiegel, Eulenspiegel. Für alle Fälle ist aber der Einsilber Ulk aus einem längeren Wort entstanden.

sind z. B.: zwar aus *ze ware* (zu Wahrheit), nur aus *niwari*, d. h. (wenn es) nicht wäre, Nest zu altdindisch *ni-sad* (Niedersetzung), Arzt aus griechisch *arch-iatros* (Erzheiler). Ein scharf ausgeprägtes Beispiel von Verdichtung bietet das Wort *Pferd*, das aus der griechisch-spätlateinischen Zusammensetzung *paraveredus* (Neben-Postpferd) hervorgegangen ist. Der Drang zum Silbensparen ist deutlich zu verfolgen: mittellateinisch *paraveredus* hat 5 Silben, daraus althochdeutsch *pfarifrit* mit 3, mittelhochdeutsch *phärit* mit 2 und schließlich unser *Pferd*, das mit seinen Synonymen *Roß* und *Gaul* die Einsilbigkeit teilt.

Der Schrumpfpriß, bei dem meist wesentliche Bestandteile der Wurzel geopfert werden, ist um so weniger gehemmt, je ungeläufiger die ursprünglichen Bestandteile dem sprechenden Volke geworden sind. Daher kommt solche Verdichtung besonders bei der Entlehnung fremden Wortstoffes häufig vor. So sind die Einsilber *Zoll*, *Forst*, *Halm*, *Wams*, *Föhn*, *Sold*, *Vogt*, *Pelz*, *Pfalz*, *Propst*, *Zimt*, *Pilz*, *Pult*, *Schrein*, um nur einige dieser Art zu nennen, Abkömmlinge von drei- oder viersilbigen lateinischen Wörtern (*toloneum*, *forestis*, *calamus*, *wambasius*, *favonium*, *solidus*, *vocatus*, *pellicia*, *palatium*, *propositus*, *cinnamomum*¹, *boletus*, *pulpitum*, *scrinium*²). Die griechischen Viersilber *sarkophagos*, *hexamiton* werden im Deutschen einsilbig: *Sarg*, *Samt*. Das Wort *Mönch* muß mit einem nur dreisilbigen griechischen Vorfahren (*monachos*) vorlieb nehmen. Aus einem vermuteten griechischen *genomos* (Erdbewohner) entsteht wahrscheinlich der Einsilber *Gnom*. Der italienische (mittelbar ebenfalls griechische) Viersilber *astrologo* verdichtet sich zum kraftvollen deutschen Einsilber *Strolch*³. Hier sei auch erwähnt, daß mehrere einsilbige deutsche Ortsnamen auf vielsilbige lateinisch-keltische Namen zurückgehen, so entwickelt sich z. B. *Mainz*, *Metz*, *Worms* aus *Magontiacum*, *Mediomatricum*, *Borbetomagus*. Selbst bei der Entlehnung aus slawischen Sprachen, für die doch Konsonantenhäufung und Vokalarmut überaus bezeichnend ist, bringt die deutsche Sprache noch eine Entvokalisierung bis zur Einsil-

1) Das lateinische Wort selbst geht über Griechisch auf das Semitische zurück (Herodotos III, 111: „Dünne Späne, die wir von den Phöniziern *kinnamomon* zu nennen gelernt haben“); hebräisch: *qinnamon*. Dem semitischen Wort liegt angeblich malayisch *kayumanu* zu Grunde (*kayu* = Holz, *manu* = süß).

2) Auch im Französischen entsprechen oft einsilbige Wörter lateinischen Mehrsilbern: z. B. *doigt* = Finger und *dé* = Fingerhut, *oeil* = Auge, *vingt* = zwanzig, *blé* = Getreide, *sou* (Kupfermünze) aus *digitus*, *oculus*, *viginti*, *ablata*, *solidus*.

3) Vgl. das Stichwort „*Strolch*“ in „*Wörter und ihre Schicksale*“.

bigkeit fertig, wie die Beispiele Dolch aus polnisch *tulich*, Schöps aus tschechisch *skopec*, Quark aus russisch *tvarog*, Nerz aus kleinrussisch *noryza* zeigen.

Eine weitere Gruppe einsilbig gewordener Wörter bilden jene Eigenschaftswörter, die aus Partizipien der Vergangenheit derart entstanden sind, daß eine lautliche Zusammenziehung sie grammatikalisch vom Zeitwort losgelöst hat. Solche Einsilber sind z. B. blind aus *geblindet*, dick aus *gediehen*, dünn aus *gedehnt*, voll aus *gefüllt*.

II

Alle bisher angeführten Typen der Entwicklung zur Einsilbigkeit könnte man unter dem gemeinsamen Namen eines organischen Schrumpfvorganges zusammenfassen. Abweichend sind jene Fälle, wo ein Teil des Wortes, gewöhnlich der Anfang oder das Ende, als Opfer des Strebens nach Bequemlichkeit so spurlos verschwindet, daß man von einer mechanischen Kürzung des Wortes, gleichsam von seiner Beschneidung sprechen möchte. Wissenschaftlich spricht man von einer *Apharesis*, wenn der Anfang des Wortes abfällt (z. B. Butike und Bodega aus Apotheke, Orange und italienisch *arancia* aus arabisch *narandsch*, spanisch *naranja*, Gurke aus tschechisch *okurka*, italienisch *storia* und englisch *story* aus griechisch-lateinisch *historia*, der Ortsname Saloniki aus Thessalonike¹), von einer *Apokope*, wenn das Ende abgestoßen wird (wie Sarg aus Sarkophag, Pneu aus Pneumatik, Zepp aus Zeppelin, Proporz aus Proportionalwahlrecht). Beide Vorgänge, die nicht selten zu einsilbigen Wörtern führen, sind in der Hauptsache moderne Erscheinungen, vornehmlich das Sprachtempo der Neuzeit fördert diese Verstümmelungsarten. Die Entrüstung eines Voltaire, *c'est le propre des barbares d'abréger les mots*, es sei Barbarenart, die Wörter zu kürzen, findet zwar bis in unsere Tage immer wieder Erneuerung², vermag aber in Wirklichkeit der fortschreiten-

1) Zur Apharesis, zur echoartigen Wiedergabe des Wortendes neigt besonders das kleine Kind. Daher finden wir auch viele Einsilber in der Kindersprache. Clara und William Stern verzeichneten bei ihren Kindern u. a. Pot für Kompott, lein für allein, put für kaputt, Hant für Elefant, Ssell für Karussell.

2) Besonders oft bei Schopenhauer, z. B. „Es ist, als ob jeder Schriftsteller, mit einer Schere in der Hand, hinter der Sprache herlaufe, um ihr einen Buchstaben abzuknapsen“ — „Silben wegschneiden erfordert gerade so viel Verstand, wie der Dümme hat“ — „Eine fixe Idee hat sich aller deutschen Schriftsteller bemächtigt: sie wollen die Sprache zusammenziehen, sie kompakter, konziser machen“ — „Der schmutzigste Buchstabengeiz beherrscht sie; sie beschneiden die Worte, wie die Gauner die Münzen.“

den Wortstutzung nicht Einhalt zu gebieten. Die Entwicklung gibt jedenfalls Jespersen recht, der dem Voltaire'schen Ausspruch gegenüber betont, eher seien doch lange, schwerfällige Wörter als Zeichen von Barbarei anzusehen, kurze, flinke dagegen als Kennzeichen fortgeschrittener Kultur. Auch im Französischen, zumal im lebendigen Sprachgebrauch jenseits der wohlbehüteten Gehege der Akademiesprache und gar im Argot, zeigt sich deutlich die moderne „unanständige Hast“, der Zug zum Silbensparen. Aus dem Pariserischen erwähnen wir z. B. Boul Mich für Boulevard Saint-Michel und Maub für Place Maubert, aus der Soldatensprache Batt Daff für bataillon d'Afrique, perm für permission (Erlaubnisschein), aus der Schülersprache chi (mit obszönem Anklang) für chimie (Chemie), aus der Buchdruckersprache grat für gratification, aus der Gaunersprache mac für maquereau (Zuhälter), nap für napoléon d'or (Goldstück), — lauter einsilbige Volkswörter.

Das Englische, das uns unzählige Beispiele gelungener organischer Verdichtung zeigt (z. B. die Einsilber Lord aus hlaforð = Brotwart, clown aus colonus, crown aus couronne, alms aus 6silbig griechisch eleemosyne = 3silbig deutsch Almosen) liefert uns auch am reichlichsten Beispiele von Wörtern, die durch Anfangs- oder Endstutzung zu Einsilbern geworden sind. Einige einsilbige englische Rumpfwörter, die international bekannt sind: brig, cab, bus, mob, gin, gent, rum aus brigantine, cabriolet, omnibus, mobile, geneva (Wacholder), gentleman, rumbullion¹. Von den neuesten Weltmarktschöpfungen amerikanischer Vereinsilbigung nennen wir: Champ aus Champion, Vamp (im Sinne eines Frauentypus der Filmdramatik) aus Vampir². Bemerkenswert sind solche englische Einsilber, bei denen sowohl

1) In vielen Fällen besteht im Englischen die volle Form und die durch Aphairesis auf Einsilbigkeit gekürzte Form nebeneinander, oft mit Bedeutungsunterschieden, z. B. mend = ausbessern neben amend (meist nur in juristischem oder politischem Sinne), fend = abweisen, fernhalten neben defend = verteidigen, spy neben espy, bcide bedeuten erspähen, espy aber auch: spionieren.

2) Dazu kommen noch solche amerikanische Einsilber, die den Weg in andere Sprachen nicht gefunden haben, z. B. in der Studentensprache, dem College-Slang (vielfach übereinstimmend mit der Schülersprache Englands): prof, lab, dorm, trig, rep, prep, prom für professor, laboratory, dormitory, trigonometry, repetition, preparation, promenade. Aus dem Slangwörterbuch von Barrère und Leland 1897 führe ich an: biz = business, cri = Criterion (ein bestimmtes Londoner Restaurant), pav = pavillon, pops = popular concerts, pug = pugilist. Aus dem amerikanischen Slang (nach Mutschmann, Dorpat): bach = bachelor, cit = citizen, sis = sister, sal = Salvation Army. To prog (z. B. to prog the winner of the Derby) bedeutet im Slang voraus-sagen (prognosticate). The props sind im Theaterslang die Requisiten (pro-

vorne als hinten etwas weggefallen ist, z. B. van (= Vorhut) aus avantgarde, oder in der Umgangssprache flu aus influenza. (Den Eindruck eines zweiseitigen Stutzwortes macht übrigens auch der bekannte albanische Einsilber mbret = König, ein Abkömmling von Imperator.)

Wenn wir von den an sich einsilbigen Sprachen absehen — wir lassen hier das Chinesische absichtlich ganz außer acht —, so ist überhaupt das Englische jene Sprache, die den größten Bestand an einsilbigen Wörtern aufweist. Wir erinnern nur daran, daß es unter den vielen englischen Wörtern internationaler Verbreitung geradezu wimmelt von Einsilbern. Wir nennen Bar, Bluff, Boss, Boy, Cant, Clan, Club, Dock, Farm, Flirt, Girl, Goal, Golf, Grill, Grog, Groom, Jazz, Lunch, Match, Mob, Plaid, Sketch, Slang, Slum, smart, Snob, Spleen, Sport, Spurt, Star, Start, Stop, Team, Tip, Tramp, Trick, Trust, Turf, — und es kann niemand schwer fallen, diese Reihe zu verlängern. Bekannt sind auch die zu Einsilbern verkürzten englischen männlichen Vornamen Jim, Jack, Tom, Bill, Bob, Dick, Ned, Noll, Pat, Ted, Dan, Al, Fred usw., sowie die weniger zahlreichen weiblichen, wie Bess (Queen Bess war die Königin Elisabeth), Nell, Nan, Betts, Griggs, Cat, Maud, Meg, Vic usw. Einsilbige Nebenformen der Vornamen kennt auch das Deutsche seit langem: Hinz, Kunz, Götz, Lutz, Fritz, Hans, Bernd, Rolf, Sepp von Heinrich, Konrad, Gotthard, Ludwig, Friedrich, Johann, Bernhard, Rudolf, Josef sind nicht erst moderne Erscheinungen. Die heiligen Könige Melchior und Balthasar heißen im Schweizer Volksmund Melk und Balz¹. Auch viele einsilbige Familiennamen sind eigentlich Kurzformen von Vornamen: z. B. Drews von Andreas, Löns von Apollonius, Arndt von Arnhardt, Niels von Kornelius, Dirks, Dietz und Tietz von Dietrich, Jahn und Jentsch von Johannes, Manz von Mannhard, Menz von Meinhard, Benz von Bernhard, Pietsch von Peter, Seitz von Siebert oder Siegfried, Uhl von Ulrich, Johst von Jodocus, Bartsch von Bartholomäus.

Das Überhandnehmen der einsilbigen Wörter im Englischen ist darum

perties). Aus dem Slang der englischen Buchdrucker: mos statt animosity (also gleichzeitig Aphairesis und Apokope), z. B. to shout no mos = keinen Groll hegen. Ich erwähne noch das familiäre pub für public-house (Wirtshaus).

1) Sehr gebräuchlich sind zu Einsilbern gekürzte Knabennamen in Holland, wie z. B. Bram (Abraham), Dolf (Adolf), Ad (Adriaan), Bert, Ab (Albert), Lex (Alexander), Ton (Antonius), Nol, Arnd (Arnold), Gust (Augustus), Bart (Barthelomeno), Chris, Kris (Christian), Cor (Cornelius), Henk (Hendrik), Jaap, Jack (Jacobus), Jas (Jasper), Jan, Jo, Joop, John, Han (Johannes), Kas (Kaspar), Mau (Maurits), Rein (Reinhart), Ru, Dolf, Rud (Rudolf), Bas (Sebastian), Wim (Willem).

von allgemeinem Interesse, weil man gewohnt ist, die englische Sprache als die höchstentwickelte anzusehen und daher aus ihren Eigenheiten Folgerungen für das Schicksal der anderen Kultursprachen ziehen zu dürfen glaubt. Die englische Einsilbigkeit ist zwar ganz besonders ein Kennzeichen der Umgangs- und der Vulgärsprache, aber — um vom anderen Extrem zu reden — selbst die Sprache der englischen Dichter und der besten Prosaisten ist noch überaus reich an Einsilbern. Philipp Aronstein hat in einer 150 Wörter umfassenden Stelle aus Macaulays Geschichte Englands 75 Prozent einsilbige Wörter gezählt, in einer Dickensstelle (Christmas Carol, 174 Wörter) 72,5 Prozent; fünf Strophen eines Shelleyschen Gedichtes weisen 76 Prozent und ein 248 Wörter umfassendes Stück aus Tennysons¹ Königsidyllen sogar 82,4 Prozent einsilbige Wörter auf². Es ist vornehm-

1) Auf die Vorherrschaft der Einsilber in Tennysons Idyll „The Princess“ weist L. Magnus hin; die Vorteile dieser Stileigenheit seien: die Bedeutung ist von durchsichtiger Klarheit, der Ton nicht unmittelbar auf dem Gefühl, wie reine Musik, die nicht in Sprache umgesetzt ist, und die Seele fühlt sich durch heimliche und vertraute Worte geschmeichelt. Es ist auch wiederholt hervorgehoben worden, daß die englischen Einsilber zumeist germanischen, die Mehrsilber romanischen Ursprungs sind. Daraus ergibt sich wie Heinrich Spies ausführt, das Überwiegen der Einsilber bei der wurzelhaft-englischen Dichtkunst gegenüber der von ausländischen Vorbildern beeinflussten (so haben z. B., im wesentlichen Unterschied von Tennyson, Dryden und Pope ein Vorliebe für Vielsilber griechischen und lateinischen Ursprungs).

2) Ich habe dieses Experiment auch auf Byron ausgedehnt; um nicht in Versuchung zu geraten, Stellen auszusuchen, wo der Anteil der Einsilber überdurchschnittlich ist, habe ich mich genau an die ersten 100 Wörter von Byrons bekanntesten Dichtungen (Korsar, Parisina, Manfred, Cain, Don Juan, Childe Harold, Der Gefangene von Chillon) gehalten: an jeder dieser sieben Stellen zählte ich unter 100 Wörtern 70—80 Einsilber. Während diese Berechnung des Einsilberanteils im Englischen sich nur auf einzelne Textstellen bezieht, liegt eine umfassende Angabe über den deutschen Sprachgebrauch vor. Nach Kaedings 1897 erschienenen Häufigkeitswörterbuch beträgt die Häufigkeit der Einsilber in der deutschen Schriftsprache 49,8 Prozent. Das heißt, daß die in deutscher Sprache gedruckten Texte zur Hälfte aus Einsilbern bestehen. Da aber nur ungefähr ein Zehntel der Wörter des deutschen Wortschatzes Einsilber sind, so bedeutet das, daß ein einsilbiges deutsches Wort in der Schriftsprache durchschnittlich neunmal so häufig gebraucht wird wie ein mehrsilbiges. Jugendpsychologen haben diese Feststellung des Einsilberanteils im Sprachgebrauch im besonderen auch zur Untersuchung der kindlichen Entwicklungsrhythmik herangezogen. In der frühen Kindheit sind es die Lebensjahre der „Trotzphasen“, in denen der Einsilberanteil am höchsten ist. Eine Untersuchung an einer großen Anzahl von Schulaufsätzen in einer Mädchenschule in Oldesloe (bei Hamburg) zeigte bei 12jährigen Mädchen einen 60,5%-igen Einsilberanteil.

lich Otto Jespersen, dem genialen Kopenhagener Linguisten, der Nachweis gelungen, daß die allgemeine Neigung sämtlicher Sprachen, sich immer kürzeren Formen zuzuwenden, im Englischen am wirksamsten und am weitesten vorgeschritten ist¹. Bezeichnend ist, daß das Matthäus-Evangelium, das im Griechischen ungefähr 39.000 Silben umfaßt, in der schwedischen Übersetzung etwa 35.000, in der deutschen 33.000, in der dänischen 32.500, in der englischen nur 29.000 Silben aufweist². (Das Chinesische findet allerdings schon mit 17.000 Silben sein Auslangen.) Bei einer niedrigeren Gesamtsilbenzahl muß wohl der Anteil der einsilbigen Wörter höher sein³.

Das Feld der Einsilber in der Sprache erweitert sich in jüngster Zeit manchmal auch durch die bekannte Tendenz, aus Anfangsbuchstaben einer Wortfolge ein neues Wort zu bilden. Wir erwähnen z. B. die englischen Handelswörter *cif* (= cost, insurance, freight, d. h. Preise einschließlich Spesen, Versicherung und Fracht) und *fob* (= free on board, frei an Bord) und die österreichischen Wörter *Wust* (Warenumsatzsteuer)

1) Jespersen weist z. B. darauf hin, daß der englischen Hilfszeitwortform im Gotischen nicht allein *habaidedeima*, sondern auch andere Biegeformen, wie *habaidedu*, *habaidedjan*, *habaidedeits* entsprechen.

2) Zu dieser Gegenüberstellung der Silbenlänge des griechischen und des englischen Evangeliums bemerkt H. Spies mit Recht, daß das Ergebnis ganz anders wäre, legte man nicht die vorwiegend in „Saxon“ abgefaßte „Authorized Version“ der Zählung zugrunde, sondern eine Bibelübersetzung des 20. Jahrhunderts.

3) In der französischen Sprache ist der Anteil der einsilbigen Wörter nicht so groß wie im Englischen, immerhin war es *Rabelais* möglich, im *Pantagruel* (V. Buch, 28. u. 29. Kap.) ein aus 128 Fragen und Antworten bestehendes Zwiesgespräch derart führen zu lassen, daß ein Mönch auf die Fragen Panurgs jedesmal, d. h. 128mal nur mit einem einsilbigen Worte antwortet. *Rabelais* will dort die Wortkargheit scheinheiliger Mönche verspotten: nur „mit Menschenern sprechen sie aus einem andern Ton, da äußern sie sich polysyllabisch“, sonst sprechen sie mit den Laien nur einsilbig. Auch die deutschen Übersetzer haben versucht, die Antworten des Mönches einsilbig wiederzugeben. Wo sind denn die Menschen? fragt Panurg, der neugierige Besucher. Da, antwortet der Mönch (in der Übersetzung von Gelbcke). — Habt Ihr viele hier? — Nein — Wieviel denn? — Zwölf. — Aber wieviel möchtet Ihr haben? — Mehr... usw. Selbst die obszöne Beschreibung der einzelnen Reize der „Menscher“ erfolgt durch einsilbige Antworten: *gros, frais, creux, chauld, poil, roux* (dick, frisch, hohl, heiß, Haar, rot). Auch die Großsprecheri des Mönches über seine erotischen Leistungen erfolgt durchaus durch Antworten von je einem einsilbigen Worte. Über die ästhetische Seite der Frage der Häufung von Einsilbern im Französischen s. weiter unten die Fußnote 2 auf S. 293.

und Wök (Wiener öffentliche Küchen). Aus dem Weltkrieg sind künstliche Einsilber nach Art von Flak (Flugzeugabwehrkanone) und Kofl (Kommandeur der Fliegertruppe) noch in Erinnerung.

Die Sprachentwicklung zeigt nach Jespersen eine fortschreitende Neigung, von untrennbaren unregelmäßigen Zusammenhäufungen weg- und zu kurzen Bestandteilen hinzustreben, die ungezwungen und regelmäßig verbunden werden können. Wenn es wahr ist, daß das Englische, als die entwickeltste Sprache, die Entwicklungslinie aller Sprachen erkennen läßt, so kann kein Zweifel darüber bestehen, daß wir auf dem besten Wege zur Vorherrschaft der Einsilber sind. Prof. Edward L. Thorndike hat in mühevoller Arbeit eine Liste der 500 gebräuchlichsten englischen Wörter zusammengestellt und es zeigte sich, daß etwa 400 von diesen einsilbig sind. Auch Charles Bally stellt fest, daß das Englische entschieden auf eine Einsilbigkeit nach Art des Chinesischen lossteuert, sieht allerdings in den ständigen Wellen von Entlehnungen aus dem Romanischen eine genug wirksame Ablenkung von jenem Kurs.

Man hat übrigens gelegentlich den Einwand erhoben, es könne von einer Vereinsilbigung der Sprache gar nicht die Rede sein, weil für die große Anzahl der Begriffe, die zu bezeichnen sind, verschiedene Einsilber aus den üblichen Lauten in ausreichender Anzahl nicht möglich wären. Herbert Spencer hat aber in seiner Selbstbiographie berechnet, wieviel „gute“ (d. h. leicht unterscheidbare) Einsilber zu bilden sind durch den erschöpfenden Gebrauch der guten Konsonanten und guten Vokale“ (nämlich: für eine gedachte künstliche Weltsprache) und kam zu einer Anzahl von 108,264 möglichen „guten Einsilbern“. Dabei hat er angenommen, daß das Wort nur mit einem Konsonanten oder einer gut aussprechbaren Konsonantengruppe (wie bl, dr, tj, spr) beginne, einen Vokal enthalte und mit einem Konsonanten oder einer guten Konsonantengruppe wie -pt, -dz, -kst, -nz usw.) ende. Jespersen hat diese Berechnung verbessert und gelangt zu einer Zahl von etwa 158.000 möglichen guten Einsilbern. Das würde ausreichen.

III

Es obliegt uns noch die Frage nach der ästhetischen Wertung der fortschreitenden Vereinsilbigung. In der Poetik bezeichnet man Reime, wie Wald — bald, Dach — Bach als männlich, im Gegensatz zu weiblichen Reimen wie Walde — balde, Dache — Bache. (Bezeichnenderweise widerfährt auch die schon erwähnte Kürzung der Vornamen zu einsilbigen Nebenformen überwiegend männlichen Vornamen.) Der Antithese männlich—weiblich einigermassen analog heißt auch die kürzere Formen

ergebende Biegung des Zeitwortes die starke Biegung. Bismarck erzählte von seinem Vater: „Wenn er von der Jagd kam und es dabei gemächlich zugegangen war, sagte er, ich jagte, ging es aber toll her, so pflegte er zu sagen, ich jug. Die Grammatik wird diese Bildung mißbilligen, aber ich selbst habe meinem Vater recht gegeben.“¹ Der berühmte Ausspruch des Jesuitengenerals Ricci, mit dem er des Papstes Aufforderung zur Reform des Ordens zurückwies: *sint ut sunt, aut non sint* (sie seien, wie sie sind, oder sie sollen nicht sein) schöpft gewiß einen Teil seiner selbstbewußten Kraftfülle aus der lapidaren Art seiner Einsilber. Max Meyerfeld weist darauf hin, wie vom größeren oder kleineren Anteil der Einsilber der inhaltliche Charakter eines Satzes abhängen kann. Einer berühmten Hamletstelle (*doubt thou the stars are fire, doubt that the sun doth move, doubt truth to be a liar, but never doubt I love*) stellt er die Schlegelsche Übersetzung gegenüber: Zweifle an der Sonne Klarheit, zweifle an der Sterne Licht, zweifel', ob lügen kann die Wahrheit, nur an meiner Liebe nicht. „Bei Shakespeare fahren die einsilbigen Worte wie Messerspitzen nieder, sie sind zerhackt wie das Geständnis eines Fieberkranken; bei seinem Dolmetsch schlingen sie sich zu einem anmutigen Vierzeiler zusammen.“ Aus dem Englischen führe ich noch zwei Beispiele für die Ausdruckskraft der gehäuften Einsilber an aus zwei verschiedenen Gefühlsgebieten; aus der Bibel: *in the sweat of thy face shalt thou eat bread*; aus der „Internationale“: *Work and pray — Live on hay; — You'll get pie — When you die*. Hier zitiere ich auch die ersten zwei Zeilen der deutschen Übersetzung (Therese Robinson) eines berühmten Gedichtes von Baudelaire (*Le Vin de l'Assassin*, „Der Wein des Mörders“, aus „*Les Fleurs du Mal*“): „Mein Weib ist tot, und ich bin frei! Nun trink' ich, bis ich nicht mehr kann.“ Mit Recht ist bemerkt worden, daß diese Zeilen schon klanglich die dumpfe Grausamkeit ausdrücken.

Es ist darauf hingewiesen worden, daß die abstrakten Begriffe Haß, Groll, Zorn, Trotz, Grimm, Neid (alle männlichen Geschlechts) einen kräftigeren Eindruck machen als die zwei- oder mehrsilbigen Feminina Liebe, Treue, Gnade, Freude. Und es ist wohl kein Zufall, daß z. B. von den 21 Synonymen für Hiebe, die F. Stroh für die nassauische Dorfmundart anführt, etwa die Hälfte (Fäng, Fett, Flamm, Flabch, Flimms, Bimch usw.) einsilbig ist. In einer Erzählung von Ganghofer sagt ein alter Kutscher: „Alles was ein Wert hat im Leben, das spricht sich kurz: Tag, Nacht, Weib, Mann, Geld, Fleisch, Brot, Haus, Gott. Da schauen S' an-

¹) Den Feldmarschall Moltke nannte Bismarck in engem Kreis stets Molk; zweifellos lag eine Anerkennung in dieser Vereinsilbigung.

dere Wörter dagegen an: Grundsteueraufschlagsquittung, Staatsschuldentilgungsfeiertag. Da wird man gleich gar nimmer fertig damit. Die kurzen Wörtchen lassen einem Zeit zu leben.“ Bemerkenswert ist auch, daß einzelne Sprachen zweierlei Imperativformen nebeneinander besitzen: eine längere, die höflicher wirkt, und eine kürzere, oft einsilbige, die strenger, energischer, gleichsam männlicher ist. So ist im Lateinischen *esto* und *vade* (sei, gehe) weniger schroff als *es* und *i*. Im Ungarischen hat *irj* = schreibe eindeutig den Charakter eines Befehls, indes der längere (bei gewissen Zeitwörtern allerdings ungrammatikalische) Imperativ *irjál* auch als Ersuchen wirken kann. Für den Wohlklang der starken Befehlsform im Deutschen setzt sich in einem Aufsatz der schwäbische Dichter O. Briegleb ein: man müsse den Leuten einhämmern, daß es nicht *nehme!* *esse!* usw. heißt, sondern *nimm!* *iß!* *sprich!* *hilf!* *denk!*¹

Auch in der Experimentalpsychologie (Marbe, Unser, Kullmann, Busemann) ist man dazu gelangt, den Anteil der Einsilber im Sprachgebrauch als psychologisches Problem zu betrachten.² Kullmann wies nach, daß gefühlsbetonte Texte eine gesteigerte Häufigkeit von Einsilbern aufweisen. Er hatte verschiedene Abschnitte aus Goethes Schriften je nach Stärke des beim Leser hervorgerufenen Gefühlstons in verschiedene Klassen geordnet und fand an den Stellen mit indifferentem Gefühlston eine mittlere Häufigkeit von 45.2 Einsilbern unter 100 Wörtern, an den Stellen mit schwachem Gefühlston waren 49.9 Prozent, an solchen mit mittelstarkem 53.7 Prozent und an solchen mit starkem Gefühlston 64 Prozent der Anteil der Einsilber. Daraus läßt sich schließen, bemerkt Busemann, daß ein Text mit viel Einsilbern einer relativ gefühlslebendigen Stunde seines Autors entsprungen sei. Busemann, der 240 auf die Zeit von anderthalb Jahren verteilte Briefe eines jungen Mädchens untersucht hat, will auch einen Zusammenhang zwischen Einsilberhäufigkeit und Menstruationsperioden erkennen.

Der Gebrauch des kraftvollen, „männlichen“ Einsilbers — selbst wenn er gegen die Grammatik steht, wie das Bismarcksche „jug“ statt „jagte“ — kann zweifellos als wirksames stilistisches Ausdrucksmittel dienen. Wie

1) Als Gegner einsilbiger Imperative zeigte sich im 17. Jahrhundert Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen (der Gründer der sprachreinigende Zwecke verfolgenden „Fruchtbringenden Gesellschaft“ zu Weimar) in seiner Polemik gegen den berühmten Grammatiker Justus Georg Schottel.

2) Unter anderen sind die Tagebücher und Briefe Otto Brauns — aus dem 9. bis 20. Lebensjahr dieses „Frühvollendeten“ — auf den Einsilberanteil geprüft worden. Dieser erwies sich am höchsten im 12. Lebensjahr (vgl. die Angabe über Oldesloer Schulmädchen, Fußnote 2 auf S. 286).

empfinden wir aber stilistisch die starke Häufung einsilbiger Wörter oder gar ganze lange Sätze, die nur aus Einsilbern bestehen? Oft fällt es dem deutschen Ohr schwer, sich mit solch gestauter „Männlichkeit“ abzufinden. Stellen wie in Webers Freischütz, „täuscht das Licht des Monds mich nicht?“, oder in der Götterdämmerung, „wie lieb‘ ich dich, ließ ich dich nicht (zu neuen Taten)“, oder bei Johannes Schlaf, „nun zwar wohl schon nur mehr noch Freude“ haben Bezeichnungen wie Hackstil oder Lallstil auf den Plan gerufen, und solche Asthmaticersätze finden fast so viele Spötter wie die langatmigen Perioden aus berühmigten Mammutwörtern. Die Gerechtigkeit erheischt aber die Feststellung, daß in den angeführten drei Beispielen nicht allein das Übermaß an Einsilbern störend wirken mag, vielmehr ist in jedem Fall auch noch ein zweiter stilistischer Umstand für das erzeugte Unbehagen mitverantwortlich. Im Satze aus dem Freischütz stoßen Dentallaute aneinander (täuscht—das, Licht—des), die Wagnersche Zeile ist ganz auf den Selbstlaut i eingestellt, und im Schlafschen Beispiel muß den Leser die absonderliche Häufung von Umstandswörtern schon dem Sinne nach arg beunruhigen. Eduard Engel, der übrigens in Nietzsches Zarathustra ein Stück mit 41 einsilbigen Wörter nebeneinander aufgestöbert hat¹, zeigt an einem Goethischen Beispiel, daß eine längere Folge von Einsilbern nicht unbedingt unser Ohr beleidigen muß. „Wohl hast du recht, ich bin nicht mehr ich selbst — Und bin's doch noch so gut, als wie ich's war“, heißt es im Tasso. „Der auf- und niederwogende Atem der Verse, dazu der Wortgruppen bildende Sinn des Satzes lassen uns die 20 aufeinanderfolgenden Einsilber kaum als solche empfinden.“ Bei Grabbe (im „Herzog von Gothland“) unterstützt einmal das Staccato einer Einsilberfolge eine zugespitzte Antithese: „Das Weib sieht tief, der Mann sieht weit. Euch ist die Welt das Herz, uns ist das Herz die Welt.“

Wenn wir auf die stilistische Wirkung lauschen, die der Häufung einsilbiger Wörter eigen ist, dürfen wir natürlich nicht nur auf die Stellen achten, die ausschließlich Einsilber aufweisen. Man beachte z. B. in einem Gedichte von Dr. Owlgläß, welche Ausdrucksmöglichkeit das zweisilbige Wort erlangt, wenn es inmitten vieler Einsilber steht: „Starr schlief der Bach, tot lag der Grund, / nun taut der Schnee, nun schwitzt das Eis. / Nun tut sich auf des Lebens Mund / und atmet tief und lächelt leis.“ (Die Sperrungen weist natürlich das Original nicht auf). Wie milde wirken die Zweisilber Leben, atmet und lächelt nach den düsteren Einsilbern starr, tot, Schnee, Eis.

1) Im Abschnitt „Das andere Tanzlied“: „(Und lieben) wir uns nicht von Grund aus —, muß man sich denn gram sein, wenn man sich nicht von Grund aus liebt? Und daß ich dir gut bin und oft zu gut, das weißt du: und der Grund ist, daß ich auf (Deine Weisheit eifersüchtig bin).“

Häufig finden sich in der erregten Sprache Friedrich v. Schillers Verszeilen, in denen sich nur je ein mehrsilbiges Wort unter Einsilbern befindet, z. B. Schlank und leicht, wie aus dem Nichts gesprungen, steht das Bild vor dem entzückten Blick. Einzelne Mehrsilber unter vielen Einsilbern finden sich oft in den Schlußreimen des Angelus Silesius, z. B. „Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nu kann leben / Werd' ich zu nichts, er muß von Not den Geist aufgeben.“ — Ich bin so groß als Gott, er ist als ich so klein / Er kann nicht über mich, ich unter ihm nicht sein / So ist Gott nicht mehr Gott und fällt der Himmel ein.

Eine Strophe aus Stefan Georges „Stern des Bundes“ (Ein Leib der schön ist wirkt in meinem Blut / Geist der ich bin umfängt ihn mit entzücken: / So wird er neu im Werk von Geist und Blut / So wird er mein und dauernd ein entzücken) weist unter 35 Wörtern 30 einsilbige auf, eine Stelle bei Beer-Hoffmann, sieben Zeilen aus seinem „Vorspiel auf dem Theater zu König David“ (Euch dient mein Tun — und mehr, als ihr es faßt / Euch dient es — doch verwehrt ward mir zu fragen, / Ob es euch so gefällt, ob es euch recht! / Herr bin ich, der als Herr dient — nicht als Knecht! / Mein Wort ist nichts, als meines Herzens Schlagen / Und euer Herz zu gleichem Puls zu zwingen / Ist Amt — ist Dienst —, doch nie von euch mir aufgetragen) unter 64 Wörtern 54 einsilbige. Ich führe auch ein Gedicht von Karl Kraus an, in dem es eine Reihe von Zeilen gibt, in denen jeweilen nur ein einziges mehrsilbiges Wort vorkommt oder keines: Du bist sie, die ich nie gekannt, — die ich nicht nahm, die ich nicht hatte... Du bist ein Wahn und bist ein Wille... Du rufst und rings um dich ist Stille. — Du schweigst und rund um dich ist Sturm... Du bist das Tier in seiner Kraft... In jedem Traum bist du mir nah... So steigst du wieder auf als Mond... Du schwebst und fällst in Lust und Qual.

Beispiele einzelner Mehrsilber unter vielen Einsilbern finden sich auch häufig unter den Sprichwörtern des Volkes z. B.: Auch der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird — Man lebt nur einmal in der Welt — Was nicht ist, das kann noch werden — Das Glück ist rund, dem einen läuft es in den Arsch, dem anderen in den Mund — Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, und wenn er auch die Wahrheit spricht.

Eigentlich hat in der Frage, ob im Deutschen größere Folgen einsilbiger Wörter mit den Ansprüchen des Wohlklangs vereinbar sind, der Genius der Sprache bereits sein Urteil gefällt. Daß solche Stellen bei Goethe und anderen Klassikern vorkommen, müßte allein noch nicht ausschlaggebend sein. Aber daß solche Einsilbersätze geflügelte Worte werden konnten, daß viele volkstümliche Sprüche und Redensarten offenkundig gerade aus der gehäuften Einsilbigkeit ihre besondere Prägung empfangen, muß den Einwand vom undeutschen Staccato-Stil ganz ent-

kräften. „Ihr seid das Licht der Welt“, heißt es in der Bergpredigt, und aus dem Johannesevangelium wird zitiert: „was mein ist, ist dein und was dein ist, ist mein.“ In den „Sinn- und Schlußreimen“ des katholischen Mystikers Angelus Silesius (Johannes Scheffler) kommen immer wieder Einsilberzeilen vor, wie „Gott ist mir Gott und Mensch, ich bin ihm Mensch und Gott“ oder „Was Gott ist weiß man nicht, er ist nicht Licht nicht Geist“. „Da pfeift es und geigt es und klingt es und klirrt“, lautet eine schöne Zeile in Goethes „Hochzeitslied“. Und die Goethische Zeile „Half ihm doch kein Weh und Ach“ (Heidenröslein) verstößt nicht gegen den Wohllaut und war gewiß wert, vertont zu werden. „Du weißt wohl nicht, mein Freund, wie grob du bist“ — „es irrt der Mensch, so lang er strebt“ — „hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein“ — „die Müh ist klein, der Spaß ist groß“ — „die Zeit ist kurz, die Kunst ist lang“ — diese oft heraufbeschworenen Einsilberzeilen aus dem Faust¹ sind wuchtig und schmiegsam zugleich.² Nicht anderes gilt von Lessings Satz „Die Kunst geht nach Brot“ oder von den Schillerstellen: „spät kommt Ihr, doch Ihr kommt“ — „was rennt das Volk, was wälzt sich dort“ — „der Wahn ist kurz, die Reu ist lang“ — „kühn war das Wort, weil es die Tat nicht war“; oder von Heines „was schert mich Weib, was schert mich Kind“. Auch in der bekannten Zeile eines modernen Liedes „Du bist zu schön, um treu zu sein“ paart sich Wohllaut mit Volksmäßigkeit. Als Kronzeugen für die volkseigene Art der Einsilberhäufung können wir auch Abraham a Santa Clara anführen. Es wimmelt geradezu beim sprachlich urwüchsigen „Pater Fabelhans“ von Sätzen wie: Wers Glück hat, führt die Braut heim.³

1) Auf eine Fauststelle bezieht sich auch die Bemerkung Leo Spitzers, Schubert habe in Gretchens Lied am Spinnrad die Stelle „und ach sein Kuß“, die die Spitze einer Klimax bildet, zu einem „Knalleffekt“ ausgenützt, den allerdings das deutsche einsilbige Wort besonders ermöglichte.

2) Was die Häufung von Einsilbern im französischen Vers anbelangt, so ist schon Louis Racine (1772 in den Bemerkungen zu den Tragödien Jean Racines) dem alten Vorurteil, das solche Häufung verdammt, entgegengetreten. Er führt u. a. folgende Verszeilen von Jean Racine ins Treffen: Quand je fais tout pour lui, s'il ne fait tout pour moi (Bajazet I, 3) — Le jour n'est pas plus pur que le fond de mon coeur (Phèdre IV, 2). Der letzte Vers sei „besonders süß für das Ohr.“

3) Der Spruch „wer's Glück hat, führt die Braut nach Haus“ wird im Volke auch mit dem (ebenfalls aus Einsilbern bestehenden) Zusatz gebraucht: „... und wer's kann, schläft bei ihr.“ Ein Lied aus einer Hanswurstkomödie um 1740, das das Vorbild zum berühmten Hobellied in Raimunds Verschwen-der wurde, setzt die Zeile „wer das Glück hat, führt die Braut heim“ mit folgenden Einsilbern fort: „doch daß ich mich zum Tod drum kränk, da wär ich wohl ein Narr.“

— Was mich nicht brennt, das blas ich nicht — Spreizt sich wie die Katz im Sack — Wasch mir den Pelz und mach mir ihn nicht naß — Lach mich an und gib mich hin, das ist jetzt der Welt ihr Sinn. Zwei Bücher des Pater Abraham haben Titel, die seine Vorliebe für Einsilber bezeugen: Reimb dich oder ich ließ dich — Huy und Pfuy der Welt. Nicht zuletzt sei auch Martin Luther angeführt unter den Meistern der Sprache, die Einsilber häufen können, ohne den Eindruck eines zerhackten Stils zu erwecken. Er schreibt z. B. „Wer sehr schilt, der lobt und wer sehr lobt, der schilt.“ Oder: „Ach Herr, dein Grimm ist groß, wir sind fast nicht mehr dein Volk, du stößt uns von dir und willst nicht mehr der Herr sein, der da hilft.“ (28 Einsilber!)

Auf dem Gebiete der Volkssprichwörter und der volkstümlichen Redensarten ist die Einsilberhäufung besonders heimisch. Man beachte die *formelhaften Wendungen*: in Acht und Bann, mit Fug und Recht, auf Jahr und Tag, Schall und Rauch, schwarz auf weiß, Schuß auf Schuß, Schlag auf Schlag, Zug um Zug, Zahn um Zahn, Hand in Hand, von Mund zu Mund; viele unter ihnen weisen Alliterationen auf: durch dick und dünn, mit Herz und Hand, mit Stumpf und Stiel, klipp und klar, frank und frei, Wohl und Weh, Stock und Stein, mit Haut und Haar, mit Mann und Maus, auf Feld und Flur, der Zahn der Zeit; andere gehorchen dem Endreim: mit Rat und Tat, auf Knall und Fall, schlecht und recht, Lug und Trug, in Saus und Braus, mit Ach und Krach, mit Sack und Pack, auf Schritt und Tritt.

Aus der langen Reihe der einsilberhäufenden *Sprichwörter* führen wir an: Trau, schau wem — Selbst ist der Mann — Ein Mann, ein Wort — Der Mensch denkt, Gott lenkt — Wie der Herr, so der Knecht — Wie der Koch, so der Brei — Wie du mir, so ich dir — Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß — Wer sich warnt, der wehrt sich — Kommt Zeit, kommt Rat — Spar in der Zeit, so hast du in der Not — Wenn das Schwein satt ist, stößt es den Trog um — Wer Glück hat, dem kalbt der Ochs im Stall — Glück und Glas, wie leicht bricht das — Wer die Wahl hat, hat die Qual — Rast ich, so rost ich — Wer lügt, der stiehlt — Aus nichts wird nichts — Wo nichts ist, da fällt nichts ab — Wer zu viel spricht, irrt oft — Geld, das stumm ist, macht grad, was krumm ist — Paßt, wie die Faust aufs Aug — Ein Freund in der Not ist ein Freund in der Tat — Der Mann in den Rat, die Frau in das Bad — Hilf dir selbst, so hilft dir Gott — Ein Schuft, der mehr gibt, als er hat — Auf der Alm da gibts ka Sünd — Was sich liebt, das neckt sich — Macht geht vor Recht — Wes Brot ich eß, des Lied ich sing — In der Welt geht's auf und ab — Dem die Kuh ist, der nimmt sie beim Schwanz — Katz aus dem Haus, rührt sich die Maus — Wer viel kann, muß viel tun — Was bald reif wird, wird bald faul — Wie der Baum, so die Frucht — Der Gast ist wie der Tisch — Wie das Weib ist, so kocht sie den Kohl — Geld im Sack duzt den Wirt — Hast du Geld, so spiel, hast du

keins, so stiehl — Ist leer der Bauch, taugt nichts der Gauch — Auf Freud folgt Leid — Wer viel schwätzt, der lügt viel — Ein Wort ist kein Pfeil — Hab ich was klingt, so krieg ich was singt — Arm ist die Maus, die nur ein Loch hat.

Die Fülle solcher nur Einsilber aufweisenden volkstümlichen Sprichwörter, von denen man Hunderte anführen könnte, zeigt jedenfalls, daß der allgemeinen Entwicklungstendenz zur Wortkürze und zur Bevorzugung der Einsilber von Seiten des volkstümlichen Sprachgebrauchs keine Hemmungen entgegengesetzt werden.



REGISTER

- Abbetteln 167
 Abbild 166
 Abendmahl nehmen auf
 etwas 67
 abgehen zur großen Ar-
 mee 60
 Abglanz 162
 Abhang 166
 abhellen 12
 Abklatsch 247
 ableugnen 95
 abpassen 113
 abschätzig 162
 Abstecher 9
 abstieren 180
 abstinken 147
 Abwasser 162
 acheln 214
 Achse, -l 241, 248
 acht 100
 ächzen 9
 Adrattär 176
 Affen, einen sitzen ha-
 ben, einen sich kau-
 fen 196f
 Afrika 201f
 Ahm, ahmen, Ahming
 95
 Ahnerl 249
 Ahorn, Ahre 99
 Akkord 90
 akkurat 91
 Akme 99
 Akribie 98
 Akrobat, -polis, -sti-
 chon usw. 99
 Akustik 100
 Alarich, Alberich 41
 Alkuskus 215
 Alm 161
 Almosen, alms 284
 Altbüsser 92
 Amalrik 205
 ambassade 41
 Amboß 123
 Ambuschurl 176
 amend 284
 Amt 41, 281, amtieren
 216, 221, Amtsschim-
 mel 281
 Anatolien 201
 andrinople 77
 Angel 247
 Angst 281
 anheimeln 162
 anordnieren 217
 anstellig 162
 Apfel 44, -baum 265
 Arbeitsteilung 265,
 270, 272
 Armee, abgehen zur
 großen 60
 Ärmel 251, 252f
 arme Ritter 22
 Armitschkerl 220
 Arndt 285
 Arras, Artois 44
 Arthur 39
 Artikel, Artillerie 233
 Arzt 282
 Asien 200f
 asticoter 51f
 Attila 108
 Auerochs 280
 aufbäumen sich 166,
 -begehren 163, -put-
 schen 125, -wiegeln
 166
 Augenschein 166
 Augur 90
 Augustus 78
 Auktion 78
 Aurikel 233
 Aurora 209
 aus dem ff 31
 auserkoren 90
 ausdrücken 25
 ausleeren 95
 Ausmaß 166
 ausmerzen 9f
 äußerln 167
 auster 210
 Australien 209ff
 Austria 211
 Autor, -ität 78
 Autriche 211
 Auxiliar- 78
 avaler sa langue; sa
 cartouche usw. 63, 64
 Aviso 241
 Back 10, 11, -fisch 11f
 Bafel 135
 Bahöll 168
 Bajonett 117
 Bakel 237
 Balaclava-day 77
 Ballast 11f
 Ballett 228
 Balz 285
 Banane 18
 Banderole 243
 Bankert 151
 Bankett 228
 Baon 13
 Bär 281
 Bartsch 285
 Basilisk 241
 bass 91
 Bastard 151
 Batt Daff 284
 baver dans le paprika
 109
 Bazillus 237
 Beach-la-mar 225
 Becher 96

behelligen 12f
 beißen 55, 71, ins Gras
 52ff
 Bengel 173, 240
 Benz 285
 Beograd 91
 bergopzoom 71
 Bericht 41
 Bernd 285
 bescheiden 231
 besser 91
 Bettel 240
 Betyar 108
 Bibel 239
 Biez 170f
 biftecks 81
 Bijou 38
 Bild 281, bildsam 166
 Billett 241, 245
 Bise 161
 Bismarck, bismarquer
 12ff
 bissig 171
 Bistum 13
 bite the dust 57
 bitter 171
 Bitzl 170f
 blaazen 168f
 blackmail 26f
 blad 169, 180
 blau 40
 blé 282
 Blei 40
 Blendling 123
 blind 283
 blitzen 9, 137
 blöd 169
 bluchers 72
 Blut 281, -geld 271
 boche 122
 Bock 123, 186
 Bockerlfras 170
 Böcklin 251
 Bodega 12, 183
 Bollette 241
 Bordell 236
 bouche, boucle 230
 bougre 86
 Boul Mich 284
 bosseln 123
 Boston 70f
 bottes, graisser ses 59, 64
 Bowel 135

bracken 9
 bransqueter 49
 braquemart 117
 Brennpunkt 274
 Brezel 238f
 Brig 283
 Brüder, warme 139f
 brûler la paillasse 151f
 buchstabieren 217
 Buckel 230, -insky,
 -omini usw. 221
 bucket, to kick the 65f
 Budget 37
 Büffel 238
 Bug 281
 Bügel 240
 Bulletin 241, 245
 Bummel 240
 Bündel 228, 238
 Bus 12, 283
 Büschel 238
 Buserant 87
 Buße, büßen 91f
 Butike 283
 Büttel 240
 Butzen 123, 171, -schei-
 be 123

Cab 284
 Cacarilla 220
 Calumet 234f
 canard 15
 Cancan 14ff
 cancer, cancre 182f
 caquehan 17
 Carbonari 232
 cargo 43
 casse-gueule, -pattes 89
 casser son crachoire, sa
 pipe usw. 63
 cattivo 23
 Cercle 231
 chaleur solaire 272
 chalumeau 234
 Champ 284
 chancre 183
 chantage, chanter 25f
 Charge, charger 43
 charivari 16, 126
 châtaigne 244, poêle
 à ch-s 170
 Chauken 42
 chelanguer 51

chemise 243
 chétif 23
 Chetzer 86
 cheval, -eresk 43
 cheville 254
 chiben 172
 chibis 51
 chique, poser sa 63
 choisir, choose 90
 chopine 51
 choubersky 63
 chouflick 51
 chtourbe 50
 cif 287
 cingler 51
 circus 231
 Clan 37
 Cliché, Clique 247
 cloche, clock 40
 clown 284
 coeur 90
 cohors 91
 Cortes 91
 Cospoli 13
 Couplet 245
 courage 90
 cour, -toisie 91
 cracher son âme, ses
 embouchures usw. 63
 crown 284
 criméenne 76
 Csárdás 108f
 culotte 252
 cup 121, 230
 curriculum 89
 Custor, Custos 91
 cut the painter 65

Dachtel 19
 dagger, dague 40
 Dagmar 39
 Daktylos 17
 dasticoter 52
 Dattel 17ff
 Davy Jones' locker 65
 dé 282
 Deckel 240
 defend 284
 Defilce 102
 deflorieren 232
 Degen 40
 Degout 90
 Deichsel 240

Denkzettel 19
 Devise 148
 Diabetes 99
 Dichteritis 218
 dick 169, 180, 283
 didones 84
 Dietrich 41, Dietz 285
 Digitalis 19
 dindon 107
 Dirks 285
 Diskurs 89
 Dividende, Division 148
 doigt 282
 Dolch 283
 domini canes 143
 Dorf 44
 Dornenkrone 271
 drall 169, 180
 Drama 20
 drastisch, Drastikum 20
 Drews 285
 Drückotismus 218
 dumm 248
 Dünkel 240
 dünn 169, 180, 283
 dust, to bite the 57, 65

east 209
 Ebbe 162
 Ecke 99
 écrevisse 181
 Edelrost 269, 274
 effeff 31
 Egge 99
 Ehrenmann 166, 268
 Eichel 249
 Eid 41
 Eidergans 280
 Eidetik 241
 Eigenname 269, 273
 eight 100
 Einfaltspinsel 235
 Eisen 40
 -el 238ff
 Elefantenteine 198
 Elend 21ff, glänzendes 23f, graues 24f
 Elentier 280
 Elle 98
 émail 49
 Emmerich 205
 emporheben 95

endokard 90
 Enkel 249
 Ente 15, 77
 entsprechen 163
 Epaulette 252
 Epistel 238
 Erbe 42, Erbsünde 268
 erkoren 90
 Erpressung 25f
 erschweren 166
 erstaunen 164f
 erstunken 147
 Erz 281
 Esel 82, 240
 espy 284
 Essig 96, 99
 essentia 127
 est 209
 éternuer dans le son 63
 Etikette 244
 étonner 165
 Eule 251
 Europa 199f
 Exkurs 89

Fabel 238
 Fackel 231
 Fagune 115
 faire chanter 25f, les kneipes 51, sa malle 64, le gaffe 50, chibis, les schladros 51
 Falkaune, Falkonett 115
 fasces, Faszikel 233
 Fatzke 47
 faul 147, Faulpelz 166
 Faxen 47, 175
 Fegefeuer 209
 Fchde 166
 Feigenblatt 271
 Feldmatratze 152
 fend 284
 Ferkel 251
 fermer son parapluie, son vasistas 63
 Fettnäpfchen, ins — treten 28
 Feuer, Hand ins — legen, für jemd. durch's — gehen 67, Feuerprobe, -taufe 67, 271

feurige Kohlen auf jemandes Haupt sammeln 28ff
 Feuilleton 245
 ff, aus dem 31
 Fibel 239
 Filet 102, à la Welling-ton 72
 Filigran 102
 Fingerhirse, -tang, -zitronen 18, -wurm 189, -hut 266
 Fink 281
 Firn 161
 Fisel 33
 Fisigunkes 33
 Fisikapaperln 32
 fisima 34
 Fisimatenten 32ff
 Fisipatenten 36
 Fisperementli 32f
 Fistel 238
 Fixstern 269
 Flagge 162
 Flak 288
 Flammeri 37
 Flanell 36, 246
 Flegel 173, 240
 Flirt 232
 Flor, -ett, -ida usw. 232
 Floskel 232
 Flotte 162, Flottille 228, 244
 flu 285
 Flut 281
 fob 287
 Föhn 161, 282
 Forelle 251
 Formel 231
 Forst 282
 foxed 194, foxtrot 251
 Fraas 170
 Fragezeichen 269
 Fratz, -e 44ff
 Frau 281
 frichti 50
 Frisco 13
 Fritz 285
 froggy 184
 Frosch 183f, 192f, -augen 198
 F, Schema 31f

Fuchtel 240
 Füllhorn 268, 272
 fünf, Fünftelsaft 127,
 Fünffingerkraut 18
 Furunkel 228, 232
 Furzibus 218
 fuseau, fusée 243
 Fuß 281

Gabel 40, 240, -früh-
 stück 78
 gafe, gaffe, gafre 50
 Gaides 62
 Galopp 44
 Gamin 47ff
 Gangrän 183
 Gardine 243
 Garibaldi 73f
 Garten 91
 Gaspard 185
 gassatim 217
 Gassenhauer 48
 gastieren 217
 Gätzen, Gatzl 82f
 Gauch 185
 Gaul 42, 282
 Gazette 194
 Geisel, -her 41
 Geiß 171
 geistvoll 166, Geistesge-
 genwart 270, 272, 274
 gellen 97
 Gellert 41
 Gemeinplatz 270
 Gent 283
 Ger, -hart, -trud 40
 Geraball 126
 Germanen 37, 39
 Gerücht 249
 geschwind 139
 Gesichtspunkt 269, 273
 Gesindel 247
 Gespräch des Tages
 273
 Gessler 41
 Geweih 155
 gewiß 241, Gewissens-
 freiheit 269, -wurm
 190
 g'flickt 169
 g'haut 179
 Gidi 170
 Giebel 31, 248

Gier 281
 Giesebrecht 41
 Gift nehmen auf et-
 was 67
 Gigolo 48
 Gilbert 41
 Gin 284
 Gimpel 240
 Gipfel 247f
 giroflée à cinq feuilles
 19
 Gisela 41
 Gizzi 170f
 glänzendes Elend 23f
 Gletscher 161
 Glied 281
 Glocke 40
 Glück 281
 Gneisterer 141
 Gnom 282
 goddam 84
 going aloft, west 65, to
 grass 56
 Golf 37
 Götz 285
 goût 90
 Gradiska 91
 graisser ses bottes 59,
 64
 Gras, ins — beißen 52ff
 grass, to go to 56
 grass-widow 149
 Graswitwe 150ff
 graues Elend 24f
 Graz 91
 Grete 12
 Griffel 240
 Grillen 191, grillisie-
 ren 217
 grob 281, Grobian 217
 große Armee, abgehen
 zur 60
 Gruß 281
 g'steppt 169
 Guerilla 244
 Gulden 38
 Guillotine 13
 Gurke 283
 Gürtel 238
 gusto 90

Hadumar 39
 häl 12

Halberabendmahl 78
 halbieren 217
 Hallawachl 173
 Halm 235, 282
 Halunke 66, 243
 Hand ins Feuer legen
 67, Handschuh 266
 Handel 240
 Hanf 281
 Hans 285, -wurst 197
 hare-lip 197
 Harnisch 40
 Hasard 70,
 Hase im Pfeffer 111f
 Hasenscharte 197
 Haubitze 118
 Haupt 281
 Havelock 73
 Hebel, Hechel 240
 Hegel 174
 Heimchen 251, heimeln
 162, Heimweh 166
 Heinrich 41
 Held 41
 Helfferich 41
 heilig 12
 Helvetier 39
 Hemd 243, 280
 Hengst 281
 Henkel 240
 Hephep 171
 herabsenken 95
 Hermelin 250
 Herr, Herz 281
 hier liegt der Hase im
 Pfeffer 111
 high 249
 Himmel 82, 240
 hinscheiden 57
 Hinz 285
 Hirn 281
 hirondelle, avoir une
 — dans le soliveau 193
 Hirt 281
 Hobel 240
 hoch 249, Hochverrat
 273
 Hohn 281
 homunculus 253
 hongre 43
 hop off, hop the twig
 65
 Hosen verlieren 67

Huf 281
 Hügel 281
 Hühnerauge, -brust 197,
 -waden 198
 Hühnerologie 218f
 huit 100
 Hundstage 270, 273
 Husar 89, 108, 118
 Hut 281, Hutschnur,
 das geht über die 68

Idee, Ideal, Idol 241
 Idyll 241
 -ieren 217
 Igel 82, 240
 Illing 155
 immensikoff 76
 impfen 97
 inaugurieren 90
 Indianer 107
 Individuum 148
 Insekt 230
 Isel 238
 Isabellenfarbe 69f

Jahn 285
 Jammertal 271
 Janhagel 52, 84, 239
 Japan 201
 jardin 91
 Jauche 78
 jauchzen 9
 Jauchwind, Jaugwetter
 Jauk 79
 Jause 77f
 Jean Potage 215
 je-m'en-foutisme 279
 Jentsch 285
 jodeln 161
 Johst 285
 Jubel 237
 Judaskuß 271
 Jugendsünde 271
 Jugoslawien 78
 Juice 78
 Justizmord 270
 Juwel 237
 Jux 237

Kabbes, Kabis 137
 Kabel 239
 Kabriolett 171
 Kachel 231

Kachilleion 214
 Kadett 237
 Kai 42
 Kaiserschnitt 269, 274
 Kalamität 235
 Kalk, Kalkül 230
 Kalmus 235
 Kalomel 241
 Kamarilla 228, 244
 Kamel 239
 Kamisol 243
 Kamm 161
 Kanal 118
 Kaninchen 250
 Kanker 183
 Kanon, -e 118
 Kanzel 238
 Kapital, -ell 237
 Kapitel 231, 237
 Kaprizen, Kapriolen
 171
 Kapsel 231
 Kapsizin 107
 Karamell 234f
 Karavelle 243
 Karbol, -id, -onade
 usw. 232
 Karbunkel, -funkel 232
 Karenz 89f
 Karikatur 43
 Karosse 42
 Karren, Karrete 42
 Kartaune 116
 Kartell 243
 Kartoffel 228, 243
 Kassa, Kassette 234
 Kassier 236
 Kastanie, Kastagnette
 244f
 Kastell 238
 Katarrh 85, 195
 Kater 85, 195
 Katharer 84ff
 katharos 85, 86, 195
 Katze 195, Katzenbei-
 ßer 80, -jammer 195,
 -musik 195
 Katzelmacher 79ff
 Katzipori 83, 191
 Kauderwelsch 43
 kauen 172
 Kavallerie 42
 Kegel 248, -schnitt 269,
 273

keifen 172
 Kelch 96
 Kelter 96
 keppeln 172
 Kern 281, kernhaft 166
 Kessel 81, 82, 239, 240
 Kesselbüßer 92
 Kessler 81
 Ketzler 84ff
 Keule 88
 kickeraboo 66
 kick the bucket 65f
 Kieberer, Kiebitz 141
 kiesen 90, Kiesewetter
 91
 Kiewerer, Kiewisch 141
 kifeln 172
 Kille, killen 88
 Kipfel 248
 Kippe 248
 Kirschkuchengesicht
 169
 Kittel 239
 Kitzel 240
 Klachel 172f
 Klasten 98
 Klarinette 242
 Klausel 238
 Klecksographie 219
 Klingel 240
 Klippe 162
 Klöppel 240
 Klüngel 246f
 Knäuel 246f
 Knauf 50
 kneipes, faire les 51
 Kneipier 219
 Knickebein 88f
 Knöchel 228, 238
 Knödel 247
 Knopf 50
 Knüppel 240
 Knüttel 240, -vers 216
 Kohlen, feurige sam-
 meln auf jemaudes
 Haupt 28ff, auf K.
 sitzen 29, 67
 kollern 88
 Kommiß 71
 Konkordat 90
 Konkurs, Konkurrenz
 89
 Konvent, -ikel 233

- Kopf 31, 51, 96, 121
 230, 248, -nüsse 19.
 -kissen 266
 Koppel 238, 245
 kordial 90
 kornblau 13
 Korsar 89, 108
 Korsett 252
 Korso 89
 Kortege 91
 kosten 91
 Kotelett 245
 Krabbe 181
 Krähensfüße 198
 Krämervolk 271
 Krapülinsky 220
 Krätze 185
 Krawall 126
 Krebs 181, 281, krebsen
 mit etwas 182
 Kreisel 246f
 kriecken 241
 Kriegsschauplatz 274
 Krimstecher 77
 Kritikaster 253
 Kropf 241
 Krot, Kröte 184f
 Krug 281, Krügel 228,
 238
 Krüppel 241
 Kübel 31, 121, 230,
 238, 248
 Kuddelmuddel 16
 Kufe 31, 96, 248
 Kugel 88
 Kümmel 82, 239f
 Kumpan, Kumpel 240
 Kunz 285
 Kupfer 114
 Kuppe 31, 248
 Kuppel 31, 230, 238,
 248
 kuppeln 245
 Kur 89ff, -arzt, -haus,
 -ieren, -ios usw. 91
 Kür, -lauf 90
 kurant 88
 kuranzen 89f
 Kurat, -or, -el usw. 91
 Kürbis 120f
 Kuren, Kurland 89
 küren 90
 Kurfürst, -kind, -mark
 usw. 90
- Kurie 91
 Kurier 91
 Kurrende 89
 Kurs, kursiv 89
 Kurtisane 91
- Lamm 248
 Lampen 141
 Land 38, Landestoch-
 ter 273
 Landauer 71
 Lanzette 228
 Larifari 16
 Last 10f
 Latte 44
 Lauer 96
 Lausoleum 214
 Lavendel 239
 lavieren 243
 Lawine 161
 lawn 38
 lazziloff 52
 Leberfleck 273
 Leibchen 252
 leichtgläubig 260
 lentil, lentille 187
 Lenz 281
 letzte Züge 59
 Levante 201
 Libell 237
 Libelle 237, 251
 Lieferant 217, 221
 linotte, siffler la 194
 Linse 187, -ngericht
 271
 Litewka 118
 Loch 91
 Lockspitzel 144f
 Löffel 240, wegwerfen
 55, 65
 Löns 285
 Lord 284
 Lot 40
 louche 97
 loupe 186f, -r 194
 Lücke 91, -n büßen 91f
 Luftpumpe 270
 lungern 67
 Lungenbraten 102
 lupa 186, Lupe 186f,
 248, Lupus 188, 248
 Lust büßen 92
 Lutz 285
- mac 284
 macaronies 215
 Machenschaft 164
 maffick 74
 Magda 13
 Magentarot 73
 maggot, -headed 192
 Magnet, Magnesium 114
 Maharadscha 41
 Mähre 43
 mail, maille 26f
 Mainz 282
 Mais 106
 maître-chanteur 26
 majority, join the 65
 Makel 26, 239
 Makkaroni 215
 Malakoff, -torte 75
 malle 26, faire sa 64
 manger la salade 56,
 l'herbe par la racine
 56, 63f
 Mandel 239
 Männeken, Mannequin
 245
 Manschette 245
 Mantel 42, 236, Man-
 tille 228, 244
 Manz 285
 maquereau 49
 Märchen 228
 Marder 187
 maréchal 49, M. Niel
 73
 Marend 77f
 Marengo 72
 Marie-mange-mon-prêt,
 Marie-je-m'embête
 279
 Marille 22
 Marmelade 234
 marode 133
 Marschall 43
 Masse, massiv 176
 Matcheur 220
 Matz 251
 Maultier 280
 Maus 184, 233, Mäuse
 machen 193
 Mauscholeum 214
 Mautze 185
 Mayonnaise 71f
 Mazagran 73
 mbret 285

- Medaille 27
 mediocris 99
 Meißel 240
 Melk 285
 mend 283
 Menegatta 80
 Mensch 281
 Menschikoff 75f
 Menz 285
 Mergel 42
 Metall 27
 Metz 282
 Metze 249
 Milz 281
 Mine, minieren,
 Mineral 40
 Mirakel 239
 Mistelbacher 141
 Mitesser 232
 Mitmachowski 220
 Mittelalter 268, 273
 Mittelmum 218
 Mob 92ff, 284
 mobility 92ff
 mock-widow 149
 Modernitis 218
 Mönch 282
 monkey, to suck the
 196
 Monokel 239
 mordre le poudre, la
 poussière 57
 Most 96
 mouche 143, 192, mou-
 chard 143
 moyeu 237
 Mucken, Mücken 190f
 Mus 281
 Muschel, Muskel 184f,
 233
 Muskete, Musketier 116
 mutterseelenallein 33,
 257
 Muttersprache 273

 Nabe, -l 241, 248
 nachahmen, -ohmen 94f
 Nachjausen 78
 Nacht 97
 Nachtigall 48, 97, 116
 Nadel 240
 Nagel 240, Nägelein
 248
 nap 137, 284

 Napfezer, nappezen 137
 Narr 281
 Naturstimme 273
 Nebel 239
 Nelke 248
 Nerz 283
 Nest 282
 Netz 281
 neu, neun 97ff
 Neue Welt 204ff
 neuf, new 98
 Nichte 249
 Niels 285
 nightingale 75, 97
 nihil, Nihilismus 102ff
 nine 97
 Nippon 201
 Niveau 237
 nobility 93
 Nowgorod 91
 Nudel 231
 nur 282

 Obelisk 241, 251
 oeil 282, de poule 197
 Ohr 233, 281, -feige 19
 Ohm, ohmen 95
 oiseau 251
 Onkel 233
 Operette 228
 Opium 242
 Orakel 239
 Orange 283
 Ordalien 67
 oreille 233, 254
 Organist, Orgel 240
 orgelet 186
 Orient 201
 Ostara, Osten, Ostern
 209
 Österreich 211
 ours 182

 Pachöll 168
 Paddel 240
 Pafel 135
 paillasse, paillason
 usw. 151f
 painter, to cut the 65
 Palette 242
 Pallasch 118
 Palme 17, 19, palm-oil
 17

 Pampf, pampig, pam-
 stig 174
 Pappel 239, -stiel 13
 Paprika 104ff
 parc, Parkett 249
 Parteismus 218
 Partiten 136
 Parzelle 239
 paschen 113
 Paspel 241
 Patsch 113, 123
 Pedant 215
 Pegel 234
 pégrenne, être en 64
 peilen 234
 Pekesche 118
 pêle-mêle 16
 Pelz 282
 Pendel 239
 Penis 235
 pepper, -box 110
 perdre son bâton, le
 goût au pain 63
 perdreau 26
 Pergament 114
 perikard 90
 Perle 228, 230
 Petiten 136
 pétroleur 74
 Pfalz 282
 Pfarre, -r 244
 Pfeffer 104ff, Hase im
 111f, hinwünschen,
 wo der Pf. wächst
 112f
 Pfeffersack 104ff
 Pferch 244
 Pferd 43, 282
 Pflanz 175, sich pflan-
 zeln 175
 Pflaster 118
 pflücken 96
 Pflug 281
 pfropfen 96
 Pfütze 148
 Piccolomini 231
 pickaninny 226
 Pidgin 226
 pinceau 235
 Plaid 37
 Plan, Planet 98
 Platin, platt 244
 Plombe 38
 Pluzer 119ff

- Pneu 12, 283
 Pöbel 135, 239
 Podium 242
 Pofel, pofeln 135, 239
 pointe 144, 195
 poivre 110
 Polente 183
 Polyp 183
 Portefeuille 37
 poudre, mordre la 57
 poupée 236
 pousser 123
 poussière, mordre la 57
 Preiskurant 89
 Profil 102
 Prokura, -tor 91
 propagieren 96
 Proporz 166, 283
 Propst 282
 Prügel 240
 Prussian, prussien 14,
 72
 psora 188
 Pult 282
 pulumaku 227
 Puppe, Pupille 236
 Puritaner 85
 Purzelbock 123
 Pustel 238
 Puszta 108
 Putsch 123f, -ist, -is-
 mus 125

 Quai 42
 Quark 283
 quenôpe 50
 quetschen 87
 quinque 127
 Quintessenz 127

 Rabeneltern, -söhne
 usw. 127ff
 Rackermichdichtig 89
 racket 39, 247
 Radscha 41
 Raglan 75
 Ragout 90
 raisonner 129f
 Rakete 228, 242f
 Ramasuri 176
 Ramp 177
 Rams, Ramsch 176f
 ranula 183
 Ranunkel 233

 Rappel 240
 raquette 39
 räsonnieren 129ff
 Raspel 240
 rat dans la tête, he has
 rats in his garret 193
 Rationalist 130
 Ratz 251
 Raupe 191
 Rebell, rebellen 126
 Recke 23
 Recht, rechts 41
 Regel 240
 Reich, reich 40f
 reiche Ritter 23
 Rekord 90
 Rekurs 89
 Remasuri, Remisori 176
 Renette-Apfel 233, 245
 renommieren 131
 rex 41
 -rich 41, 205
 Richard 41
 richten, Richter, Rich-
 tung 41
 Riegel 240
 Ringel 240
 Ritter, arme, reiche 22f
 Rodel 229
 rodeln 161
 Rolf 285
 Rolle, rôle 229
 roquets de l'Hélicon 142
 rossignol 97, 181f, 194
 Roß 282
 Rotwelsch 43
 rouge andrinople 77
 roule-par-terre 89
 Rubel 241
 Rückvergütung 280
 Rudel 248
 Ruf 281
 Ruffel 240
 Ruhm, Ruhr 281
 Rum 283
 Runzel 249
 Rüpel 249
 Rupie 241

 Säbel 117, 118, 240
 sacht 249
 Sack 236
 Säckel, -wart 236
 Säge 230

 salade, manger la 59
 Salm 42, 281
 Saloniki 283
 Sammelsurium 218
 Samt 282
 Sandwich 13
 sanft 249
 sansculotte 252
 sapin, sentir le 64
 Sarg 12, 283
 Sattel 240
 Sau 251
 saumon 42
 Schabbesdeckel 136f
 Schabelle 234
 Schacht 249
 Schachtel, Schatulle
 239
 Schädel 31, 121
 Schadenfreude 268
 Schäferstunde 270
 Schaft 249
 Schale 31, 121
 Schalmei 234
 scharf 229
 schattieren 217
 Schaukel 243
 scheiden 231
 Scheitel 240
 Scheiterhaufen 266
 Schelmuffsky 220
 Schema F 31f
 Schemel 234
 Schenkel 249
 scheppern 176
 Scherfflein 250
 schicksaler 51
 schieben 51
 Schiffoir 219
 Schimmel 32
 Schindel 239
 Schisma, schizophren
 231
 Schlabberitis 218
 schladros, faire les 51
 Schlammassel, Schla-
 mastik 239
 Schlampampe 35
 Schlange 189
 Schlegel 240
 Schlendrian 217, 221
 Schlingel 240
 schlingoter, schlinguer
 51

- Schlittschuhlaufen 266
 schluchzen 9, 137
 Schlüssel 240
 schmafu 176
 schmatzen 9
 Schmeh 175
 Schmerz 281
 Schmetterling 188
 schmieren 17
 Schmiere stehen 141
 schmuggeln 114,
 Schmuggel 240
 Schnabel 132, 240,
 schnabulieren 217
 schnalzen, schnappen,
 schnarchen, schnar-
 ren, schnattern,
 schnauben, schnau-
 fen 132
 Schnapphansky 220
 Schnaps 89
 Schnauze 132
 schness 51
 schneuzen 132
 Schnorre, -r, schnor-
 ren 131ff, Schnorre-
 ros 135, 220
 schnoutse 51
 schnüffeln, schnupfen
 132
 Schnur, hauen über die
 69
 Schnurr, -e, -er, -bart
 -pfeifereien 132ff
 Schnute 132
 Schokolade 106
 Schöps 283
 Schorlemorle 33
 Schrein 282
 Schuh 281
 Schurimuri 16
 Schlüssel 238
 Schutzengel 268, -pa-
 tron 280
 schwärzen 114
 schwarz hören, -fahren
 usw. 27, 114
 Schwein 251
 schwelen 139
 Schwengel 240
 Schwerpunkt 273
 Schwindler, schwinden
 138
 schwul 139f, -en 140,
 Schwulität 140, 218
 schwül 139
 Sech 230
 secure, sécurité 91
 Seidel 239
 Seitz 285
 Sektion, Sektor 230
 Selbstüberhebung 280
 Semmel 239
 Senkel 240
 Senne 161
 sentir le sapin 64
 Sepp 285
 Sessel 239
 setzen, ins Fettnäpf-
 chen sich 28
 seufzen 9, 137
 sezieren 229
 Sichel 230
 sicher 91
 Sichtothek 219
 Siebenmeilenstiefel 270
 Siebert 285
 Sieg 281
 Siegel 238
 Sigmar, -ingen 39
 Sinekure 91
 Skrofel 229
 Skrupel 229
 Slogan 37
 Smitum 89
 Sockel, Socken, socle,
 socque 228
 Sold 282
 soleil 254
 Solferinorot 73
 sou 282
 souffler sa veilleuse 63
 Spachtel 229
 Span, über den 64
 Spanner, Spannunge
 141
 Spaten, Spatel 229
 Spatz 251, -enbeine 198
 Speichel 240
 Spektakel 239
 Sperenzchen 32
 Sperling 251
 Spiegel 239, -eier 270
 Spielastik 221
 Spieß 141f, -bürger,
 -geselle 142
 spinal, Spinett 242
 Spinat 242
 Spindel 240
 Spion 144
 spitz, -en 142ff, 195,
 Spitz, -bube, -name
 usw. 142, Spitzel
 140ff
 Sprengel 240
 Spund 96
 spy 284
 Stachel 240, -inski 221
 Stahl 281
 Stammbaum 274
 stänkern 147f
 Star 186
 Stargard 91
 starr, -en 165, 179, 180,
 186
 staunen 164f
 stechen 9, 146f
 Steckbrief 145, stecken
 jemandem etwas 146
 Stecken 244
 Stempel 240
 Stengel 238
 stereos 179
 Stern 281
 St. Gallen 39
 Stichel 240
 Stichtscheid 166
 Stiefel 96, 241
 stier 50, 178ff, stieren,
 stierln 147, 179f
 Stier 251, -Nüw 179
 Stilett 238
 still 281
 Stimmvieh 271
 stinken 51, 146ff, Stin-
 kadores 220
 Stock 145
 Stoppel 239
 stören 179
 storia, story 12, 283
 Strahl 281
 Strapazolum 214
 Streifen 44
 Striegel 240
 Stroh, auf dem 151f
 Strohmänn 149
 Strohwitwe 148ff
 Strolch 282
 Stück 281
 Stuhl 281
 Stummel, Stumpf 248

Stündeler 266
 Sukkurs 89
 Sündenbock 271f
 Sünkli 254
 Supercargo 43
 Suppak 220
 sure, sûr, -eté 91

Tabelle 237
 Tabernakel 232
 Tableau, Tablett 237
 Taburett 245
 Tafel 237, 239
 tagen 164
 Tagesordnung 270, -ge-
 spräch 273
 Tambur, -in 245
 Tamtam 16
 Tartuffel 243
 Tatarennachricht 77
 Taube 116, 193
 Taumel 240
 taureau 254
 Taverne 232
 Teer 162
 teigne 191
 Telefon 272
 Telefunkn 219
 Tenten 33
 Terzerol 116
 testa, tête 30, 121
 textil 245
 Theodorich 41
 Thomas 155
 Thronrede 268, 270
 Tiegel 239
 Tietz 285
 Tisch 242
 Titschkerl, -n 117
 Toast 153f
 Töchter des Landes 273
 Töcherschule 166
 Todsünde 270
 Tohuwabohu 16
 Toilette 245
 tollisieren 217
 Tonne 42
 Tornister 118
 Tory 37
 tosten 153
 town 42
 Trabant 118
 Trajekt 96
 Tran 162

Trapez 242
 Treppenwitz 270, 272
 treten, ins Fettnäpfchen
 28
 Trichter 96
 trinquer 49
 Trocadéro 73
 Troddel 246
 Trommel, Trompete
 248
 Trottel 112
 Trüffel 241
 Tuberke!, Tuberer 232
 tuer le ver 192
 Tunnel 42, 246
 Tüpfel 238
 Tür 281
 turkey 107
 türkischer Pfeffer,
 Weizen 107
 Turteltaube 280
 twig, to hop the 65

Uhl 285
 Ulk 281
 Ulrich 41, 281
 Umal 78
 Unbill 165
 umwenden 95
 unentwegt 165
 -ung 261f
 Unglück 281
 Uriasbrief 271
 Urteil 67
 vache 49
 vaisseau 255
 Valet 41f
 Vamp 285
 van 285
 Vanille 228, 244
 Vasall 41f
 vasistas 49, fermer son
 63
 Vehikel 239
 Veilchen 250
 veilleuse, souffler sa 63
 vendre le calebasse 121
 Vercingetorix 41
 Veronal 154f
 verpetzen 141
 verpfeffert 111
 ver rongeur 190, tuer
 le ver 192

versammelt werden zu
 seinem Volke, seinen
 Vätern 58
 verschneiden 57
 verschwenden 138
 Verschwindibus 218
 vertagen 164
 verzetteln 166
 Veteran 230
 Vettel 230
 veuve 148
 viel 281
 Vignette 244
 vin d'âne, de cerf, de
 lion usw. 196
 vingt 282
 Visament 35
 Visegrad 91
 Visipatenten 33
 Visum, Vision, Visage
 usw. 241
 Vogt 282
 Völkerwanderung 268
 Volkslied 271
 voll 283
 vorahmen 95
 Vorbedingung 280
 Vorspiegelung 166

Wächter 166
 Waise 148
 Walachen, Wallach 43
 Walfisch 280
 Walnuß 43
 Walstatt 90
 Wams 282
 Wandel 240
 warme Brüder 139f
 Waschlapsky 220
 Waterloo, -day 72
 Weg alles Fleisches 58
 wegpaschen 113
 Weibel 240
 Wein 95, 244
 weise, -n 241
 Weisheitszahn 270
 Weißbäcker 13
 Wellington, filet à la
 72
 welsch 43
 Welt 281, -klugheit 271
 Wendekreis 269
 Wert 44
 Whisky 37

Wickel 240
 widerspiegeln 95
 widow 148
 Wiesel 251
 wife in water colours
 149
 wild 281
 Willkür 90
 Windel 240
 Winzer 95
 Wirbel 240
 Wirrwar 16
 wissen, Witz 241
 Witwe 148, 151
 wo der Pfeffer wächst
 112
 Wolf 186ff, 248
 Wolfsrachen 197
 Wolle 36
 worm of conscience
 190
 Worms 282
 Wrack 9
 wretch 23

Wuppdich 89
 Wurm 188ff, wurmen
 190, Würmer aus der
 Nase ziehen 189
 Wut 281

 yard 91

 Zahl 280
 Zankapfel 268
 Zaun 42
 Zehnerjaue 72
 Zerwürfnis 166
 Zettel 231
 Zickzack 71
 Ziege, -npeter 171,
 -naglöckl 59
 Ziegel 239
 Zimbel 239
 Zimmer 248
 Zimt 282
 Zirkel 231
 Z'nüni 77
 Zoll 98, 282

Zoo, Zolli 12
 Zuber 155
 Zügel 240
 Zügen, in den letzten
 59
 Züriputsch 124
 Z'vieri 77
 zwanzig 155
 zwar 282
 Zwecken, Zweifel,
 Zweig, Zwi 155
 Zwickel 240
 Zwieback 155
 Zwiebel 231
 Zwielight, -spalt, -sel,
 -tracht 155
 Zwilch, Zwilling,
 Zwirn, Zwist, Zwi-
 ter 155
 Zwingli 155
 zwischen 155, Zwi-
 schenpause 280
 Zwölefant 155
 zwölff 155

Pressestimmen über das 1935 erschienene Buch von Storfer, „Wörter und ihre Schicksale“

N.-S.-Erzieher: Man muß diesen fruchtbaren Versuch als restlos gelungen, als eine Höchstleistung bezeichnen... Jedes Kapitel liest sich wie ein Roman... Eine solche im Geiste Rudolf Hildebrands geübte Betrachtungsweise gibt dem Deutschlehrer neben der eigenen Wissensbereicherung ein methodisch wertvolles Hilfsmittel an die Hand, schenkt darüber hinaus insbesondere den Schülern die Freude eigenen Forschens.

Nat. Soz. B. Z. Es ist eines der lebendigsten Sprachbücher, das wir hier erhalten haben. So muß Sprache gelehrt werden.

Frankfurter Zeitung: Der Verfasser ist nicht nur gelehrt, er ist auch unterhaltend; er zielt weit und deutet spannend. (Rudolf Geck.)

Berliner Tageblatt: Storfer hat mit Geschick solche Wörter ausgewählt, die Appetit machen sollen und können, sprachliche Dinge überhaupt zu genießen. Sozusagen philologische Hors-d'Oeuvres. (K. Korn.)

Münchner Neueste Nachrichten: Daß auch einmal psychologische Erkenntnisse zur Erklärung und Deutung sprachlicher Vorgänge zu Hilfe genommen werden, gibt Storfers Buch unter ähnlichen einen Vorzug.

Magdeburgische Zeitung: Eines der prachtvollsten Bücher über Wortgeschichte, die es je gab... Umfassende Kenntnis der Sprachgeschichte und glänzende Darstellungskunst... Dieses so vergnügliche wie belehrende Buch entkleidet Wissenschaft jeden Bartes und bleibt doch wissenschaftlich genau bis in den letzten Satz.

Hamburger Anzeiger: Aus dem schlichten Titel des Buches läßt sich kaum darauf schließen, welche erregende Schätze es vor dem Leser ausbreitet. Wer einmal darin blättert, wird nicht eher zur Ruhe kommen, als bis er den trefflichen Band auf dem eigenen Tisch vor sich liegen hat.

Neues Tagblatt, Stuttgart: Das Buch gehört zu jener bei uns seltenen Art, die Wissenschaftliches in unterhaltender Form darzubieten versteht. Die erfreulichste Wirkung wird das Buch dort entfalten, wo ein beschaulicher Leser es zu dauerndem Umgang erwählt. (Herbert Nette.)

Neue Zürcher Zeitung: Es ist ein Vergnügen mit Storfer den Weg zu den Quellen zu tun... Es fällt dem Referenten schwer, nicht aus jeder Seite von Storfers Buch eine Sprachrosine herauszupicken, aber diese angenehme Arbeit mag der Leser besorgen.

National-Zeitung, Basel:... Über all das gibt Storfer Auskunft in stets unterhaltsamen, zuweilen gepfefferten, aber gründlich fundierten und klar entwickelten Artikeln.

Basler Nachrichten: Jeder der einzelnen Artikel ist eine kleine sprach- und kulturgeschichtliche Monographie, wie wir sie amüsanter und bunter nicht sobald gesehen und gelesen haben.

Express, Biel: Keine Mittelschule, keine zehn Semester deutschen Sprachstudiums auf der Universität haben uns soviel Erkenntnisse beizubringen vermocht, wie dieses ausgezeichnete Buch.

Pressestimmen über das 1935 erschienene Buch von Storfer, „Wörter und ihre Schicksale“

Die Literatur: In Storfers Buch sind Gelehrsamkeit, Witz und Laune den vorzüglichsten Bund eingegangen, und wir können versichern, daß wir einschließlich der sogenannten „schönen“ Literatur seit langem von keinem Buch solch köstliche Stunden einer zugleich freimütigen und nachdenklichen Unterhaltung empfangen haben. (W. E. Süskind.)

Deutsche Rundschau: Der Verfasser versteht es meisterhaft, den philologischen Stoff lebensnah und lebendig zu machen.

Die Muttersprache: Ein glücklicher Gedanke... Umfassende Gelehrsamkeit... Lebendige Darstellungskunst. (Karl Scheffler.)

Monatsblätter des Deutschen Buch-Clubs Hamburg: Eine Lawine von Witz, Wissen und Vermutung... So treibt das Buch allerorts den Teufel der wissenschaftlichen Trockenheit aus... mit dem Erzengelsschwert einer lebendigen, fröhlichen und freimütigen Bildung.

Imago: Immer wieder ist der Leitgedanke zu merken, die Brücke von der Sprache zum Menschen zu schlagen, der sie schafft und spricht.

Nation und Schrifttum: Ich wüßte kein Werk auf diesem Gebiet, das uns so tief in die Geheimniswelt unserer Muttersprache hineinführt... Allen denen, die zu Hütern unseres deutschen Sprachgutes bestellt sind, sei dieses seltene Werk angelegentlich empfohlen... (K. Burkert.)

Jüdische Rundschau (Berlin): In einer polyhistorischen Form, die im Gälischen so gut Bescheid weiß wie im Berliner Dialekt oder im Pariser Argot, gibt er die Lebensgeschichte einer großen Anzahl von Worten, die dem Leser eine Ahnung von der organischen Verflechtung allen Weltgeschehens vermittelt.

Wiener Bildungsbriefe (Volksbildungsreferat der Stadt Wien): Ein ernstes wissenschaftliches Werk, das zudem in einem derartig witzig-unterhaltlichem Ton und in einer einfachen, aber wirklich edlen Sprache geschrieben ist, das es geradezu als ein Muster eines volksbildnerischen, eines volkswissenschaftlichen Werkes bezeichnet werden muß.

Neues Wiener Tagblatt: So flott und unterhaltlich erzählt, daß wir die 400 Seiten in vier Portionen rasch nacheinander verspeist haben. (Prof. R. F. Arnold.)

Prager Presse: Die fesselndsten kultur- und zeitgeschichtlichen Essays... Die glückliche Anlage und Ausführung macht aus Storfers Buch einen richtigen Büchmann des Sprachlebens, für jedermann wertvoll.

Reichssender Köln: Wissenschaftlich zuverlässig und doch unbeschwert in der Form... Ein erstaunlich vielseitiges anekdotisches und geschichtliches Material ist mit Geschick verwertet. Der Leser dieses Buches wird sich wahrlich sagen: warum habe ich mich nicht schon lange mit dieser kurzweiligen Sache befaßt, die sich Wortgeschichte nennt.

O. Kurt — Schaab

MUSIKGESCHICHTE

von der Antike bis zur Gegenwart

in 600 Fragen

bearbeitet von Hans Gál

In Leinen RM 4.50, kart. RM 3.50

„Ein richtiges Volksbuch, dessen Wert auf den ersten Blick zu erkennen ist. Auf die besondere Verwendbarkeit dieser originellen Musikgeschichte, die auch ohne die Fragenbeilage zusammenhängend gelesen werden kann, sei ganz besonders hingewiesen.“
Volkszeitung, Wien.

„Die Verfasserin wendet geschickt die Methode der Längsschnitte an, also die gesonderte Behandlung der einzelnen Hauptzweige der Musik.“
Schweizer musikpädagogische Blätter.

„Ein für alle Kreise brauchbares Kompendium der Musikgeschichte liegt hier vor.“
Wiener Neueste Nachrichten.

„Sehr wertvoll ist, daß das Buch nicht zeitliche Querschnitte gibt, sondern nach Gattungen aufgebaut ist.“
Neues Wiener Abendblatt.

„Die Musikgeschichte kommt dem Bedürfnis nach knapper, fest umrissener und möglichst erschöpfender Orientierung über musikhistorische Einzelfragen entgegen.“
Frankfurter Zeitung.

„Eine besonders glückliche Lösung der Vermittlung musikgeschichtlicher Kenntnisse. Gegliedert in die Gebiete: Altertum, Mittelalter, Oper, Kirchenmusik, Lied, Klavier, Violine, Orchester, Nationale Schulen, wird von jedem Abschnitt ein völlig zusammenhängendes Bild gegeben; denn die Fragen sind nicht in die Darstellung einbezogen, sondern in einer Beigabe vereinigt, die mit korrespondierenden Textzahlen versehen ist. Und darin liegt das Besondere des Werkes, da es die Vorzüge einer ausgezeichneten Geschichtsdarstellung mit dem eines gründlichen Lehrbuches vereinigt.“
Das Konzert, Hamburg.

„In großen Zügen werden die Wandlungen des Formideals der verschiedenen Gattungen und ihre völker- und einzelspsychologischen Grundlagen umrissen und trotz der Knappheit der Darstellung nie schief, sondern mit einer unverkennbaren, das Buch hochqualifizierenden Tendenz zur Objektivität charakterisiert.“
Allgemeine Musikzeitung, Leipzig.

VERLAG DR. ROLF PASSER, WIEN—LEIPZIG

Franz Brentano

AENIGMATIAS

In Leinen RM 2.20

3. Auflage

Die berühmten 400 Rätsel des Philosophen Franz Brentano, die durch ihre dichterische Form und durch ihren geistreichen Inhalt bezaubern. Hier einige Proben:

DIE UNEINIGEN SCHWESTERN.

Zwei Schwestern kenne ich, — kannst du es fassen?

Die ganz zusammen passen,

Jed' Werk gemeinsam tun

Und nachts mitsammen ruhn:

Doch, gilt's in kleinsten Fragen

Ja oder nein zu sagen,

Wirst jedesmal du schn,

Daß die zwei Schwestern auseinander gehn.

uəddɪɹ

LOGISCHES MALHEUR.

Was ohne mich, steht so schon fest.

Was mit mir, sich erschließen läßt,

Doch keine Hoffnung fern und nah,

Gilt von mir der Satz: A ist A.

hɪ

HOMOIONYM.

Säumt die Gefallenen nicht vereint,

Eh es am Himmel getrennt erscheint.

ɪnzuzrəbən

CHARADOID.

Ein Schmerz, ein Ausruf und ein ewig Nein

Wird stets der Grund von aller Freundschaft sein.

Harmonie

CHARADOID.

Kleinste Zeit in kleinster Zeit

Genügt das zur Unsterblichkeit?

Monument